Beiträge zur Litteraturgeschichte

des

Luxemburger Dialektes.

Oder:

die hauptsächlichsten schriftstellerischen Erzeugnisse

in diesem Dialekte.

Von

Martin BLUM, Pfarrer.

I. Heft.

Luxemburg.
P. WORRÉ-MERTENS.
1899.

Beiträge zur Litteraturgeschichte

des

Luxemburger Dialektes.

Oder:

die hauptsächlichsten schriftstellerischen Erzeugnisse

in diesem Dialekte.

Von

Martin BLUM, Pfarrer.

I. Heft.

Luxemburg.
P. WORRÉ-MERTENS.
1899.

I.

In früheren Zeiten finden wir nirgends eine Spur, daß die Luxemburger Mundart als Schriftsprache in Uebung gewesen wäre; ja, noch in den ersten zwei Dezennien dieses Jahrhunderts war nicht der leiseste Versuch gemacht worden, die heimathlichen Laute zum schriftlichen Gedankenausdrucke zu benutzen. Allerdings begegnen wir im vorigen Jahrhundert in unserer Heimath dem sogenannten „Blannen Theis", welcher auf Jahrmärkten und Kirmessen, als eine Art „fahrender Sänger" umherzog und dort seine im luxemburger Dialekte selbstverfaßten „ungewaschenen Lieder" mit kreischender Violin-Begleitung zum Besten gab. Doch das Andenken an ihn und seine „Lieder" ist heutzutage fast ganz erloschen, und nur höchst selten mehr ertönen, bei wüsten Saufgelagen, vereinzelte Verse oder Strophen seiner schmutzigen Zoten. Nichts, was der „blinde Theis" gedichtet und componirt hat, ist gedruckt worden, [1]) und das eben ist das Beste an seinen dichterischen Schöpfungen, daß sie dem Meere der Vergessenheit anheimgefallen sind.

Erst gegen Ende der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts traten, anfangs allerdings schüchtern, aber später muthiger und entschiedener, verschiedene Luxemburger auf, welche in ihrer eigenen Mundart einzelne Gedichte veröffentlichten. Den Reigen eröffneten Anton Meyer, Professor in Echternach, (später in Lüttich) und Jakob Diedenhofen, Student des Athenäums zu Luxemburg. Ihnen folgten bald J. Fr. Gangler, Edm. de la Fontaine, M. Lentz, L. A. Fendius, M. Rodange, J. J. Ménard. N. Gonner, J. B. Nau, N. E. Becker und andere, von denen allen später noch Rede sein wird.

Als man nun begonnen, die heimathlichen Töne der erhabenen Dichtkunst dienstbar zu machen, mußte auch daran gedacht werden, Sprachregeln aufzustellen, nach welchen unser Dialekt sollte geschrieben werden. Wir glauben, unsern Lesern Vergnügen zu bereiten, wenn wir nachstehend — so weit sie zu unserer Kenntniß gekommen sind — in chronologischer Reihenfolge jene Werke anführen, welche sich besonders mit dem Studium unseres luxemburger Dialektes bisher befaßt haben.

Es sind folgende:

1. **MEYER Anton.** E' Schrek op dé Lezeburger Parnassus. Lezeburg. J. Lamort 1829. Besonderes „Virwurt" und „Nohried" (Vorwort und Nachwort.)

2. **GANGLER Johann Franz.** Koirbrumen um Lamperbièreg

[1]) Bruchstücke von einzelnen dieser Lieder (z. B. „Zu Arel op der Knippchen") findet man in dem Werke von N. Warker: „Wintergrün", 2. Aufl. S. 80,84 und 105, wo der geneigte Leser selbe nachschlagen mag.

geplekt. Lezebureg, J. Lamort, 1841. Besonders: „Etwas über die Aussprache" und „Glossarium" (Wörterbuch.

3. **HARDT Mathias.** Vokabulismus der Sauermundart. Trier 1843. (Dissertation des Programms des Progymnasiums von Echternach 1842—1843. S. 1—29.)

4. **GLODEN H.** „Vorwort", „Gramatisches" und „Einige Verdeutschungen". (In dem Werke: Anton Meyer, Luxemburgische Gedichte und Fabeln. Brüssel 1845.

5. **GANGLER Johann, Franz.** Lexikon der Luxemburger Umgangssprache (wie sie in und um Luxemburg gesprochen wird) mit hochdeutscher und französischer Uebersetzung und Erklärung. Luxemburg, J. Lamort 1847.

6. **De la FONTAINE Gaspar-Theodor-Ignaz.** Lieux-dits. (In den Publikationen der archäologischen Gesellschaft von Luxemburg. Band VI. Jahrg. 1850. S. 140—145).

7. **ENGLING Johann.** Bemerkungen über die Abstammung des Namens „Frisingen" und anderer Ortschaften auf „zingen" und „singen". (Ebendaselbst. Band VII. Jahrg. 1851. S. 235—236.

8. **HEINEN Heinrich.** Einige Worte zur Beleuchtung einer historischen Notiz und zugleich die Erwiederung auf die Anmerkung über die Abstammung des Namens Frisingen. (Ebendaselbst. S. 237—238.)

9. **THYES Félix.** Essai sur la poésie luxembourgeoise. Bruxelles, 1854.

10. **De la FONTAINE Gaspar-Théodor-Ignaz.** Extrait d'un essai étymologique sur les noms de lieux du Luxembourg germanique. (Publikationen der archäologischen Gesellschaft. Band IX, Jahrg. 1853. S. 28—64; Band X, Jahrg. 1854. S. 161—206; Band XII, Jahrg. 1856. S. 28—78; Band XIII, Jahrg. 1857. S. 17—62; Band XIV, Jahrg. 1858. S. 25—65.)

11. **IDEM.** Extrait d'un essai étymologique sur les noms de lieux du Luxembourg belge. (Ebendaselbst. Band XV, Jahrg. 1859. S. 12—43.)

12. **IDEM.** Extrait d'un essai étymologique sur les noms de lieux du Luxembourg français. (Ebendaselbst. Band XVIII, Jahrg. 1862. S. 177—226.)

13. **KLEIN Peter,** Die Sprache der Luxemburger. (Ebendaselbst Band X, Jahrg. 1854. S. 1—52.)

14. **HARDT Mathias.** Bericht über die Zweckmäßigkeit der Feststellung einer offiziellen Schreibung der Ortsnamen des Großherzogthums und über die dabei anzunehmenden Grundlagen. (Ebendaselbst. S. 347—250.)

15. **MEYER Anton.** Règelbüchelchen vum Lezeburger Orthograf. En Uress, als Prôw, d'Fraechen aus dem Hâ a Versen. Lüttich. H. Dessain 1854.

16. **De la FONTAINE Edmund (Dicks).** Versuch über die Orthographie der luxemburger deutschen Mundart. Luxemburg. V. Bück. 1855.

17. **HARDT Mathias.** Bericht über die Feststellung einer offiziellen Schreibung der Ortsnamen des Großherzogthums Luxemburg. (In den Publikationen der archäologischen Gesellschaft von Luxemburg. Band XIII, Jahrg. 1857, S. 113—120)

18. **Die deutsche Mundart** in Luxemburg. (Im „Magazin für die Literatur des Auslandes". Jahrg. 1867, Nr. 15.)

19. **Der luxemburgische Dialekt.** (In der „Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung". Jahrg. 1867, Nr. 47.)

20. **STRONCK Michel.** Historisch-philologische Studien über das gallische Belgien und die in demselben entstandenen Sprachgrenzen, unter besonderer Berücksichtigung des Luxemburger Dialektes. (Mit einer Karte.) Publikationen der archäologischen Gesellschaft. Band XXIV, (II) Jahrg. 1868. S. 271—294.)

21. **STEFFEN Nicolaus.** Vergleichung unseres Dialektes, unserer Volkslieder, Sprichwörter, Spiele, Sagen und Mährchen, Sitten und Bräuche, u. s. w., u. s. w., mit denen des Siebenbürgisch-Sächsischen Volksstammes. (In der von ihm edirten Zeitschrift: „Das Vaterland." Wochenblatt für Luxemburgische National-Literatur. Luxemburg. M. Bourger. 1869. Nr. 11—14, 16, 18, 20, 25, 31).

22. **IDEM.** Unsere Stammverwandschaft (Nationalität). (Ebendaselbst. Nr. 1).

23. **HARDT Mathias.** Luxemburger Weisthümer, als Nachlese zu Jacob Grimms Weisthümern, gesammelt und eingeleitet. Luxemburg. V. Bück. 1868—1870 (5 Lieferungen).

24. **STRONCK Michel.** Etymologische Forschungen, als Beitrag zu den Studien des Hrn. de la Fontaine, über die Ableitung der Ortsnamen des Luxemburger Landes. (In den Publikationen der archäologischen Gesellschaft von Luxemburg. Band XXVI (IV), Jahrg. 1870—1871. S. 118—133).

25. **GREDT Nicolaus.** Die Luxemburger Mundart. Ihre Bedeutung und ihr Einfluß auf Volkscharakter und Volksbildung. Luxemburg. Pet. Brück. 1871. (Dissertation in dem Programm des Athenäums von Luxemburg. 1870—1871. S. 3—63).

26. **LENTZ Michel.** Spâss an Iérscht. Liddercher a Gedichten Letzeburég. V. Bück. «Firwurt» (Vorwort) und «Glossar» (Wörterbuch).

27. **WIES Nicolaus.** Archäologische Briefe. (In der Zeitung: das Luxemburger Wort für Wahrheit und Recht. Luxemburg. Pet. Brück 1875. Nr. 71, 74—76, 78, 79, 81, 82, 85, 87—90, 92, 93, 95, 97, 106, 107, 109, 111).

28. **STRONCK Michel.** Sur la prétendue translation d'une colonie

saxonne dans le pays de Luxembourg. Luxembourg 1877.

29. **GONNER Nicolaus.** Onserer Lider a Gedichter an onserer Letzeburger-deitscher Sproch. Dubuque. Iowa 1879. «Virried». (Vorwort).

30. **BEAUVOIS Eugène.** L'idiôme luxembourgeois et sa littérature. (Auszug aus dem Pariſer «Polybiblion», abgedruckt im „Luxemburger Wort". Jahrg. 1879. Nr. 278—279).

31. **WAGNER Anton.** Deutſche Grammatik, zunächſt für die luxemburger Schuljugend in den Ober-Primärſchulen, Penſionaten und höheren Lehranſtalten, nebſt einem Fremdwörterbuch als Anhang. Luxemburg. Pet. Brück. 1880. (Eiftes und zwölftes Kapitel: Ueber den Gebrauch einzelner Wörter. — Luxemburgiſche und hochdeutſche Ausdrücke).

32. **GONNER Nicolaus.** Prairieblummen. Eng Sammlonk fu Lidder a Gedichter an onserer letzebûrgerdeitscher Sprôch. Dubuque, Iowa, 1883. «Firwurt» und «Glossar». (Vorwort und Wörterbuch).

33. **GREDT Nicolaus.** Die Luxemburger Mundart. (In der Zeitſchrift: das Luxemburger Land. Organ für vaterländiſche Geſchichte, Kunſt und Literatur von J. N. Mœs und Karl Mersch. Jahrg. II. 1883. Nr. 11).

34. **GONNER Nicolaus.** Die Sprache der Luxemburger in den Vereinigten Staaten Amerika's. (Ebendaſelbſt. Nr. 23).

35. **MENAGER Lorenz.** Die Doppellaute unſerer Mundart. (Ebendaſelbſt. Nr. 31).

36. **SCHWEISTHAL Martin.** Remarques sur le rôle de l'élément franc dans la formation de la langue française. Paris MDCCCLXXXIII. (1883).

37. **GLÆSENER Johann Peter.** Le Grand-Duché de Luxembourg historique et pittoresque. Diekirch. Just. Schrœll. 1885. (Kapitel VII: L'éthnographie, la linguistique, la littérature et la bibliographie)

38. **FOLLMANN Ferd. Mich.** Die Mundart der Deutſch-Lothringer und Luxemburger. I. Teil. Metz 1886.

39. **MŒS Johann Nicolaus.** Rechtſchreibungsregeln der luxemburger Mundart. (In der Zeitſchrift: „Das Luxemburger Land. Organ für vaterländiſche Geſchichte, Kunſt und Litteratur". von Nic. van Werveeke. Luxemburg, Pet. Brück, V. Jahrg. 1886, Nr. 5—6).

40. **LINDEN J. G. A.** Ueber Flurnamen. (Ebendaſelbſt, Nr. 22, 23, 25—29, 31.)

41. **REINERS Adam.** Ons Sproch. (In der von ihm herausgegebenen Zeitſchrift: „Das Vaterland. Organ für Luxemburgiſche Geſchichte, Kunſt und Litteratur." Grevenmacher. J. Esslen, 1889, Nr. 9—12.

42. **WEBER Josef.** Lezeburgesch-latein-fransesch-deitschen Dixionèr fun de Planzen. (In dem: Recueil des mémoires et des travanx publiés par la Société botanique du Grand-Duché de Luxembourg. N° XII. 1887—1889, Luxembourg, P. Breithof. 1889. (S. 41—144.)

43. **FOLLMANN F.** Die Mundart der Deutsch-Lothringer und Luxemburger. II. Teil Vocalismus. Metz 1890.

44. **SCHWEISTHAL Martin.** Une loi phonétique de la langue des Francs-Saliens. Extrait du Tome XVIII des „Mémoires couronnés et autres mémoires publiés par l'Académie Royale de Belgique", Bruxelles 1889.

45. **MEIER John.** Bruder Hermanns Leben der Gräfin Jolande von Vianden mit Einleitung und Anmerkungen (Heft 7 der „Germanistischen Abhandlungen", herausgegeben von Karl Weinhold) Breslau 1889.

48. **SCHWEISTHAL Martin.** Le dialect allemand de Luxembourg. (In dem „Luxemburger Wort", Jahrg. 1891, Nr. 278.)

Am Schlusse der sub. Nr. 43 citirten Schrift sagt Herr Professor Follmann aus Metz, unser geschätzter Mitarbeiter, Folgendes: „In einem dritten und letzten Teile gedenken wir später die Flexion, die Wortbildung und den Wortschatz der Mundart zu behandeln. . ."

Auch hat Herr Follmann, wenn wir nicht irren, noch einige Aufsätze über den luxemburger Dialekt in einer deutschen Zeitschrift veröffentlicht. Wir möchten den geehrten Herrn bitten, uns gütigst über diesen Punkt Näheres berichten zu wollen. Sodann haben wir auch das Vergnügen mitzutheilen, daß derselbe Verfasser eben die letzte Hand an ein Manuscript legt, betitelt: „Die Sprache der Luxemburger Weistümer vor dem Jahre 1500", mit dessen Veröffentlichung wir in einer der nächsten Nummern beginnen werden.

Hiermit hätten wir, soweit selbe zu unserer Kenntniß gelangt sind, das Verzeichniß aller jener Werke und Aufsätze gebracht, welche sich mehr oder weniger mit dem Studium unseres Dialektes befassen. Sollte einer oder der andere unserer werthen Leser vielleicht noch weitere als die angeführten Quellen kennen, so möchten wir ihn freundlichst bitten, uns selbe gütigst anzeigen zu wollen, damit wir sie in einer späteren Nummer unseres Blattes nachträglich namhaft machen können. Hier trifft nämlich der alte Spruch zu: «Quod abundat, non vitiut» (Was zuviel ist, ist kein Fehler).

In der folgenden Nummer werden wir ein Verzeichniß mittheilen von Allem, was in unserer Mundart bisher, in Prosa oder in Versen, veröffentlicht worden ist, natürlich, in soweit diese Werke und Abhandlungen uns bekannt sind.

Zu den in der vorigen Nummer unserer Zeitschrift angeführten Quellen über unseren heimathlichen Dialekt haben wir noch hinzuzufügen:

49. **MICHEL Mathæus.** Zwei Echternacher Weisthümer. Luxemburg. Viet. Bück 1851. Dissertation in dem Programm des Progymnasiums von Echternach, 1850—1851. S. I—II und 1—11.)

50. **HARDT Mathias.** Burgfrieden von Ureu und Fels. Ein diplomatischer Beitrag zur Untersuchung luxemburgischer Urkunden. (In den Publikationen der archäologischen Gesellschaft von Luxemburg. Band VII; Jahrg. 1851, S. 1—21.)

Sodann machte Herr A. Klensch, wirkliches Vereinsmitglied, uns noch auf folgende Quellen aufmerksam:

51. **ERASMY Mathias.** Varianten-Sammlung der bemerkenswerthen Ortsnamen aus den Urkunden und aus dem Munde des Volkes. Luxemburg. Wittwe Behrens. (Ohne Datum).

52. **RODANGE Michel.** E Wuurd fir de Lieser (in seinem Werke: Rénert oder de Fuuss am Frack an a Ma'nsgrésst. Letzebuurg. J. Joris 1872).

53. **LENTZ Michel.** Glossar (in seinem Werke: Hiérschtblumen. Liddercher a Gedichten. Letzeburg. Jos. Beffort 1887.)

II.

Nachdem wir in Nr. 1 der „Hémecht" sowie in dem voranstehenden Nachtrage eine, wie wir glauben, ziemlich erschöpfende Liste aller jener Werke und Aufsätze, welche sich mit dem speziellen Studium unseres Dialektes befassen, aufgestellt, beginnen wir mit der chronologischen Aufzählung aller in luxemburger Mundart erschienenen Arbeiten. Zum Voraus bemerken wir, daß für jetzt von biographischen Notizen unserer Schriftsteller, sowie auch von einer Beurtheilung ihrer Werke abgesehen wird, da wir entschlossen sind, später auf diese beiden Punkte zurückzukommen. Für heute möge es daher genügen, wenn wir uns auf die bloßen Namens- und Titelangabe der Autoren, resp. ihrer litterarischen Produkte beschränken. Bei dieser Aufzählung bezwecken wir hauptsächlich, zu zeigen, daß unsere Litteratur im luxemburger Dialekte viel reichhaltiger ist, als vielleicht mancher unserer Leser wähnen möchte.

I. **MEYER Anton.** 1. E' Schrek op de letzeburger Parnassus. Letzeburg. J. Lamort 1829.

2. Jong vum Schrek op de letzeburger Parnassus. Löwen. 1832.

3. Luxemburgische Gedichte und Fabeln, nebst einer grammatischen Einleitung und einer Wörtererklärung der dem Dialekte mehr oder weniger eigenartigen Ausdrücke, von Gloden. Brüssel. 1845.

4. Oilzegt-Kläng. Lüttich, 1853.

5. Régelbüchelchen vum letzeburger Orthœgraf, en Uress als Prôv, d'Frächen aus dem Hâ, a Versen. Lüttich 1854.

II. **DIEDENHOVEN Jacob.** 1. De Bittgank no Conter. Abgedruckt in dem Werke von Dr. Glæsener aus Diekirch, betitelt: Le Grand-Duché historique et pittoresque. Diekirch. Just. Schœll 1885.

2. Gudde Noicht.

3. Om Tribenaal zu Letzebureg.

4. Ofscheet vu Letzeburg.

Dieses letzte Gedicht findet sich in dem „Vaterland" von Nicolaus Steffen. I. Jahrg. 1869, Nr. 13.

Ob Diedenhoven noch andere Gedichte verfaßt hat, wissen wir nicht; auch kennen wir nur das erste und letzte der eben genannten; die 2 andern citirt Dr. Aug. Neyen.

III. **GANGLER Johann Franz.** 1. Koirblumen um Lamperbièreg geplekt. Letzebureg. J. Lamort 1841.

2. Lexikon der Luxemburger Umgangssprache (wie sie in und um Luxemburg gesprochen wird) mit hochdeutscher und französischer Uebersetzung und Erklärung, verbunden 1. mit Vergleichungen aus dem Celtischen, dem Mittelalter, dem Mittellatein, dem Teutonischen, Ober- und Niederdeutschen, Angelsächsischen, Englischen, Italienischen, Spanischen, der Gaunersprache u. s. w.; 2. mit den Kunstausdrücken der verschiedenen bürgerlichen Gewerbe; 3. mit den üblichen Sprüchwörtern und Redensarten; 4. mit den eingebürgerten französischen Wörtern und mehreren auf das Wort passenden Anecdoten und Wahlsprüchen. Luxemburg. J. Lamort. 1847.

IV. **KNAFF Karl Joseph Philipp.** D'Geschicht vum Letzeburger Collége, de Studenten gewidmet. Letzeburg. J. Lamort 1843.

Irrthümlicherweise wurde dieses Werkchen bisher unserm Dichter Peter Klein zugeschrieben, was wohl daher kommen mag, daß der Autor dasselbe nur mit seinen Initialen P. K. . . . unterzeichnet hatte. Herr Knaff selig hat schon vor Jahren in einem an uns gerichteten Schreiben die Autorschaft besagten Schriftchens für sich vindicirt.

V. **DE LA FONTAINE Edmund** (Pseudonym: **DICKS**). 1. D'Vulle-parlament am Grengewald. 1848.

Erschien als fliegendes Blatt; wurde später in dem Werke von Nic. Gonner: „Onserer Lider a Gedichter an onserer letzeburger-deitscher Sproch" veröffentlicht (S. 15—17).

2. De Scholtschein. Komédésteck an èngem Akt. Text a Musék fum Dicks. Letzeburéch. V. Bück. 1856.

Die dritte Ausgabe erschien 1866.

3. De Koseng, oder Schwarz oder Blont. Komédésteck an

èngem Akt. Text a Musék vum Dicks. Letzeburég V. Bück. 1856.

4. D'Mumm Sés, oder de Gêscht. Komédésteck an èngem Akt. Text a Musék fum Dicks. Letzeburég. V. Bück. 1856.
5. D'Kirmesgèscht. Komédésteck an èngem Ackt Text a Musék fum Dicks. Letzeburég. V. Bück. 1856.
6. Die luxemburger Sprüchwörter und sprüchwörtlichen Redensarten, gesammelt von E. Dicks. Luxemburg. V. Bück.
   Erster Theil: Sprüchwörter. 1857.
   Zweiter Theil: Sprüchwörtliche Redensarten. 1858.
7. De Ramplassang. Komédésteck an èngem Akt. Text a Musék fum Dicks. Letzeburég. V. Bück. 1864.
8. Op der Jûocht. Komédésteck an zwén Akten. Text a Musék fum Dicks. Letzeburég. V. Bück. 1870.
9. Die luxemburger Kinderreime gesammelt. Luxemburg. V. Bück 1877.
10. Den Hèr an d'Madamm Tullepant. Komédésteck an èngem Akt fum Dicks. Letzeburég. V. Bück 1879.
11. De Grengor. Komédésteck an èngem Akt fum Dicks. Letzeburég. V. Bück 1879.
12. En as rosen. Komédésteck an èngem Akt (Nom Franséschen) fum Dicks. (Als Manuscript gedruckt.) Letzeburég. Jos. Beffort 1885.
13. Eng Stemmonk. Komédésteck mat Gesank an èngem Akt (Aus sengem Nochlass). Musék fum Alb. Berrens. Luxemburg. W. Stomps 1894.
14. De Schóster Bóbó. Komédésteck mat Gesank an èngem Akt. No èngem Entworf fum Dicks bearbécht fum N. S. Pierret. Musék fum G. Kahnt. Luxemburg. W. Stomps 1894.
15. De Feianner Weîssert. Eng humoristisch Soloscéne. — Um Friddensgerîcht. E' Spâss mat Gesank an èngem Akt. — De scheie Jong. Humoristischt Lit. Musek fum L. Menager. Luxemburg. W. Stomps 1894.
16. O wât hätt ech mech kesse gelost! Wîrder a Weis fum Dicks. Letzeburég. C. Rossbach.

Die Nummern 13—16 sind erst nach dem Tode des Verfassers in dessen Nachlaß aufgefunden und dem Druck übergeben worden.

Eine Prachtausgabe der Theaterstücke Edm. de la Fontaine's, in zwölf Quarthesten, ist erschienen unter dem Titel: „Vollständige Gesammt-Ausgabe der Operetten in luxemburger Mundart von Dicks.

Clavierauszug mit vollſtändigem Text. Verlag und Eigenthum von Wilh. Stomps in Luxemburg (1892—1894).

Zu den Werken von Edm. de la Fontaine haben wir noch nachzutragen:

17. De Wellefchen an de Fîschen. Eng al Séchen, nei a Reimen gesât fum Dicks.

Ueber dieſes in den Nrn. 27, 28, 29 und 31 der „Luxemburger Volkszeitung," 1894, abgedruckte Gedicht heißt es in Nr. 25 desſelben Jahrganges: „Das Werk wurde eben erſt unter den Papieren des verſt. Dichters aufgefunden.... Das Gedicht umfaßt 5 Geſänge und iſt eine wahre Perle der vaterländiſchen Dichtkunſt. Der Dichter ſchrieb es in ſeinem 20 Lebensjahre, gegen das Jahr 1839, wo er noch Student der oberen Klaſſen des Athenäums war."

VI. **STEFFEN Nicolaus.** 1. Gidwiderengem sei' Gu, oder Wién as at? E Komédéssteck mat Gesank an èngem Akt. Letzeburéch. V. Bück 1865. (Drittes Bändchen der geſammelten Schriften).

2. De Mêschter Uodem oder: As et en? Oder as et en net? E Komédéssteck mat Gesank an èngem Akt. Letzeburéch. V. Bück 1865. (Viertes Bändchen der geſammelten Schriften).

3. De Spirit als Hêléchsman oder de Freier als Gêscht. E Komédéssteck mat Gesank an èngem Akt. Letzeburéch. V. Bück. 1865. (Fünftes Bändchen der geſammelten Schriften). Steffen hat auch noch eine Menge kleinerer Gedichte in Zeitungen und Zeitſchriften, ſowie auf fliegenden Blättern veröffentlicht, deren einzelne Aufzählung aber zu lang wäre.

VII. **DUCHSCHER Andreas.** 1. Echternoacher Turnverein. Den Handstraich, oader „d'Bloum ous dem Rusendahl." Le'idertäxt (aus dem sub N° 3 citirten Werke, welches erſt ſpäter vollſtändig erſchien) Luxembourg. Th. Schrœll. (1865).

2. Echternoacher Theatersteker voam Ändre'i. 1. Den Handweerksmaan am Sträit fir d'deglich Brut. Kome'ide'istek mat Gesank an dräi Akten. Letzeburg. L. Bück. 1894.

3. Echternoacher Theatersteker voam Ändre'i. 2. Den Handstra'ich oader d'Bloum o'us dem Rusendhal. Lostspil mat Gesank an äm Akt. Musek voam Carl Hermann. Fir d'ischt Mol opgefou'ert durch den Echternoacher Turnverein am Herbst 1865. Letzeburg. L. Bück. 1894.

4. Echternoacher Theatersteker voam Ändre'i. 3. De blôe Mondig oader Wen hoat d'Box. Lostspil mat Gesank an äm Akt. Fir d'ischt Mol opgefou'ert durch den

Echdernoacher Turnverein am Fre'ijo'er 1868. Letzeburg L. Bück. 1894. Dieſe Werkchen ſind alle in der Echternacher (d. h. Sauer-) Mundart geſchrieben. Wie uns der Hr. Verfaſſer brieflich mittheilte, hat er noch verſchiedene ſolcher Arbeiten unter der Feder.

VIII. **MÉNARD Johann Jakob.** 1. Den arme reiche Schneider. Kommédésstek an drei Akten. Arel 1862.

2. Den Zûâw fun Eischen. Kommédéstek an drei Akten. Arel 1864.

3. D'Éer an d'Geld. Kommédéstek an Wèrssen an an zwé Akten. Arel 1866.

4. De ferlûorne Sônn. Kommédéstek an drei Akten. Arel 1866.

5. Poésies et chansons populaires françaises et allemandes. Arlon 1871.

Dieſe vier Theaterſtücke, ſowie die in dem letzten Werkchen enthaltenen deutſchen Gedichte ſind in der Luxemburger-Arloner Mundart verfaßt, obwohl der Verfaſſer aus der Stadt Luxemburg gebürtig iſt.

IX. **RODANGE Michel.** Rénert, oder de Fuuss am Frack an a Ma'nsgriesst, op en neis fotograféert. Letzeburg. J. Joris 1872.

Auch Rodange hat in verſchiedenen Zeitungen, Zeitſchriften und auf fliegenden Blättern viele kleine Gedichte veröffentlicht.

X. **LENTZ Michel.** 1. Spâss an Iersecht. Liddercher a Gedichter. (Dem Letzeburger Land zôerkannt). Letzeburg. V. Bück 1873.

2. Hîerschtblumen. Liddercher a Gedichter. Letzeburg. Jos. Beffort. 1887.

Ein dritter Band, „Wantergreng“ betitelt, ſollte noch erſcheinen, als der Tod unſern Dichter ereilte. Ob, wie die Rede geht, die Erben des Verſtorbenen denſelben herausgeben werden, wiſſen wir nicht, bezweifeln es jedoch ſehr ſtark.

XI. **JORIS Johann.** Gewéssensbéss. Kómesch Operett an 2 Akten. Muséck vum J. A. Zinnen. Letzebureg. J. Joris. 1879.

XII. **GONNER Nicolaus.** 1. Onserer Lider a Gedichter an onserer Letzeburger-deitscher Sproch. De Landsleit an der neier an an der âler Hémecht gewidemt! Gesammelt an erausgin. Dubuque Iowa. 1879.

Es iſt dieſes Werk eine Anthologie von Gedichten verſchiedener bekannter und anonymer Luxemburger Dichter.

2. En Drâm.

Dieſes anonym, ohne Angabe des Jahres, des Druckers oder

des Druckortes zuerst (1887) in Chicago und darnach in Dubuque, Iowa, veröffentlichte und „E Patriot“ unterzeichnete Gedicht, rührt, wie wir auf's Bestimmteste versichern können, aus Gonner's Feder her.

3. Gemeinschaftlich mit **NAU Johann Baptist** und **BECKER Nicolaus Eduard**, beide, ebenso wie der Herausgeber, Luxemburger-Amerikaner, veröffentlichte Gonner ein Werk unter dem Titel: „Prairieblummen.“ Eng Sammlonk fu Lidder a Gedichter an onserer letzebûrgerdeitscher Sprôch. Als Unhank e Glossar fun de gebrauchte Wirder. Dubuque, Iowa, 1883.

Dieses Buch enthält also Gedichte von:

a) *NAU Johann Baptist.* (S. 11—22)
b) *BECKER Nicolaus Eduard.* (S. 25—60)
c) *GONNER Nicolaus.* (S. 8 und 63—138)

Außerdem erschienen in der von Gonner redigirten trefflichen Zeitung „Luxemburger Gazette für Recht und Wahrheit“ noch verschiedene andere Gedichte und Lieder, welche nach 1883 von den drei genannten Männern verfaßt wurden.

XIII. **STEFFEN-PIERRET Nicolaus.** Engel an Deiwel, oder de Streit fir dem Félten seng Leich. Komédésték an zwén Akten. Letzeburech J. Joris. 1880.

Dieser Schriftsteller, welcher zum Unterschiede von seinem gleichnamigen (unter N° VI erwähnten Bruder) seinem Familiennamen denjenigen seiner ersten Frau hinzugefügt hat, veröffentlichte ebenfalls noch viele kleine Gedichte auf fliegenden Blättern und in Zeitungen, resp. Zeitschriften.

XIV. **MERSCH Karl.** Die Luxemburger Kinderreime gesammelt und herausgegeben. Mit einem Vorwort von Pfarrer Klein. Luxemburg V. Bück. 1884.

XV. **WEBER Josef.** Letzeburgesch-latein-fransesch-deitschen Dixionèr fun de Planzen. Luxemburg P. Breithof 1889.

XVI. **MULLENDORF Karl.** 1. Mutter-Gottes-Lidchen. Weiss vum P. Al. Barthel. Luxemburg. Decker-Müllendorff. (1894).

2. Hl. Sacramentslid. (Lauda Sion) Weis vum P. Al. Barthel. Letzeburg. L. Bück. 1894.
4. Lid zur hêléjer Familjen. Weis fum P. Al. Barthel. Letzeburg. L. Bück 1894.
5. T'lèscht Gericht. (Dies irae) Iwersât. (Letzeburg 1894) Decker-Müllendorff.

6. Lid fir de Geselleverein a fir dé âner Arbéchter. (Letzeburg 1894. Decker-Müllendorff.
7. De Jubileum vum Cécilieverein. Luxemburg Jos. Beffort (1894).
8. Ewèch mam Soff! Weis fum P. Al. Barthel. Luxemburg Jos. Beffort. 1895.

XVII. **LIEZ Nicolaus.** Eng Kur zu Bollendorff. Komédéstek an èngem Act. Text fum Nic. Liez. Musék fum J. A. Müller. Letzeburg. Jos. Beffort. 1895.

Wir laſſen hier noch die Namen einiger Perſonen folgen, von denen uns aber nur je ein Gedicht bekannt iſt.

In dem Werke von Nic. Gonner, „Onserer Lider a Gedichter etc.“ finden wir verzeichnet:

XVIII. **FENDIUS Lambert August**: De Fridensrichter (S. 21—23.)

XIX. **MAJERUS Fr.** „T'Letzeburger Land.“ (S. 13—14).

XX. **KREIN Felix.** Den Ierzmann. (S. 87).

XXI. **BERTRAND J. P.** D'Geld as rar. (S. 96.)

Im „Vaterland“ von Nic. Steffen iſt noch verzeichnet:

XXII. **MAY Adolph**: Un de Wanter. (1869. N° 27, S. 4. Sp. 20).

XXIII. **KLEIN Victor.** Eng Letzeburger Blimchen óhné Thrénen als Beiloigt zò de Fleurs et Pleurs vum sèlweche Poét. Zó èngem Verléften (N° 6. S. 4. Sp. 2.

Endlich in dem Werke „Spâss an Iersecht“ von Michel Lentz:

XXIV. **LENTZ P.** Zefridenhêt. (S. 107).

Neben dieſen von bekannten Autoren verfaßten Arbeiten möchten wir hier noch einige kleinere anonyme Schriften namhaft machen, deren Verfaſſer uns unbekannt ſind:

E' Lid fir Jiderèn. Allen èstetesch gebilte Letzeburger mat Respect gewidmet zum neie Joer, fun èngem onèstetesch Gebilten. Letzeburéch. Viet. Bück 1864.

D'Fûosend zu Letzeburég. E liéwegt Bilt, duorgestalt vun èngem Kènner. Letzeburég, ob Fèttendonneschtég 1869. De Reinertrag as fir e gudden Zwèck bestemmt. Letzeburég Michel Bourger.

Es will uns ſcheinen, als ob Nicolaus Steffen der Verfaſſer der beiden genannten Schriftchen geweſen ſei.

De Prenz Carnaval an de Prenz Faaschtdaag. (E Bild no der Natur, a 4 Akten) Letzeburg. J. Lamort. (Ohne Datum).

Dieſem Theaterſtück iſt eine Anrede, überſchrieben „Dir Leid“ hinzugefügt, welche vorgeblich „Den Einsiedeler aus dem Grengewald“ zum Verfaſſer hat. Sollte etwa Herr Dr. Michel Kleyr, Prieſter, ehemaliger Profeſſor und ſpäterer Herausgeber des bei V.

Bück (1852—1867) erschienenen „Luxemburger Taschenkalender" auch das genannte Theaterstück geschrieben haben? Das bezweifeln wir doch sehr.

Liederbuch der Echternacher Carnavals-Gesellschaft „Hâmelmâous." Es enthält folgende drei Lieder, welche, wie uns versichert worden ist, von Herrn Professor Joseph Speck, aus Echternach, verfaßt worden sein sollen. Für die Richtigkeit dieser Behauptung können wir aber keineswegs einstehen:

a) Hämelmaoûs-Lied pro 1884.
b) D'Noâretei.
c) On éis Médercher.

Jedenfalls sind diese Lieder in der Sauer-Mundart (Echternacher Dialekt) geschrieben.

Schließlich richten wir noch die Aufmerksamkeit unserer Leser auf folgende, in der oben angezeigten Gonner'schen Sammlung („Onserer Lider a Gedichter") veröffentlichten Lieder, welche ihrer Zeit viel Staub aufwirbelten:

D'Wolfslid. (S. 51—53) Gonner erzählt in einer kurzen Einleitung, durch wen und weßhalb das Lied entstanden ist, ohne jedoch den Betreffenden mit Namen zu nennen.

D'Ieselslid. (S. 80—82).

Außer diesen ganz speziell im Luxemburger Dialekte geschriebenen Werken gibt es selbstverständlich noch mehrere andere, von denen einzelne Theile in dieser Mundart abgefaßt sind. Abgesehen von den verschiedenen im Gebrauche befindlichen Gesangbüchern, möchten wir an dieser Stelle hinweisen auf die vielen politischen und humoristischen Zeitungen, mit ihren Liedern und Gedichten im luxemburger Idiom, sowie auf die soeben citirten „Luxemburger Taschenkalender" des Dr. Michel Kleyr.

Ganz besonders aber wollen wir an dieser Stelle noch erinnern an folgende Publikationen:

1. **ERPELDING Johann.** Viel Schönes für die Kinderwelt. Luxemburg. Gebr. Heintzé. (Ohne Datum).
2. **(STEFFEN Nicolaus).** Das Vaterland. Wochenblatt für luxemburgische National-Literatur. Luxemburg. M. Bourger. 1869—1870. Erschien später bei Wittwe M. Bourger und schließlich bei Friedrich Beffort. Diese Zeitschrift erschien anonym; aber alle Welt kannte doch deren Redakteur.
3. **MŒS Johann Nicolaus.** Das Luxemburger Land. Organ zunächst für vaterländische Alterthumskunde und Geschichte, Kunst und Literatur, Verschönerungswesen und Touristik. Unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben. Luxemburg. P. Brück. 1882.

Diese in dem sehr unhandlichen Großfolio (Zeitungs-) Format herausgegebene Zeitschrift erschien nur ein Trimester. (Oktober — Dezember 1882. Sie wurde am 1. Januar 1883 ersetzt durch:

4. **MERSCH Karl** und **MŒS Johann Nicolaus**: Das Luxemburger Land. Organ für vaterländische Geschichte, Kunst und Literatur. 1883—1884 Luxemburg. Peter Brück, später Ludwig Schamburger.
5. **DE LA FONTAINE** Edmund. Luxemburger Sitten und Bräuche, gesammelt und herausgegeben. Luxemburg Peter Brück 1883.
6. **WAGNER Anton.** Alterthümliche Merkwürdigkeiten der Stadt Grevenmacher. Ein Sammlung von Sagen und Märchen, Sitten und Gebräuchen, Volksmeinungen, Liedern, Sprüchen, Spielen u. s. w. gesammelt, herausgegeben und seinen Mitbürgern gewidmet von X. Mosellanus. Nebst einem Anhang: [**(SPEDENER Gregor.)** Die Bauernhochzeit in früheren Zeiten. Eine humoristisch-historische Studie von G. Suranus van der Esch. — Das Kirchweihfest der alten Freiheitbürger von Esch an der Sauer. Nach der Tradition bearbeitet von G. Suranus van der Esch.] Grevenmacher J. Esslen 1885.
7. **VAN WERVECKE Nicolaus.** Das Luxemburger Land. Organ für vaterländische Geschichte, Kunst und Litteratur. Luxemburg. Peter Brück. 1885—1886.
8. **REINERS Adam.** Das Vaterland. Organ für Luxemburgische Geschichte, Kunst und Literatur. (Beilage zur Obermosel-Zeitung) Grevenmacher. J. Esslen. 1889 (Januar bis April).
9. **WARKER Nicolaus.** Wintergrün. Sagen, Geschichten, Legenden und Märchen aus der Provinz Luxemburg. Gesammelt und herausgegeben. Zweite bedeutend vermehrte Auflage. Esch an der Alzette. G. Willems 1890.
10. **WEBER Jean-Baptiste.** A Mondorf. Comédie en deux actes, en prose. Luxembourg. Jos. Beffort 1890.

Für die luxemburgischen Namen der Vögel, Thiere, Fische, Insekten, Pflanzen u. s. w. möchten wir hier noch folgende schätzenswerthe Werke erwähnen:

11. **DE LA FONTAINE Alphonse.** Faune du pays de Luxembourg ou Manuel de zoologie, contenant la description des animaux vertébrés observés dans le pays de Luxembourg. (Mammifères, oiseaux, reptiles) Luxembourg V. Bück. 1865—1870. 4 livraisons.
12. **IDEM.** Faune ..... la description des poissons observés ..... Luxembourg. Luxembourg V. Bück. 1872.
13. *RECUEIL des mémoires et des travaux* publiés par la Société

botanique du Grand-Duché de Luxembourg. N° II—III. — 1875—1876. (p. 117) Luxembourg L. Schamburger. 1877.

14. **KRAUS Mathias.** Die einheimischen Giftpflanzen. Mit naturgetreuen Abbildungen auf 21 colorirten Tafeln. Luxemburg. Verlag von J. Erpelding. 1887.
15. *FAUNA.* Verein Luxemburger Naturfreunde. Mittheilungen aus den Vereins-Sitzungen. IV. Jahrgang, 1894. Luxemburg. P. Worré-Mertens. 1894.

Hiermit wäre die Liste aller Schriften, welche in unserer Mundart ganz oder theilweise verfaßt sind, so weit selbe zu unserer Kenntniß gelangten, abgeschlossen. Doch sind wir fest überzeugt, daß außer den hier angeführten Werken, auch noch andere bestehen. So lasen wir vor Kurzem in den Zeitungen, daß bei einem Conzerte ein Theaterstück: Eng Scène am Prisong, Musék fum A. Zinnen" aufgeführt werden sollte. Wir kennen aber weder das Stück noch dessen Verfasser, wissen auch nicht, ob es bereits gedruckt oder noch Manuscript ist.

Wir schließen mit dem Wunsche, alle unsere Leser und namentlich alle Freunde unserer vaterländischen Litteratur möchten uns aufmerksam machen auf **solche** Werke, welche wir in unserer obigen Aufzählung sollten ausgelassen haben. Wir wären ihnen dafür höchst dankbar.

III.

Nachdem wir in den beiden vorhergehenden Nummern einen Blick geworfen auf das, was sowohl **über** unsern Dialekt, als was **in** demselben veröffentlicht worden, wenden wir uns nun jenen Männern zu, welche in ihren Gedichten, Theaterstücken und Sammlungen von Liedern resp. Kindersprüchen sich des luxemburger Idioms bedient haben. Der Erste, welcher hierlands Gedichte in unserer Mundart veröffentlichte und seinen Nachfolgern „den Weg zum vaterländischen Parnassus, wenn auch nicht gebahnt, so doch gezeigt" hat, war

Anton MEYER.

Geboren zu Luxemburg, am 31. Mai 1801, von armen Handwerkern, (sein Vater war Schuster,) zeigte er schon frühzeitig eine sehr geweckte Auffassungskraft und bedeutendes Talent, so daß ihn seine Eltern, trotz ihrer wenig bemittelten Lage, nachdem er die Primärschulen durchgemacht, in das Collegium seiner Vaterstadt sandten. Seine Fortschritte waren derartige, daß er sich bald vor seinen übrigen Mitschülern hervorthat. Es währte nicht lange und man konnte an ihm ganz besondere Fähigkeiten bemerken, welche sich vorzüglich in den exakten Wissenschaften, der Dichtkunst und der Malerei bethätigten, die er auch mit besonderer Vorliebe pflegte. Nachdem Meyer seine Humanitätsstudien beendigt, zog er 1818 auf die Universität Lüttich, wo er sechs Jahre lang verblieb und sich

namentlich dem Studium der mathematischen Wissenschaften, als seiner Lieblingsbeschäftigung, mit allem Eifer hingab. Ihrer beschränkten Verhältnisse wegen, waren aber seine Eltern nicht im Stande, ihm die zu seinem Universitätsaufenthalte nöthigen Geldmittel zu beschaffen; er mußte sich deßhalb durch Stundengeben an weniger begabte Mitschüler oder angehende Studenten kümmerlich durchschlagen. Sein jovialer Charakter, seine Leichtigkeit, Verse im luxemburger Dialekte zu drechseln und sein einnehmendes Wesen erwarben ihm viele Freunde und Gönner, so daß diese Aufgabe ihm nicht allzuschwer und allzubitter wurde. Im Jahre 1824 erwarb er sich den Doktorhut in den mathematischen und physikalischen Wissenschaften. Nachdem er dann, behufs Vervollkommnung seiner Studien, noch zwei Jahre die Universität von Paris besucht hatte, wo er sich ebenfalls durch Stundengeben durchschlagen mußte, wurde er im Herbste 1826 zum Professor am Communal-Collegium von Echternach ernannt, wo er Mathematik, Latein, Griechisch, Deutsch, Holländisch und Linearzeichnen docirte. Unter dem Titel „Fragment d'une lettre trouvée à l'ermitage d'Echternach" schrieb er über diese Anstalt einen französischen Aufsatz, welcher beabsichtigte den Artikelschreiber in einer Zeitung Luxemburgs (Professor Barreau) gegen die kleinen Schul-Kollegien in's Lächerliche zu ziehen und des Verfassers mathematisches Talent in's Helle zu stellen. Er bewies nämlich in diesem Schriftchen durch eine Reihe algebraischer Formeln, „daß Nichts Etwas sei".

Während seines Wirkens in Echternach verfaßte Meyer verschiedene Gedichte in Luxemburger Mundart, welche 1829 bei Lamort zu Luxemburg erschienen unter dem Titel „E' Schrek ob de' Lezeburger Parnassus." Auch malte er in großem Maßstabe den „Echternacher Markt nebst Ansicht der Abtei-Kirche". Sein Talent wurde geschätzt, sogar bewundert, besonders dasjenige, welches er in dem mathematischen Unterrichte und im Linearzeichnen entfaltete. Schon am 15. Februar 1828 verließ Meyer die Echternacher Anstalt. Er zog sich nach Luxemburg zurück, wo er privatisirte, bis er 1829 zum Professor an der neu-errichteten Militär-Akademie von Breda befördert wurde, wo er bis zum Ausbruch der belgischen Revolution von 1830 wirkte. 1831 wurde er zum Professor der Mathematik zu Löwen und 1832 am Institut Gaggia zu Brüssel ernannt, wo er seine freie Zeit dazu verwandte, um Schüler zum Eintritt in die neu errichtete Militärschule vorzubereiten. 1834 wurde er auch hier als Professor angestellt. Da er aber bei seinen Vorträgen sich weigerte, die vom Vorsteher vorgeschriebenen Handbücher zu benutzen, nahm er seine Entlassung von dieser Anstalt (1837). Ein Jahr lang mußte Meyer jetzt wieder seinen Unterhalt fristen durch Ertheilung von Privatstunden, bis er (1838) nach Errichtung der freien Universität Brüssel, daselbst mit dem Lehrstuhle der höheren Mathematik betraut wurde. Kurze Zeit nachher

wurde er auch als Calculator am Kriegsministerium angestellt. Elf Jahre später, 1849, zum Professor der höheren Mathematik an die Universität Lüttich berufen, verblieb er in dieser Stellung, bis zu seinem am 29. April 1857 erfolgten Tode. Außer vielen höchst bedeutsamen Werken über Mathematik, welche ihm in ganz Europa den Ruf als eines der größten Gelehrten in diesem Zweige der Wissenschaften sicherten, die aber hier näher anzuführen, uns der Raum mangelt, veröffentlichte Meyer noch 4 verschiedene Schriftchen im luxemburger Dialekt, deren Titel wir bereits früher [1]) mitgetheilt haben.

Im Jahre 1829 erschien das erste derselben unter dem merkwürdigen Titel: „E' Schrek ob de Lezeburger Parnassus." Es enthält folgende 6 Gedichte:

1. Oien d'Kristin (S. 7—9.)
2. D'Porzeleins an d'Ierde Schirbel (S. 10—13).
3. D'Spengel an d'Nohl (S. 14—16).
4. D'Noicht (S. 17—31).
5. D'Flö an de Pièrzkrecher (S. 32—35) und
6. Een Ableck an engem Wirtshaus zu Lezeburg. E Bild noh der Natur.

In diesem letzten Gedichte schlug er schon den humoristisch-sarkastischen Ton an, der später Michel Rodange, dem Dichter des luxemburgischen „Rénert" als Vorbild diente.

Denselben Ton findet man noch mehr in dem zweiten Bändchen wieder, das der Dichter in Löwen, wahrscheinlich nur für seine dortigen Landsleute, auf dem Subscriptionswege erscheinen ließ und welches er betitelte: „Jong vum Schrek op de Letzeburger Parnassus." (1832) Es enthält nur folgende 4 Gedichte:

1. De Pater an d'Non. (S. 5—7).
2. D'Beicht vun der Maus. (S. 7—12).
3. E Ritter vum Bachus. (S. 12—14).
4. Eng Scene aus dem Himmel. (S. 15—18).

Mit Ausnahme dieses letzten Gedichtes finden wir alle übrigen aus diesen zwei Bändchen zurück in dem 1845 edirten Werkchen: „Luxemburgische Gedichte und Fabeln," welches im Ganzen, außer den 9 eben citirten, noch 40 neue Gedichte enthält.

Das vierte Werk Meyer's „Oilzecht-Kläng" (1853) enthält außer anderen größtentheils humoristischen Gedichten, eine Anzahl von Luxemburger Sagen in poetischer Bearbeitung, nämlich:

Èrard vun Déferdöng (S. 46—49).

Eufrasine vu Falkestên. (S. 50—56).

1) „Ons Hémecht" N° 2. Seite 38. Litt. I.

Èlbert vu Girscht. (S. 57—59).

De Klautchen vun Itzeg. (S. 71—75).

Den Hois mat den drei Bên. (S. 76—79).

D'Siveschloéfer vun Hollerech. (S. 80—82).

Clairefontaine. (S. 83—84).

Melusina. (S. 85—90).

Sodann finden wir darin, wie ein Kritiker sich ausdrückt, „eine Art fabliau", betitelt: „O wât èng Fred!" Comédé an èngem Akt. Es kann uns nicht einfallen über dieses sogenannte „Comédé" uns weiter auszulassen. Der geneigte Leser wird schon übergenug haben, um sich einen Begriff von dessen ästethischem Werthe zu bilden, wenn wir nur hier, die darin auftretenden „Persônen" (sic!) namhaft machen:

D'Lis, wittfra, (eng Laus).

De Bitz, hiren Aèlste, schon eppes mâns.

D'Aènné, hirt jöngst, nach ganz klèng.

En Dhürwiächter, (èng Flò).

De Mêschter Aus, (e Kièrzenhiörchen).

Den Hèrr Ömm, (e Krîps).

Im Großen Ganzen muß man aber denn doch eingestehen, daß Meyer in diesem Werkchen schon bedeutende Fortschritte gemacht hat.

Im folgenden Jahre veröffentlichte Meyer ein „Regelbüchelchen vum Lezeburger Orthoegraf, en Uress, als Prôw, d'Fraèchen aus dem Hâ, a Versen." (1854).

Hierüber äußert sich ein neuerer Recensent folgendermaßen:

„Was die von Meyer in Bezug auf die Orthographie aufgestellten Regeln betrifft, so sind dieselben längst aufgegeben, da sie wirklich nicht haltbar waren. Meyer gebrauchte überhaupt manche Wörter, die im Luxemburgischen gar nicht vorkommen, und er ließ sich auch allzusehr von fremdsprachigen Redewendungen beeinflussen. Uebrigens besaß Meyer kein großes poetisches Talent. Er war von Beruf Mathematiker und veröffentlichte bemerkenswerthe Fachschriften. Er hatte schon früh seine Heimath verlassen; sonst hätte er wohl im Volksleben Anregungen zu manchen weitern werthvollen Poesien gefunden."

Hören wir übrigens auch das Urtheil eines andern Kritikers. Dieser „Schritt" darf in keiner Hinsicht ein glücklicher genannt werden, obgleich wir damit dem Verfasser jedes Verdienst abzusprechen, weit entfernt sind. Seine Gedichte sind das erste Stammeln der vaterländischen, rein nationalen Muse. Herr Meyer ist mehr Philosoph als Dichter. Sogar als Philosoph verfolgt er eine engherzige und — wenig wirklich philosophische Richtung. Wir zweifeln sehr, ob Bachus, den er anzubeten schien, [1]) ihm bei seinen Gedichten viel guten Rath ertheilt habe. Wir sind geneigt, noch

1) Anspielung auf das Gedicht: „E Ritter vum Bachus."

eher das Gegenteil zu glauben. Ueberhaupt kann Herr Meyer, der Form seiner Gedichte nach, kaum als rein nationaler Poet betrachtet werden. Er schreibt zwar seine Verse in luxemburgischen — Lettern, aber kaum in luxemburgischen Worten. Seine Worte sind größtentheils hochdeutsch-luxemburgisirte, wenn wir uns so ausdrücken dürfen. Man höre nur

„A wé glidech Gefonkel,
„Am deischtersten Donkel,
„Lîcht de Bokal
„Aus hèllem Kristal
„Fum Schatzbiérger Nâs
„Aus dem élefter Fâs.“ —

Wenn **das** luxemburger deutsch ist, dann — sind wir noch weit eher Preußen als Luxemburger!

Allerdings wollen wir hiermit nicht behaupten, daß Meyer in **allen** seinen Gedichten unser Idiom so „verhochdeutscht“ habe. Er hatte unstreitig viele Mühe, unsere Mundart stilgerecht zu gestalten. Er bildete sie sozusagen erst aus. Mit Recht darf man also den Satz unterstreichen: „Seine Gedichte sind das erste Stammeln der vaterländischen, rein nationalen Muse.“

Wie wenig Meyer, trotz aller von ihm selbst und den Gebrüdern Gloden aufgestellten orthographischen Regeln, sattelfest in der luxemburgischen Rechtschreibung war, wollen wir hier nur an einem Beispiele zeigen: das erste Gedicht aus der ersten Sammlung (1829) ist wiedergegeben in dem dritten Werkchen „Luxemburgische Fabeln und Gedichte.“ Wie bedeutend weicht aber die Schreibart in beiden Schriftchen ab! Man vergleiche nur:

Aus: „E Schrek ob de Lezeburger Parnassus“ (S. 7.)

Oien d'Kristin.

Kristin och hei ob dem Klé
Dan dein Hièrzchen,
Balsam keemol mer sé
Ob mei Schmïèrzchen
Oh Hïèrzchen;
Hei ob dem helgrenge' Graas
Bei dem Bæmchen
Wò an dem pïèrleche' Naas
Leit, oh Mædchen!
E' Schæfchen;
D'Læmchen am Schïed oien der
Dat lévt Kentchen, [Broscht,
Leckt et mat séssecher Loscht
Em de' Mænchen
De' Kennchen.

Aus: „Luxemburgische Gedichte und Fabeln.“ (S. 42.)

Uen t'Kristin.

Kristin, och hei ob dem Klé
Dann dein Hierzchen
Balsam kêmol mer sä
Ob mei Schmierzchen
O Hierzchen!
Hei ob dem hèll grönge Grâss
Bei dem Bämchen
Wó an dem pierlechen Nâss
Leit, o Mädchen
E Schöfchen.
T'Lämchen am Schiöd uen der
Dat lévt Kendchen [Brost
Lèckt et mat sösseger Lost
Öm de Möndchen
De Kennchen.

Hören wir nun zum Schlusse noch den verstorbenen Dichter Nikolaus Steffen in seinem „Vaterland" über einige Gedichte (die der zweiten Sammlung) Meyer's. Gewiß wird Niemand, welcher Nikolaus Steffen gekannt hat, demselben das Zeugniß geben, er sei in religiöser und moralischer Hinsicht allzu scrupulös gewesen. Zeuge dafür ist übrigens sein abscheuliches Trauerspiel „Die Aebtissin".

„De Pater an d'Non", ein Stück, das wir unsern Lesern, denen wir höheres aesthetisches Gefühl zutrauen, nicht seinem ganzen Wortlaute vorzuführen wagen wollten. Uebrigens ist es weder originell, noch auch seiner Form nach anzupreisen.

Das zweite: D'Beicht vun der Maus ist eine weit ausgesponnene Fabel ..... Die These die der Autor darin vertheidigt, die aber zu schmutzig ist, als daß wir sie auch nur anführen dürften,[1]) ist hier weder originell noch sehr geistreich durchgeführt. Daneben läßt die Form ungemein zu wünschen übrig. Wenn Herr Meyer „à tant la ligne" geschrieben hätte, er hätte nicht wohl weitschweifiger sein können.

Das dritte: „E Ritter vum Bachus" hebt die beiden Seiten des Bachuscultus hervor. Herr Meyer scheint für das Für zu stimmen. Sogar sein Lied selbst gibt Zeugniß davon.

Das vierte und letzte ist „Eng Scène aus dem Himmel". Hier heißt es ganz mit Recht: die Letzten sollen die Ersten und die Ersten die Letzten sein. Dieses Stück ist sowohl der Form, als dem Inhalt und der reinen Diction nach, das beste der kleinen Sammlung. Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß das Gedicht ein wirkliches Meisterstück sei."

Auch wir schließen mit dem bekannten Axiom: „Ex uno disce omnia", und gehen über zum Verfasser des „Bittgank no Conter".

DIEDENHOVEN Jacob.

Er war der Sohn eines Metzgers und wurde am 10. Dezember 1809 zu Luxemburg geboren. Nach seinem Austritte aus den Primärschulen trat er im Herbste 1820 in's Athenäum zu Luxemburg ein und hatte im August 1829 die Rethorik vollendet. 1830 hatte er das erste Jahr der akademischen Kurse zu Luxemburg zurück gelegt, als die Septembereignisse die belgische Revolution herauf beschworen. Da seine Eltern kein großes Vermögen besaßen, glaubte er die Gelegenheit benutzen zu müssen, um sich eine ehrenvolle Stellung in der Welt zu erobern und trat deshalb am 23. November 1830 als sergent-major in das 7. belgische Linienregiment ein. Am 29. Oktober 1832 ward er zum Unterlieutenant im 2. Linienregiment befördert. Sodann trat er in das corps d'état-major ein und wurde nach und nach promovirt zum Lieutenant am 30. Januar 1838, zum Capitän zweiter Klasse im Juli 1845, zum Capitän erster Klasse im Oktober 1847, zum Major im

1) Parantheſe der Redaktion.

Januar 1853, zum Lieutenant-Colonel im Mai 1861 und zum Colonel im Dezember 1863. Im Februar 1838 war er dem état-major général der Armee und im Oktober 1841 dem Kriegsdepot beigegeben worden. Heben wir aus der an seinem Grabe gehaltenen Leichenrede noch folgende Sätze hervor: „Er war einer der wenigen Offiziere des General-Stabes, den die Regierung im Jahre 1839 der gemischten Commission beigab, welche die Grenzregulierung zwischen Belgien und Holland festzustellen hatte . . . . . Gleich von Anfang an als der Dienstzweig für Aufstellung der Landeskarte eingerichtet wurde, bewies Diedenhoven eine ganz besondere Fähigkeit für geodesische Wissenschaften. Auch dauerte es nicht gar lange, so ward sein Name mit Ehren im Auslande genannt, wo sein Beobachtungstalent und seine geodesischen Arbeiten sehr große Anerkennung fanden . . . . . Zum Danke für seine wichtigen Dienste ernannte ihn der König zum Ritter und Offizier seines (Leopold-) Ordens; auch ward ihm die Erinnerungsmedaille zu Theil." Diedenhoven starb zu Schaerbeck, einer Vorstadt Brüssels, am 29. März 1868. Schon als Student hatte er sich dran gegeben, wahrscheinlich durch Meyer's Schriftchen „E Schrek op de Lezeburger Parnassus" angeregt, auch in der heimathlichen Dichtkunst sich zu versuchen. Als Frucht davon werden genannt die 4 Gedichte, deren Titel wir weiter oben angeführt haben.[1]) Sie erschienen auf fliegenden Blättern und sind heute nur mehr höchst selten aufzutreiben. Zwei davon haben wir zu Gesichte bekommen: „De Bittgang no' Conter" und „Ofscheet vu Letzeburg". Ersteres ist abgedruckt in dem Werke von Dr. Glæsener aus Diekirch: „Le Grand-Duché historique et pittoresque", das letztere im „Vaterland" von Nicolaus Steffen (1869, Nr. 13). Die beiden anderen citirt Dr. Aug. Neyen in seiner „Biographie luxembourgeoise", Art. Diedenhoven Jacques (vol. III p. 110). Neyen, welcher Mitschüler von Diedenhoven gewesen, sagt hierüber: „Pendant cette dernière année (1829) il conçut la pensée de versifier en idiôme luxembourgeois; vraisemblablement à l'instar du premier essai dans ce genre tout-à-fait nouveau, tenté pendant la même année par le professeur Antoine Meyer. Plusieurs pièces légères très-bien tournées et riches de pensées sortirent à cette occasion de sa plume. Dans le nombre nous citerons nommément: 1° Bittgang no Conter; 2° Gudde Noicht; 3° Om Tribenaal zo Letzebureg (épigramme assez mordante); etc. Ces bleuettes avaient été imprimées en feuillets volants et simplement distribuées aux amis. Il serait peut être bien difficile de les retrouver toutes aujourd'hui."

Der „Bittgang no Conter" schildert in pittoresker Sprache die rohen Belustigungen, denen das Volk sich bei Kirmessen hingibt und die

1) „Ons Hémecht" N° 2, S. 38.

ſpeziell bei der Wallfahrt nach dem eine Stunde von der Hauptſtadt Luxemburg entlegenen Dorfe Contern, zu Ehren der heiligen Jungfrau Wallburga gegen Augenleiden, Sitte ſind. Ueber dieſes Gedicht, welches Nicolaus Steffen fälſchlich den „Gebrüder Altenhofen“ zuſchreibt, äußert derſelbe: „Eines der beſten Stücke aus jener früheren Periode iſt die Satyre: „De Bittgang no Conter“. Nicht allein, daß dieſes Gedicht von Humor und Witz überſprudelt, nein, auch in Betreff der Form iſt dasſelbe untadelhaft, klar und fließend. Wie Schade, daß die Herren Verfaſſer (sic!) es bei dieſem erſten und gelungenen Verſuch gelaſſen haben. Wir wollten, wir könnten ein ganzes Hundert ebenbürtiger Stücke hier anführen. Unſere Litteratur wäre um ſo viele gute Sachen reicher. . . . . „De Bittgank no Conter“ iſt für ſich allein mehr werth, als dieſe ganze erſte (ſoll heißen: zweite) Sammlung von Herrn Meyer, welche den Titel trägt: „Jong vum Schrék op de Letzeburger Parnassus“. — Hierauf haben wir zu erwiedern: Allerdings hat Diedenhoven, der Schüler, den Meiſter, Meyer, bei Weitem überflügelt. Auch den „überſprudelnden Humor und Witz“ geben wir gerne zu. Ebenſo iſt es wahr, daß dasſelbe „in Betreff der Form untadelhaft, klar und fließend iſt“. Sehen wir auf die Mundart, ſo müſſen wir eingeſtehen, daß in dieſer Hinſicht Diedenhoven ſeinen Vorgänger Meyer ebenfalls um 100 Prozent übertroffen hat; es iſt wirkliches „Luxemburger Deutſch“, in welchem er ſeine Gedanken zu Papier bringt. Werfen wir aber einen Blick auf den „Inhalt“ des beſagten Gedichtes, ſo müſſen wir, leider! zu Diedenhoven's Schande eingeſtehen, daß derſelbe einem ehrbaren Menſchen und namentlich einem keuſchen Jünglinge, einer züchtigen Jungfrau, die Schamröthe in's Geſicht treiben muß. Es iſt und bleibt der „Bittgang no' Conter“ weiter nichts als eine in eine ſchöne, fließende Form geſetzte äußerſt ſchmutzige Zote. Wenn Steffen zu dem Wunſche ſich verſteigen konnte: „Wir wollten, wir könnten ein ganzes Hundert ebenbürtiger Stücke hier anführen“, ſo hat er ſich gewiß nur durch die gefällige „Form“, nicht aber durch den ekelerregenden „Inhalt“ zu dieſem Wunſche verleiten laſſen. Mit vollem Recht hätte Steffen auf den „Bittgang no' Conter“ den erſten Satz anwenden können, welchen er auf Meyer's Stück „De Pâter an d'Non“ angewendet hat, und welchen wir in unſerm vorigen Abſchnitt wörtlich angeführt haben.

Ueber die beiden Stücke „Gudde Noicht“ und „Om Tribenaal zo Letzeburg“ können wir ein Urtheil uns nicht erlauben, weil wir dieſe Stücke abſolut nicht kennen. Könnte einer unſerer Leſer uns dieſelben zukommen laſſen, ſo wären wir ihm gewiß zum größten Danke verpflichtet und auch gerne zu einer Gegenleiſtung bereit.

Gehen wir über auf das letztcitirte Gedicht Diedenhoven's „Ofscheet vu' Letzeburg“, welches Neyen nicht gekannt zu haben ſcheint.

Das Gedicht selbst war Steffen nicht unbekannt geblieben; ja er hat es sogar, wie schon oben bemerkt, im „Vaterland" abdrucken lassen. Während der „Bittgang no' Conter" das Datum vom 10. Juni 1830 trägt, hat der „Ofscheet vu' Letzeburg" dasjenige des 25. Juli desselben Jahres. Ueber letzteres schreibt Steffen: „Der Verfasser dieses humoristisch-erotischen Erzeugnisses, welches übrigens nicht zu den schlechtesten unserer reinnationalen Muse zählt, ist uns gänzlich unbekannt, und wäre es uns sehr erwünscht, von einer oder der andern Seite zu vernehmen, welches sein wirklicher Name ist. Mit Vergnügen würden wir denselben unsern Lesern bekannt machen. Mit Ausnahme einiger wenigen etwas zu freien Aeußerungen und Bildern ist obiges Gedicht ganz gut. Wir zerbrechen uns umsonst den Kopf darüber, wer wohl der Autor sein möge. Vermuthlich einer von den vielen jungen Leuten, welche im Jahre 30 nach Belgien gegangen sind, und sich dort in die Reihen der Freiheitskämpfer haben einschreiben lassen. Trotz dem muthwilligen Tone dieses Liedes, klingt dennoch für das feinere, aufmerksame Ohr eine gewisse Wehmuth durch, eine heimliche Trauer, welche der Autor mit diesem leichtfertigen Gewande wohl nur zu verschleiern suchte. Nie noch hat ein echtes, luxemburger Kind sein geliebtes, altgewohntes, behagliches, theueres Nest verlassen, ohne tief im Innern den Schmerz des Abschiedes zu empfinden, und ein paar heimliche Zähren unter seinen Augenlidern zu zerdrücken, selbst noch dann, wenn er, singend und äußerlich vergnügt, zum Thor hinaus schreiten mochte. Das liegt so in unserer Natur, es ist so unsere Art."

Das Gedicht, um welches es sich handelt, zählt nicht weniger als 16 vierzeilige Strophen. Mit Recht bezeichnet es Steffen als ein „erotisches". Wie viele seiner Leser haben dieses Wort verstanden? Aber Steffen wollte nicht sagen, daß es ein ganz gemeines, höchst triviales Liebesgedicht ist. Die „einigen wenigen etwas zu freien Aeußerungen und Bilder", wie Steffen sich ausdrückt, ziehen sich von der dritten bis zur vierzehnten Strophe hindurch). Es ist, wie das vom Verfasser des „Bittgang no' Conter" auch nicht anders zu erwarten war, ein würdiges Gegenstück zu diesem; auch finden sich Anklänge an dasselbe hier wieder. — Und sagen müssen, daß der Verfasser ein kaum zwanzigjähriger Student gewesen ist!!! Na, das muß ein recht nettes Früchtchen gewesen sein!

V.

GANGLER Johann Franz.

Geboren zu Luxemburg, den 4. Juli 1788, begann derselbe seine Humanitätsstudien an der sog. Central-Schule (dem späteren Athenäum) seiner Vaterstadt, trat jedoch im Jahre 1804, im Monat Oktober, in das Lyceum von Metz ein, welches er nach Verlauf dreier Jahre ver-

ließ (1807), um seiner Militärpflicht zu genügen. Er wurde dem leichten Infanterie-Regimente zugetheilt, welches damals zu Paris in Garnison lag. Im Monat Oktober 1807 mußte er mit dem unter dem Obercommando des Herzogs Junot (von Abrantès) stehenden Expeditions-Corps den Kriegszug nach Portugal mitmachen, wo er sich durch seine Tapferkeit in mehreren Treffen auszeichnete. In der Schlacht von Vinciro erhielt er zwei Wunden, welche ihn für den ferneren Militärdienst untauglich machten, und so bekam er denn im Jahre 1809 seine höchst ehrenvolle Entlassung, mit dem Range eines Adjudanten-Unteroffiziers. Kurze Zeit darnach wurde er als Professor der Sprachen und der Litteratur nach Prag berufen, wo er von 1810 bis 1813 verweilte, und wo sich ihm die glänzendsten Aussichten für sein späteres Fortkommen darboten. Doch seine Franzosenfreundlichkeit sollte ihm zum Nachtheile gereichen: Nachdem, in Folge der Schlacht bei Culm, die Hospitäler und mehrere öffentlichen Gebäude Prags mit Kranken und Verwundeten überfüllt worden waren, installirte sich Gangler, aus eigener Initiative, in einem früheren, zum Militärspital umgewandelten Klostergebäude, und verwandte seine ganze Sorgfalt, sowie alle Geldmittel, über welche er nur verfügen konnte, auf die Pflege der verwundeten französischen Soldaten. Dieses menschenfreundliche Benehmen erregte aber die Erbitterung der Prager Bevölkerung und der österreichischen Regierung dergestalt, daß er gezwungen wurde, aus Böhmen auszuwandern. Am 7. Dezember 1813 verließ er die Stadt Prag. Nachdem er während fünf Monaten, unter tausenderlei Gefahren, sich durch die Heeresabtheilungen der Alliirten durchgeschlagen, langte er endlich, Anfangs Mai 1814, wieder in seiner Geburtsstadt Luxemburg an.

Nachdem er während 17 Jahren verschiedene untergeordnete Stellen versehen hatte, wurde er schließlich, im Jahre 1831, auf den Posten des Polizeicommissars seiner Vaterstadt berufen. Es war das ein in doppelter Hinsicht wichtiger Vertrauensposten. Im September 1830 war die belgische Revolution ausgebrochen; das flache Land hatte sich der aufrührerischen Bewegung angeschlossen, die Stadt Luxemburg allein war dem König-Großherzog treu geblieben. Damit wollen wir aber nicht behaupten, daß nicht auch innerhalb der Festungsgrenzen sich manche heimliche Anhänger Belgiens gefunden hätten. Hiezu kam, daß die Festung von fremden, d. h. preußischen Bundestruppen besetzt war, welche nichts weniger thaten, als mit den Einwohnern sympathisiren. Dank seiner Klugheit und seinem feinen Takte wußte Gangler in seiner neuen Stellung alle Schroffheiten und Klippen zu vermeiden, und zwar dergestalt, daß ihm bereits im Jahre 1839 der König von Preußen den rothen Adlerorden verlieh. Napoleon III., wahrscheinlich aufmerksam gemacht auf das heldenmüthige Benehmen Gangler's während seiner militärischen

Laufbahn, im Dienste Frankreichs, ernannte denselben noch nachträglich (1850) zum Ritter der französischen Ehrenlegion. Wir haben bereits erwähnt, [1]) daß Gangler ein „Lexikon der Luxemburger Umgangssprache" verfaßt hat. Als Anerkennung dafür ward ihm vom König von Belgien eine große goldene Medaille zu Theil. Im nämlichen Jahre ernannte die archäologische Gesellschaft von Luxemburg ihn zu ihrem correspondierenden Mitgliede, während er 1854 ebenfalls zum Mitgliede der Gesellschaft für niederländische Litteratur zu Leyden promovirt wurde. Am 13. März 1856 starb Gangler plötzlich als Opfer seines Mitgefühles. Er hatte an diesem Tage dem Begräbnisse eines seiner alten Waffengefährten beigewohnt; der Eindruck, welchen diese Trauerfeier auf ihn machte, war ein so gewaltiger, daß er, von einem plötzlichen Schlaganfalle getroffen, noch am selben Tage, in Zeit von ein paar Stunden verschied, und zwar im Alter von 68 Jahren.

Das Hauptwerk Gangler's ist unstreitig sein „Lexikon der Luxemburger Umgangssprache", auf welches wir am Schlusse unseres Aufsatzes noch zurückkommen. An dieser Stelle wollen wir uns speziell beschäftigen mit dem Bändchen Gedichte in luxemburger Mundart, welches er im Jahre 1841 in der Druckerei J. Lamort (Verlag von Viet. Hoffman) herausgab, unter dem Titel: „Koirblumen um Lamperbiëreg geplekt, vun J. F. G." Am Schlusse seiner „Etwas über die Aussprache" betitelten Einleitung schreibt Gangler: „Dann diene den Lesern, deren zartfühlendes Ohr durch die Plattheit der Ausdrücke beleidigt werden könnte, zur Nachricht, daß eben diese Plattheit herauszuheben, der Zweck des Verfassers ist. Uebrigens weiß er sehr wohl, was er in litterarischer und poetischer Hinsicht von seinen Gedichten halten soll. Sie sollen nur als Beweise dienen, daß die luxemburger Sprache, so wie ihre Schwestern, die flämische und holländische, einer Ausbildung fähig ist, und zur Schriftsprache erhoben werden kann; denn wie jene ist sie „ein Zweig jenes großen niederdeutschen Hauptastes des germanischen Stammes." Indessen eignet sie sich mehr zu Aufsätzen humoristischen als ernsten Inhaltes. Diese Sätze Gangler's erklären uns auch, weßhalb er als zweites Motto den Ausspruch Voltaire's (aus dessen Dictionnaire philosophique) seinem Büchlein vorausschickt: „Ce n'est pas mal parler que de nommer les choses du nom que le bas peuple leur a imposé."

Gangler's „Koirblumen" bilden eine Sammlung von 34 Gedichten. In seinem Vaterland hat N. Steffen seiner Zeit eine in's Einzelne gehende Kritik derselben vorgenommen, und ist dieselbe im großen Ganzen ziemlich zutreffend. Hier, was Steffen über Gangler schreibt: „Wir sind fast geneigt, Hrn. Gangler als den eigentlichen Pfadfinder unserer

1) Siehe: „Ons Hémecht" Nr. 1, Seite 19 und Nr. 2 S. 38.

reinnationalen Dichtkunſt zu betrachten. Die Gebrüder (?) Diedenhoven, die Verfaſſer des „Bittgank no Conter“, haben leider nicht genug geſchrieben, um dieſen Titel beanſpruchen zu dürfen, und Hr. A. Meyer, der allerdings früher als Herr Gangler in unſerm Dialekte geſchrieben und ſeine Schriften im Druck herausgegeben hat, iſt viel zu hochdeutſch, um als wirklich rein nationaler Dichter gelten zu können. Seine Gedichte haben nur das Nationale, daß ſie in luxemburgiſchen Worten geſchrieben — ſein ſollen. Nur einige wenige von dieſen Gedichten machen eine wirkliche Ausnahme von dieſer Regel.“ — „Ein weit beſſerer Dichter als A. Meyer iſt Herr J. F. Gangler. Jedenfalls iſt ſeine Ausdrucksweiſe rein nationaler, die Form ſeiner Gedichte iſt viel ſchöner und fließender, mehr abgerundet, mehr den Anforderungen der Dichtkunſt entſprechend. Dagegen dürfte er weniger tief, weniger urſprünglich ſein, als Hr. Meyer. Die beſten, und ſagen wir es offen heraus, die meiſten der Stücke des Hrn. Gangler ſind Nachahmungen, ja Uebertragungen aus deutſchen und franzöſiſchen Dichtern (z. B. Lessing, Gellert, Rottmann, Blumauer, de la Fontaine etc.) Wir nennen nur die folgenden: „Zwee Jèselen“, T'Maart-Schong“, „Den aale' Chikaner“, „De Górechen an de' Vollert“, Den aale' Léw“ [1] etc. Auch macht Gangler deſſen kein Hehl. Er ſelbſt gibt in ſeinem Inhaltsverzeichniß (S. VII—VIII) die Quellen an, woraus er ſchöpfte. Uebrigens ſind die Uebertragungen als recht gelungen zu betrachten, und es gereicht Herrn Gangler zur Ehre, die Dichterwerke unſerer Nachbaren auf vaterländiſchen Boden verpflanzt zu haben. Keine Sprache verſteht ein Volk, der gemeine Mann beſſer, als ſeine Mutterſprache; und wer die Meiſterwerke aus allen Sprachen für unſer Volk in unſern Landesdialekt übertragen wollte und könnte, würde ſich um unſer Land ein gar großes Verdienſt erwerben. Daß dieſes nicht in's Reich der Unmöglichkeit gehört, hat Hr. Gangler bewieſen.

Man urtheile nur:

'T Metschgièweg Kwisel.

Èng Kwisel wé èng Nonn 'só fróm,
Dé schir net aus der Kirech kóm,
Gów 'mohl stee'reich durch èng Ièrwschaaft:
't halew Staadt hætt se woihl auskaaft.
Gott sei geloiwt! sot se, erfolt
As nu' mei' Wonsch; 'lo hun ech Gold
Fir en'r't Aarmen ze deelen,
A' moinech Wonn ze heelen.
Wé dheet daat èng'm 'só gud!
't Hièrz hoit mer oft geblud,

[1] Wir geben die Titel in der Schreibart Gangler's und nicht in der verbeſſerten Schreibart Steffen's hier wieder.

Gekrascht hun ech meng Aë' wond,
Wann ech net emmer hèlfe' kont.
Hei kóm un't Dhir, zu sengem Glek,
E' Biédler mat èng'm plaak'che Rek.
Ob ènger Krèttsch hóng e' geduckt;
Durch't A'n hoit ehm den Hong'r gekuckt.
't Schanken hun ehm am Leiw gerabbelt;
Vu' Nètzt a' Keelt hoit e' gezabbelt.
An èngem Fóss haat en èng Schlapp,
Em den Aner gewek'lt e' Lapp.
't Johren haate' seng Hoor gebloecht;
Sein Zóstand hoit Jidr'een erweecht.
Am meeschte' wor geréhrt ons Kwisel:
Dann dee'r hirt Hièrz wor net vu' Kisel.
Fir den aarmen Aalen ze zéhen aus der Nóth,
Góng s'an de' Schaaf, a' broicht 'hm — èng haart
Kuuscht grævzeg Bród.

Diese Fabel von Gellert ist vortrefflich hier wieder gegeben. „Ja fügen wir dreist hinzu: Dieses Gedicht ist, wenn nicht das allergelungenste, doch unstreitig eines der besten aus der ganzen „Koirblumen"-Sammlung.

Ein anderer Recensent spricht sich knapp und bündig aus: „Gangler fand eine reinere nationale Ausdrucksweise (als A. Meyer). Gangler's Gedichte sind fließender, derber und humoristischer als die Meyer's, aber sie fanden noch nicht recht den Weg zum Volksmund." Dieses Urtheil unterschreiben wir vollkommen in Bezug auf den „Humor", nicht aber die „Derbheit". Den größeren „Humor" beanspruchen wir für Gangler, während wir Meyer gerne die größere „Derbheit" zuerkennen. Daß Gangler's Gedichte auch „den Weg zum Volksmund" nicht gefunden haben, ist ganz zutreffend; denn kein einziges seiner Gedichte lebt im Volksmunde fort, ja die gedruckte Sammlung ist heute nur mehr äußerst selten aufzufinden.

Wenn wir uns nun die einzelnen Gedichte etwas genauer ansehen, so finden wir, daß sie allerdings nicht frei sind von einzelnen Härten: auch an Verstößen gegen das Metrum fehlt es nicht, indem Gangler sehr häufig lange Silben für kurze und kurze für lange gebraucht. Uebrigens scheint er überhaupt nicht allzuviel auf richtige Versfüße zu halten, wie dies auch mit Recht von Steffen hervorgehoben wird. So finden wir z. B. in dem zweiten Gedicht „Wé Eé woilfeel ze Metteg esst" (S. 2—3) folgende Verse:

Waat welt daat heesch'n ? sæt Deen; Dir set scheleg drei Frang.

Erlabt dann, Hèr Hospes, dass ech mech ewèg maachen.

Dee verdengt dat ech ehn der Polizei géw un.

Wenn wir Gangler's Gedichte aufmerksam durchlesen, so finden

wir, daß eben jene, wo er Eigenes geschaffen hat und nicht die Ideen anderer Dichter benutzte, sowohl dem Inhalt als auch der Form nach grade die besten sind. Zu diesen rechnen wir: „Scheiwe'gespréch teschend dem Haré an dem Batté“ (S. 10—15); „Dè Charébaré“ (S. 28—29) und „Dè Fètten Donneschdeg“ (S. 46—48).

Schließen wir mit Steffen's Worten, welche ganz zutreffend sind: „Herr Gangler hat alle diese bekannten Anekdoten benutzt, um seine Geschicklichkeit im Versschreiben darzuthun, und um seinen Mitbürgern den Beweis zu liefern (und das hat er wirklich fertig gebracht), daß auch im Landesdialekt gute Sachen wieder gegeben werden können. Hierin liegt das Hauptverdienst dieses Schriftstellers“. In Bezug auf die eben von uns citirten Gedichte, welche rein nationale Stoffe behandeln, können wir Steffen nur vollständig zustimmen, wenn er schreibt: „In diesem Stücke, wo der Dichter sich ganz seiner eigenen Muse anvertraute und seine Gedanken aus sich selbst, statt in anderen, fremden Dichtern schöpfte, hat derselbe den besten Beweis geliefert, wie auch in unserer (Luxemburger) Sprache wirklich Gutes gesagt und schriftlich dargestellt werden kann. Ein echtlokaleres Stück ist wohl schwerlich in unserm Dialekte geschrieben worden. Hier ist Herr Gangler durch und durch reinnationaler Dichter.“ — „Es wäre für unsere Litteratur sehr zu wünschen gewesen, daß Herr Gangler seine Laune und seinen Humor öfter an dergleichen nationalen und lokalen Gegenständen geübt hätte.“ — „Diese rein nationalen Sujets sind just die, mit welchen Herr Gangler das meiste Glück hat. Das kommt daher, weil er hier ganz aus sich selbst, und nicht nach Andern, dichtet. Hätte dieser Autor sich nur an solche Sujets gehalten, die er wirklich meisterhaft zu behandeln verstand, dann wäre die uns hier vorliegende Sammlung (Koirblumen) sehr wahrscheinlich doppelt, ja zehnfach werthvoll. So wahr ist es, daß man nur in seinem ursprünglichen Elemente recht und ganz daheim ist. So der Fisch im Wasser, der Vogel in der Luft, der Salamander im Feuer — wie es heißt — und der Luxemburger in seinem Luxemburg.“

Wir haben noch ein Wort hinzuzufügen, welches wir ebenfalls unserm öfters citirten Gewährsmann N. Steffen entnehmen: „Als vereidigter Dolmetscher bei Gericht, hat Herr Gangler sich auch viel mit der Grammatik unseres Dialektes beschäftigt. Das beste und vollständigste Lexikon dieses Dialektes, welches im Drucke erschienen, ist von ihm. Er geht in demselben überall auf den Grund, die Abstimmung unserer Wörter, und gibt dieselbe an. Ganz vollständig und erschöpfend ist jedoch auch das Lexikon des Herrn Gangler nicht. Auf eine solche Arbeit warten wir noch immer vergebens. Welche herrliche Gelegenheit jedoch für unsere Sprachforscher und Sprachgelehrte, hier ihre Kenntnisse und ihre Gelehrsamkeit zu zeigen! Man kann wohl nicht leicht einen minder

nützlichen Gebrauch von seinen freien Stunden machen, als den, ein vollständiges Lexikon unseres Dialektes zu schreiben." — Wie wir aus eigener Anschauung wissen, hat Herr Zahnarzt *Joseph Weber* aus Luxemburg sein Lexikon der Luxemburger Sprache so weit fertig gestellt, daß es in kürzester Frist — so wollen wir hoffen — im Drucke wird erscheinen können.

VI.

KNAFF Karl Joseph Philipp.

Am 12. Mai 1822 geboren zu Grevenmacher aus einer der achtbarsten Familien, Sohn von Johann Baptist Knaff und Anna Philippe, welche dem Kaufmannsstande angehörten, besuchte er als Knabe die bestbekannte, tüchtige Schule des so verdienstvollen Lehrers Nikolaus Clasen (Vater des hochwürdigen Herrn Dechanten Bern. Isid. Clasen von Echternach). Hier zeichnete er sich durch seine Fortschritte derart aus, daß seine Eltern ihn nach Vollendung der Primärstudien nach Luxemburg, behufs weiterer Ausbildung, in's Athenäum sandten. Im Jahre 1836—1837 finden wir unsern Studenten unter den preisgekrönten Zöglingen der IV. Klasse der „Mittelschule", später Real- oder Industrie-Schule genannt. Am Schlusse des Schuljahres 1839—1840, wo wir Knaff's Namen wieder unter den preisgekrönten „Realisten" treffen, verließ er das Luxemburger Athenäum und ward élève-géomètre in Laroche und Arlon. Am 30. November 1841 trat er im Luxemburger Staatsdienst in die Büreau's der „Centralverwaltung". Im Revolutionsjahre 1848 wurde er (den 2. August) zum Commis erster Klasse und am Sylvestertage 1857 zum Unterbüreauchef im Departement der öffentlichen Bauten ernannt. In dieser Stellung verblieb er bis zum 25. März 1873, an welchem Tage ihm, wegen Kränklichkeit (er war mit dem sogenannten Schreibkrampf behaftet), seine ehrenvolle Entlassung zu Theil wurde. Von jetzt an lebte er sehr zurückgezogen in Clausen, bis ihn am 5. Dezember 1889 die leidige Influenza nach einer Krankheit von nur einigen Stunden hinwegraffte. Wie sehr der Verstorbene geliebt und geachtet war, bezeugten die vielen Leidtragenden, welche an dem Leichenzuge theilnahmen. Er hatte sich stets ausgezeichnet durch Gradheit und Offenheit des Charakters. Als Beamter und Privatmann konnte Knaff bis an sein seliges Ende als Muster dienen. Dabei war er auch ein ganz überzeugungstreuer Katholik. Seinen Bemühungen war in den Fünfziger Jahren das Zustandekommen des St. Knnigundis-Vereines ganz vorzüglich zu verdanken, wodurch der erste Schritt gethan wurde, daß Clausen zu einer eigenen Pfarrei erhoben und mit seiner heute in so herrlichem Glanze erstrahlenden Kirche bedacht wurde. Neben seinen Berufspflichten beschäftigte sich Knaff recht eingehend mit dem Studium unserer Landesgeschichte und namentlich mit der Geschichte seines Vaterstädtchens. Auch sind mehrere Schriftchen

über unsern Nationalhelden, König Johann den Blinden, Graf von Luxemburg, und über Grevenmacher seiner Feder entsprossen. Wenn bis heute „der blinde König" noch nicht in seinem Vaterlande die so sehr erwünschte Ruhestätte gefunden, so war das gewiß nicht Knaff's Schuld. All sein Sinnen und Trachten ging ja dahin, diesem ersten und edelsten Luxemburger Fürsten ein erhabenes Mausoläum errichten zu können. Leider scheiterten alle Anstrengungen in dieser Hinsicht an der Ungunst der Zeitverhältnisse. Diesen seinen historischen Arbeiten verdankte es Knaff, daß er im Januar 1855 zum correspondierenden und später zum effektiven (wirklichen) Mitgliede der historischen Gesellschaft von Luxemburg ernannt wurde. Vom Jahre 1866 bis 1872 war Knaff auch Schatzmeister der Gesellschaft. Als im Jahre 1860 der hochwürdigste Herr Provikar Nicolaus Adames den „Verein für christliche Kunst im Apostolischen Vikariate Luxemburg" in's Leben rief, trat Knaff allsogleich demselben bei und befand sich auch bis zu seinem Tode in dessen Vorstand. Im zweiten Jahrgange des „Organes" dieses Vereines finden wir einen Beitrag aus Knaff's Feder. Auch mit der Luxemburger Litteratur beschäftigte sich derselbe, ja versuchte sich sogar selbst in unserer Mundart als Dichter. Wir besitzen von ihm eine äußerst selten aufzutreibende Broschüre, betitelt: „D'Geschicht vum Letzeburger Collége, de Studenten gewidmet vun P. K. . . . Letzebureg. Gedréckt bei J. Lamort, op der Place-Daarem. 1843." Ueber dieses 16 Seiten (gr. in 8°) fassende Werkchen schrieb uns Herr Knaff in einem Briefe vom 7. August 1885: „C'est à tort qu'on a attribué cet ouvrage à M. le professeur Pierre Klein; c'est ma primeur, je l'ai écrit étant encore jeune. M. Bück à qui j'ai donné le manuscrit Vous l'affirmera." Der Verfasser war selbst Schuld daran, daß diese Schrift dem als „Dichter" bekannten Peter Klein zugeschrieben wurde; hätte er in derselben seinen vollständigen Namen anstatt nur seine Initialen (welche mit denen von Peter Klein identisch sind) angegeben, dann hätte kein Mensch in Letzterem den Autor derselben vermuthet. Uebrigens hatte das Luxemburger Publikum keine blasse Ahnung davon, daß ein kaum zwanzigjähriger Supernumerar eines Regierungsbüreau's, der zudem erst seit kurzer Zeit von Arlon zurückgekehrt war, der Verfasser dieser „Geschicht" sein sollte. Wie es scheint, war dieselbe nur in einer sehr beschränkten Anzahl von Exemplaren gedruckt worden. Die Schrift besteht aus drei Theilen: 1) „Vir-Riëd iver d'Wichtegkeet vum Collége". Dieser Vorrede sieht man es ab, daß dieselbe aus einem vom Freiheitsschwindel der Vierziger Jahre etwas stark angegriffenen Kopfe herstammt. Man urtheile nur aus nachfolgenden Sätzen: „Letzeburger! d'Zeit as eriver, wó d'Burgheren an d'Kléschter iëch enner e selavescht Joch gedréckt hoin; wó d'Dommheet sech vun der Onwessenheet hoit

veréhre' geloost; wó eert Glék an Onglék vun dem Welle' vun epoir eeres gleichen oofgehaangen hoit. — Haut as dé Zeit vergièst; d'franzésch Revolution hoit mat villen zeitlechen Ongléker daat Glék mat sech broicht, dasz d'Menschen zum wénegsten aagesin, dasz sie all zesoimen e Staat bilden, an net d'Versammlung vun epoir hires gleichen, dé sech eege'mæchteg d'Recht oigemoost hoin, se ze ennerdréken."

2) d'Geschicht vum Letzeburger Collége. Daß von einer eigentlichen „Geſchichte" des Athenäums hier keine Rede iſt, verſteht ſich wohl von ſelbſt. Der Verfaſſer ſcheint nur an dieſe von Weitem haben anknüpfen wollen, um — ein paar Studentenſtreiche zu erzählen. Es ſind deren drei: D'Marjongelé an sein Onglék; De Mettes mat der Dun und D'Geschicht vum Liésel.

3) Eine Art Nachwort, überſchrieben: „Oin d'geéert Here' Liéser". Darin heißt es: Mat Zóversiicht op eer Woilgesenntheet hoin ech mer erlaabt, eng Klengegkeet enner eer Aa'n ze leh'n, waat nuren e Versuch as, vun deem ech iéch biéden, d'Onnvollstænnegkeet ze verzeihen, an daat aus folgenden Ursaachen:" Der Autor beklagt ſich nun (und mit vollem Rechte) darüber, daß die litterariſchen Produkte der luxemburger Schriftſteller faſt gar keinen Abſatz gefunden haben: „Bis heihin hoit ee' gesin, dasz dé meescht litteraresch Producten vun de letzeburger Fiélzen, enner de letzeburger Here' Compatrioten nuur wéneg Stullgang fond hoin, só dasz dé meescht vun de Landsleiden, dé et eemol gewoot hoin, e Kapstékelchen enner d'geéert Publicum ze gin, an der Zókonft daat gerengst net mé vun deer Aart probéert hun. . . . . Haut over as de Weh dureeh d'litterarescht Feld schwéer ze betriéden, besonnesch dodurech, well dé meescht Liéser, weit entfeernt engem Talent, daat sech der guder Saach widmet, Muth an Hoffnung anzeflészen, nure' meescht doirop bedoicht sin, e Wierk ze kritizéeren (waat iveregens vill liichter as, als wé ze verbessern) als den æchte' Wierth dervun ze schætzen. Och, sin dé grósz Verschiedenheet vun de Meenongen, an d'persénlech Verhæltnisser, en Emstand, deen zevill a Recksiicht geholt get, fir eng Saach ze beurthelen. Daat aalt Sprechwuurt seht och: d'mecht keen Heelege' Mirakeln a' sengem Land (waat ech iveregens goir net op meng Bagatell oiwenne' well)." Dieſe Worte ſind heutzutage noch eben ſo wahr, und vielleicht noch zutreffender als damals, und dies ganz beſonders in unſerm glücklichen Neutralien. **Es gibt vielleicht kein Land in der Welt, wo dem litterariſchen Streben ſolche Hemmſchuhe angepreßt werden, als eben in dem unſerigen. Unſere inländiſchen litterariſchen Produkte werden als Makulatur verkauft, der fremde Schund hingegen wird mit theuerem**

Gelde von unſern gebildet ſein wollenden Luxemburgern angeſchafft!!!

Nach dieſer Digreſſion — die man uns gütigſt verzeihen möge — kommen wir auf unſer eigentliches Thema zurück. „D'Geschicht vum Letzeburger Collége“ iſt nicht ein eigentliches Gedicht zu nennen. Es iſt vielmehr gereimte Proſa. Da wird kein Versmaß eingehalten, ein Unterſchied zwiſchen langen und kurzen Silben iſt nicht gemacht, von Metrum überhaupt keine Spur. Der beſte Theil iſt unſtreitig die Beſchreibung des dritten Studentenſtreiches (D'Geschicht vum Iësel). In dieſem Stücke hat Knaff wirklich poetiſches Talent verrathen und iſt es nur zu bedauern, daß er es bei dieſem erſten Verſuche gelaſſen hat. Wir laſſen beiſpielsweiſe den Anfang des Stückes hier folgen:

Vir d'Poirt do strékt e' plompe Bauer
E' schénen Iësel fest oin d'Mauer,
A geht drop de' Geschæften noh,
A lészt sein Iësel hongrech do. —
Nu jeitzt deen aarmen Deivel do,
Wèll hièn de Spilman haat am Mo.
De Gustav fillt Barmhierzegkeet
Wé hiè' gesóch daat Iësels-Leed. —
E mécht e lass a setzt sech drop,
A rennt an d'Pletz am helle' Galopp.
Nu gong et oin ma'm aarme' Schnass,
Wèll hiè rennt mat em aan an d'Klass.
De Schnass wor over net genéert,
Wèll hiè' bei Brider gów geféhrt. . . . . .

Obſchon Knaff wohl auch manche Fremdwörter gebraucht, ſchreibt er doch viel beſſer als Meyer; Diedenhoven und Gangler jedoch hat er nicht erreicht.

VII.

DE LA FONTAINE Edmund.

Mit der heutigen Nummer der „Hémecht“ treten wir heran an den größten und beliebteſten unter allen Luxemburger Dialektdichtern, deſſen Theaterſtücke geſpielt und deſſen Lieder geſungen werden, ſo lange es noch ein „Luxemburger Volk“ geben wird, und ſo lange noch die „trauten, heimiſchen Töne unſeres Dialektes“ geſprochen werden. Wir meinen *de la Fontaine Edmund*, welcher unter dem Pſeudonym «*Dicks*», welchen Namen man ihm ſeiner kurzen, d i c k e n Geſtalt wegen beigelegt, und den er ſich dann ſelbſt zu eigen gemacht, allen ſeinen Landsleuten, ſowohl in der engeren Heimath, als auch in Gottes großer, weiter Welt rühmlichſt bekannt iſt. Ja, der Name «*Dicks*» wird mit Achtung,

Ehrfurcht, Bewunderung und stolzem Patriotismus genannt werden, so lange das Luxemburger Idiom bestehen wird, also — und das erwarten wir zuversichtlich — bis in die fernsten Zeiten.

„Hoffentlich", so schrieb in Nr. 1042 vom 14. Juli 1891, der höchst verdienstvolle Redakteur der in Dubuque, Jowa, in Nord-Amerika erscheinenden «*Luxemburger Gazette*», Herr Nicolaus Gonner, Vater, ein intimer Freund von Dicks, „hoffentlich wird eines der heimathlichen Blätter das Andenken dieses Mannes durch einen biographischen Nachruf ehren". Leider ist, wenigstens so weit es uns bekannt geworden, diesem Wunsche bis heute noch nicht entsprochen worden. Eine Biographie unseres „Luxemburger Dichterfürsten", wenn wir diesen Ausdruck gebrauchen dürfen, ist bis dato noch nicht erschienen. Herr Joh. Bapt. Weber, früherer Angestellter der Regierung, heute Redakteur der „Luxemburger Zeitung", soll, wie allgemein verlautet, eine solche in Angriff genommen haben, und können wir nur mit allen Freunden unserer vaterländischen Geschichte und Litteratur den lebhaften Wunsch aussprechen, die Feder dieses so sehr begabten und schriftgewandten Herrn möge uns baldigst mit einer umfassenden, bis in die kleinsten Details eingehenden Lebensbeschreibung des ersten und größten unter allen unsern Nationaldichtern erfreuen!

Wenn wir heute versuchen, einige biographische Notizen über unsern „unsterblichen Dicks" zusammenzustellen, so geschieht das aus verschiedenen Gründen:

1) Weil bis zum heutigen Tage eine etwas weitläufigere und zusammenhängende Biographie von Edmund de la Fontaine noch nicht erschienen ist;

2) weil wir den einmal betretenen Weg der Besprechung unserer Nationaldichter, wie bis hiehin, so auch fürderhin einhalten wollen, und

3) weil Dicks, wie wohl kein anderer Luxemburger Schriftsteller, ganz vorzüglich seine biographische Skizze zu haben berechtigt ist.

Obwohl wir darum einerseits auf's Tiefste bedauern müssen, daß bis heute das „Leben" unseres Dicks noch nicht veröffentlicht worden ist, so freut es uns doch ungemein, daß es eben „Ons Hémecht", das Organ des „Vereines für vaterländische Geschichte, Litteratur und Kunst" ist, welcher die ehrenvolle Aufgabe geworden, **an erster Stelle** eine etwas weitläufigere Biographie unseres nationalen Theaterdichters ihren Lesern mitzutheilen.

1. Biographisches.

Edmund de la Fontaine entstammte einer der höchsten und geachtesten Familien des Luxemburger Landes, einer jener Familien, welche unserm Vaterlande zum größten Ruhme gereichen und deren Mitglieder fast alle ohne Ausnahme, mit Recht und mit Stolz, zu den Illustrationen unseres Heimathländchens gezählt werden. Zum Beweise für die Wahrheit dieser unserer Behauptung, brauchen wir nur hinzuweisen auf das großartige, äußerst verdienstvolle Werk des verstorbenen Dr. Aug. Neyen, „Biographie luxembourgeoise", welches die Lebensbilder des Großoheims (Peter-Franz-Xaverius-Leopold), des Großvaters (Theodor-Ignaz), des Vaters (Gaspar-Theodor-Ignaz) und verschiedener anderer Verwandten unsers Dichters enthält.

Lucian-Irvin-Edmund de la Fontaine erblickte das Licht der Welt in der Stadt Luxemburg, am 24. Juli 1823. Er war der dritte Sohn des damaligen Advokaten und später so berühmt gewordenen Gouverneurs und Regierungspräsidenten von Luxemburg, Gaspard-Theodor-Ignaz de la Fontaine und der Josephine Franeq. Nachdem er die Primärschulen seines Heimathstädtchens absolvirt hatte, trat er in das dortige Athenäum ein; in welchem Jahre dieses aber geschah, wissen wir nicht genau; jedenfalls war es im Herbste 1837 oder 1838; denn in den beiden Athenäumsprogrammen, herausgegeben am Ende der Schuljahre 1842—1843 und 1843—1844 finden wir Edmund unter den Preisgekrönten auf Secunda resp. Prima.

„Was ein Dorn werden will, spitzt sich bei Zeiten". Dieses Sprichwort hat sich an Edmund de la Fontaine so recht bewahrheitet. Lange schon ehe er etwas von Poesiestudium wußte, hatte er sich auf's Dichten verlegt; außer verschiedenen kleineren Poesien, die sich noch ungedruckt in seinem Nachlasse vorfinden, hatte er sich — man höre und staune! — kaum vierzehn Jahre alt, an die Abfassung eines größeren Stückes gewagt. Nach seinem Tode fanden es seine Erben unter den hinterlassenen Papieren. Seine Geschwister erklärten ausdrücklich, sich ganz genau erinnern zu können, daß Edmund erst 14 Jahre alt gewesen sei, als er „De Wellefchen an de Fîschen, eng al Séchen nei a Reinen gesât" dichtete. Herr Redakteur Andreas Welter hat also einen doppelten Schnitzer gemacht (den wir an dieser Stelle zu berichtigen verpflichtet sind), wenn er schreibt: „. . . . . der Dichter schrieb es (dieses Gedicht) in seinem 20. Lebensjahre, gegen das Jahr 1839, wo er noch Student der oberen Klassen des Athenäums war." (Luxemburger Volkszeitung, 1894 Nr. 25). Hätte Herr Welter statt 1839 die Jahreszahl 1837 gesetzt, dann hätte er das Richtige getroffen; jedenfalls hätte er aber dann hinzufügen müssen, „wo er kaum erst Student in der untersten Klasse des Athenäums sein konnte."

Dieſes Gedicht, welches wir mit Erlaubniß der Familie aus der „Luxemburger Volkszeitung“ hier folgen laſſen, damit es in der „Hémecht“ auch für die fernere Zukunft allen unſeren Litteraturfreunden aufbewahrt bleiben möge, iſt faſt noch genau ſo, wie es der vierzehnjährige Knabe angefertigt hatte. „In ſpätern Jahren“, ſo ſchrieb uns die Tochter des Herrn Edmund de la Fontaine, „hat er nur einige kleine Änderungen daran vorgenommen.“

De Wellefchen an de Fîschen.

Èng âl Séchen, nei a Reimen gesât fum Dicks.

Motto: „Zur Zêit wĕ d'Meis Parécken gedrŏ'n
An d'Râten
Hoerbeidelen hâten,
Ass dât geschit, wât éch elo sŏ'n.“

I.

Wé de Wellefchen op d'Jûocht gêt an de Fische begént.

An ènger kâler Wanternûocht —
T'wor hĕge Schnĕ gefaḷ —
Dû gong de Wellefchen op d'Jûocht.
E gong wûol iwer Biréch an Daḷ,
E gong, mè wûor en och as gângen
En hûot kèng Maûs gefangen.
'T gêt schlècht, ech hun haut Ongléck,
Sŏ dûocht en aḷt bei séch,
Wèl all Abléck, an all Abléck
Gŏf hîen mĕ hongeréch.
Op émoḷ hĕert en an den Hècken
Dass èppes an de Blieder gĕt,
Scho stĕht do, sech de Moṇt ze lècken,
De Wellefchen zum Sproṇk berĕt.
„Gudden Owend, Komper, rift ènge Stemm,

Wŏ fanne mir oṇs haut erem!“ —
„Bass dû dât, Fische, Spetzbŏf do,
„Dû keṇs mer grat zu Pâs elo.
„Fischen, Fischen, éch hun nêischt
[z'fêszen,
„Fischen, Fischen, éch muss déch
[frîeszen.“ —
„Dir wèrt dach net des Donners sin,
„'T wèrt dach nach sos ze frîesze gin!
„Verloszt fech dûorfir frêi op méch,
„Glêich sit dir net mĕ hongeréch“.
Sŏ rîet de Fischen an en dûocht:
Wart dû, mei Wellefchen, gef ûocht,
Dû hûos d'Gewalt, dach wês ên net,
Wie' fun oṇs zwê nach Mêschter gêt.

II.

Wé de Fischen d'Ham an de Kirmeskoch fresst, an de Wellefchen Strêch krit.

Abĕ, éch gi wûol dûoran an,
Sot dû de Wollef, wât as ze ma'n? —
„Dohannĕ, sét de Fûs, do firt
„Den Hûofmaṇ fun dem groszen Haff,
„Ech hât e grad gutt ausgespîrt,
„Wĕ éch fech ugetraff.
„E wor op d'Kirmes an e keṇt,
„Fun ènger rêiche, gudde Freṇt,
„Och as seng Kar ganz steif gelûoden,
„Mat Kirmeskoch, an Ham a Flûoden.
„An dofu' krĕe' mir oṇs Dél:
„Ech hun e Plang, dé schlĕt net fél,

„Kuckt nemmen no, a mâcht wĕ éch,
„Da g'rêt oṇs alles sécherléch.“
Dû lêft de Fûs unnĕ gesin,
Dem Hûofmaṇ op de Firzock hin.
Gêt metten an de We séch strècken,
A mécht aḷs wèr et mat em aûs.
De Wollef schlêicht sech hûos an
[d'Hècken,
A lûszt bei ènger Bâm eraûs.
Den Hûofmaṇ kĕmt geschwenn erno.
Ojes, sét hîen, wât ass dât do!
Wĕ hîen de Fûs am Schnĕ gesêit,

Dén do ewĕ krepĕert lêit.
Dé Pèlz elo hèllt ên ze rot:
D'get Mŏle fir de ganzo Stot.
Fûs, dû gês mat, éch si kên Nâr
An domat hûoten en op d'Kar.
Den Ableck gét de Fûs séch drun,
Fresst d'Ham, a Flhût a Kirmeskoch,
A wĕ en alles hât genoch,
Du sprèngt e fum Gefîer a lâcht,
An duocht, mé dât hûot gutt geschmâcht
Drop rènnt en op de Wollef zŏ
A sét: nu mâcht et och esŏ.
Kuckt, mîer hènkt d'Ham nach an den Zènn,
Dir sit filêicht nach mĕ behènn.
„Mé werréch jo, dât as net schwĕer,
Sét drop de Wollef, „éch lâfe' sĕer."
E léft och gleich unmĕ gesin,
Dem Hûofman op de Firzock hin;
A lét séch op de Wé elûor,
Als wèr en dŏt an hart gefrûor.
Mè d'Gléck as net fir jidderên
Op deser Wèlt gemâcht, o nên!
Den Hûofman hât de Spâs entdèckt
Fum Fischen. Och wĕ hîe' gesŏch
De Wollef, dén am Schnĕ do lŏch.
Du ass e weider net erschrèckt
An duocht: „Den do bezilt ons d'Zos."
E sprèngt mam Jong fum Won op d'Stros;
Dén hât séng Bâtsch, hîen hât e Kleppel.
Schlo'n op de Wollef drop an drun,
Das hol a blo an halef krepp-el
Dé kaum mam Lîewe' kŏm derfun.

III.

Wé de Wellefchen mam Fischen fesche' gêt a sei Schwanz am Eis stieche lészt.

„T'gĕf gutt, t'gĕf schlècht gefalen,
„Dén Strêch hûot, muss se halen."
Sŏ duocht de Wollef, lèckt séng Wonnen,
Du woren se verbonnen.
Drop rift e: „Fische', komm erbêi,
„Wèl du bas heimat hâut net frêi."
Mei' Fische wor gleich bei der Hant.
„Jo, sét en, wĕ si' dir geschant!
„O Komper, och! wât si' der blécli!
„Sot, wèr et îech net gutt ergangen?!
„Jo, dû kruz d'Ham, an éch krût d'Strêch
„Esŏ get nêischt mĕ ugefangen.
„Fische, F'schen éch hun nêischt z'îeszen.
„Fische, Fischen éch muss déch frîeszen.
„Da wart, éch wés èng âner Sach.
„Ech kènne', sot de Fûs, èng Bâch,
„Dohanne' bei dém Birkebesch,
„Dĕ as gesteppelt foller Fesch.
„Kommt, loszt mer eis net lang bedenken,
„Ech sin erfûor fir d'Fesch ze fènken. —
„Hé, sét de Wollef, dass mer rècht,
„Fsŏ e Fesch, dât as net schlècht."
Si machen allebĕt sech op,
A lafen nemmen iwer d'Kopp.
Du kŏmen sî den Ableck dûor.
„Halt, sét de Fûs, elei as d'Wûor!
„Lo gét de Komper bis un d'Panz
„An d'Bèchelchen a strèckt de Schwanz,
„Esŏ wêit drân ewĕ e gêt,
„Dât hêscht bis op de Gront.
„Et brâuch net fil Geschéckléchkêt.
„Da fènkt mer Schlâch fir Schlâch e Pont.
„A gĕng et och èng Weilchen zŏ.
„Bis ugebasst èng schwĕer Kludder,
„Hei muss én hu' Gedolt a Rŏ.
„Derno och félt et net um Fudder."
Ewĕ gesot esŏ gemâcht.
E gêt an d'Wâszer his un d'Panz
A strèckt bis op de Gront de Schwanz.
Um Bûort, mêi Fischen hêmléch lâcht,
An dènkt bei séch: „Omei! omei!
„Wât get dât fir èng Fescherei!"
De Wollef stong net lâng nach dran,
Dû sot en: „hĕer Fûs éck kann
„Et net mĕ aussto'n. Nondikas,
„Wât dât èng Kélt am Waszer as!" —
„Ech wês net, Komper, wât îech félt,
„Sét drop do Fûs, 'tas glât kèng Kélt
„Dir sit och net fu Stol an Eisen,
„Sos misst et séch elŏ beweisen."
De Wollef op dĕ Rûed fum Fox
Schûomt séch an d'Sĕl erân.
E reselt of séng horéch Box
A get nach mĕ dĕf drân.
„Ha, sét de Fûs, dât do ass gutt.
„T'geseit é' wûol, dir hutt nach Mutt.
„Och wât get dât derno Plesĕer!
„A wât kri' dir derno èng Eer!

„Wan éch de Wollef aûs dem Besch
„Ferzîele' wâ' dir Masse Fesch
„Am Waszer haût gefangen hêi,
„Wat krĕen dĕ èng Roserei!"
A lûosz a lûosz wor d'Bach gefrûor,
De Wollef gŏf et net gewûor.
Dach èntléch rift e: „Fischen hĕer,
„Méi Schwanz dé get mer méchtég schwé-
„Dat sin se dĕ séch dru' gehangen! — [er.
„Hurra, elŏ get Fesch gefangen!"
Aus alle Krèfte' welt en zĕen,
Fir alles madenên ze krĕen.
Oei, de Schwanz stŏch fèst am Eis,
A gŏng net las, ah fir kê Prêis.
Elêi du fènkt en un ze rappen,
A mat de Fĕs an d'Bach ze klappen;
E kŏm an d'Roserêi,
A mécht an der Ferzweifelonk,
E fiechterléche' Sprouk.
Dir Kanner rŏt, wat as dat hêi?!
Wĕ hîe gespronge' wor eraûs
Du as de Schwanz em gangen aûs!
Wĕ hîen erlĕst wor aûs dem Eis,
Rift hîen zum Fûss: „Wart du geséis
„D'Sonn net mĕschĕnge'. Néischnotz, hĕ-
„Wat wor dat do fir èng Manĕer." [er.
A fènkt un, op de Fûs ze lâfen,
De Fische' wart net lang ze âfen,
E mécht séch op séng fĕer Bên,
Spréngt iwer Hèck, a Scholl, a Stên,
A rènnt nu' wat e rènne kount,
Bis das en hat séng Hîelche' fount.
A wĕ sêi Fênt wolt no em hâ'n,
Wupp, wor de Fûs zum Lach eraûs.

IV.

Wé de Fischen dem Wellefchen e Schwanz fu Stré mécht, a wé de' Stréschwanz ferbrènnt.

Du stong de Wollef ganz elèng
Ze blosen an ze kêichen
Firun dem Lach, wèl t'wor ze klèng
Fir hîen do anzekrêichen.
E jeizt: „kom hîer, du Galgestréck,
Ech brîechen dir dên Halzgenéck!"
De Fûs drĕt séch am Lach erem,
A sét mat sĕnger rèngster Stemm:
„O Komper hĕert, hîeft Ferstand! —
„Wât, sét de Wollef, du wels nach [schwètzen,
Du wels elêi déng Zong nach wètzen!
Wart, du ges dach emol geschant!" —
De Fische sét: „mè hîeft Gedanken,
Wât hè' der dach mat ménge' Schanken!
Nu losz dĕ Dommereien do
A laûschtert mir e wĕnéch no.
Kenn dir mir soe' wîen dât wŏr,
Dĕn îech schon zenter mûonéch Jôr
Zu alle Stonne bêigestanen?
Dén séch gericht, fir îech zu schanen?
Wîe' wor dât, wann der schwach a mât,
A wann der nêischt zo frîeszen hât,
A wann der bal fun Honger dŏt,
Iéch opgehollef aûs der Nŏt?
Dén Nûocht an Dâch, zu aller Zéit,
Am Glĕck, am Ongléck îech zur Séit?
Kann éch derfir wann d'Waszer frĕert?
Sŏ hètt e' jo nach nêischt gehĕert!
Nu sŏ'n éch och méng Mènonk ganz:
T'as d'fenneft Rât am Wôn e Schwanz.
Der sonner as èrt Gléck mĕ grŏsz,
Wèl dir sit fil mĕ lîecht zu Fŏsz.
Mâ wann der gĕft dûoreppen hâlen
Ech ma'n îech ên troz èrem âlen.
Dir wèrt gesin mat wĕnéch Mĕ,
Wel éch îech tretzen ê fu Strĕ." —
De Wollef zu dem Fische sét:
„Jé komm, t'ass gut, mach mir e nêien
Da well éch alles dir ferzêien."
De Fischen dé wor foller Frét
Gleich fènkt en drop séng Arbécht un
A wor kaum zéng Minuten drun
Du wor et do. „Hei as d'Affèr
Wât so' der dofu', strèngen Hèr?"
A glêich hat hîen, grat fêm an ècht
De Strĕschwanz un de Stupp gepècht.
„Ech danke' Fische, sét de Wollef,
Du hûos mer aus der Nŏt gehollef,
Dach mat all dém Gedĕngs elŏ
Hun éch nach nêischt am Mŏ.
Fische, Fischen, ech hun nêischt [z'îeszen.
Fische, Fischen, éch muss déch frîeszen."
„O jemmen, hûot de Fûs gesot,
As dat et nemmo wat îech plot,
Da laûschtert gut, wat as gewât,
Ech machen îech geschwe' puppsat.

Ech wês e' Man dén hûot geschlûocht,
T'ass nach net halef Nûocht,
Da' hu' mir jo dĕ schĕnsten Zêit,
Fir dûor ze go'n, wèl t'as net wêit."
„Ech gin nach mat des Kĕer,
Sét drop de Wollef, dach Fischen hĕer
Wan dat kê gudden Ausgang krit,
Da kriss de déng ferdéngte Britt."—
„Jô, sét de Fûs, wa mir nêischt krĕen,
Da kenn dər mir den Halz emdrĕen.
Nu Komper kommt. Do bei dém Wêier
Do halen d'Beschdĕf haut e Fêier.
'T as nach net âus, an d'Kûolen hetzen,
Dûor gi mir ons e wénech setzen.
Fir onse Sproŋk derno ze dun,
Do darf ê' kèng kal Glidder hun."
A wĕ de Wollef bei der Glŏs,
Mam Fische sŏs,
Sét desen: „Lost méch îech ferzîelen,
An dèr Zêit bis warm mer gin,
Wât bei dem Baûer as ze stîelen,
Wât éch am Kèler hu' gesin.

U mĕ ewĕ un zwanzég Klamen,
Do hènkt îech Zoszis, Wûorscht an Ha-
An Treipen, fresche Kudelflèck, [men
An onnerschidd'léch Sêite Spèck.
An èngem Èck do stêt e Fâs —
Ech machen wîrkelech kê Spâs —
Do lêit e Schwên am Solpert ganz,
Et félt och net emol de Schwanz.
Wan d'Schwĕngeflêsch îech net gelescht,
Wan aner Flêsch îech mĕ erfrescht,
Dan hêft dûorfir nach lâng
Kèng Grimmel Bâng,
Wèl 't hènkt an èngem Krôp nach hallef
E fresch geschlûochte Kallef.
Dir fannt och Kĕs, a Ram, a Mellech,
An èngem Wûrt jé alles felléch.
Hêi mecht de Wollef e Frédespronk.
Dĕ Frèt elo dĕ gŏf em dêier.
E kŏm ze no bei d'Fêier
An d'fèlt em un de Schwanz e Kûonk
Gleîch wor dat Strĕ a Flamen,
A sèngt em d'Hamen.

V.

Wé de Wellefchen mam Fische Flêsch stiele get. Wé de Fischen entwescht an de Wellefchen de Dûotstrêch kritt.

„Mat Strĕ muss kê bei d'Fêier goen;
Sŏ sét de Wollef, t'geschitt net mĕ.
Dém an'ren hètt et nêischt gedoen."
„Dén an're wor och net fu Strĕ."
Sét drop de Fûss. „Fergîest nu ganz
Den éfèltéchen, domme Schwanz.
Kèng Zêit ferlûor, nujé, nujé,
A macht îech mat mer op de Wé."
Em zwiélef Auer an der Nûocht
Dŏ kŏmen s'entléch bei dat Haûs
Do, wŏ de Baûer hat geschlûocht.
Si spionnĕren alles âus.
Si hun kê Liérem mĕ gehĕert —
T'hûot nêischt sech nĕerges gerĕert —
Du gin se, stel ewĕ èng Maûs
An hémléch d'Kéllerlîcht eraûs.
An ên nom aner'n as zum Lach
Gleîch agebrach.
Dé Wollef dén as bal verzéckt,
Wĕ hîen gerŏch dé fêine Kascht.
En hûot net lang gerascht:
En hèt gîer alles ageschléckt.
Do Fischen dé wŏr mĕ gescheit.
Dĕ Kèllerlichtche' wor net weit,

Och gong en all Ableck séch mîeszen,
Fir kên ze décke Baûch séch z'îeszen.
De Wollef dé fergesst,
Ganz wŏ e wor a fresst a fresst,
Rappt hei èng Fatz, rêiszt do e Stéck,
A stĕszt a séngem Ongeschéck
D'Brîed em, wŏ d'Melléchdeppe' stin.
Dû as 't esŏ e Spetakel gin,
Dass alles an dem Haûs erwécht,
„Jes, jes, 'lo gêt et schlecht;
De Fischen dûocht, nun as et Zêit",
A spréngt zur Lichtche' fort an d'Frêit.
De Wollef wolt nun och eraûs.
E wor ze dèck! — E kŏm net âus!
En ziddert wĕ en Espelâf.
Nu stirmt zur Kèllerdir erân.
E ganze Menschenhâf.
D'Mŏt hat en décke Fèierbrant,
An d'Fra de Blĕser an der Hant.
De Knîecht dên hat en ale Grêf,
De Man e Flent mat raschtég Lêf.
A siwe Kanner hannen no
Mat Uoweschéppen, Uowenzangen a
[lange Stangen!

D'ganz Kleppelarmé dĕ wor do.
De Wollef hûot séch dran ergin. . .
Kâum hûot de Mąn sêm Dĕf gesin,
Dû lêft en ên Zock op e lasz
A schlĕt den ûorgen, domme Wollef
Maûsdŏt mat séngem Flentekollef.
Sŏ gêt et wan ê gourmang as!

De Fische lîeft nach frêi a fresch,
An unnĕ Angscht bis haût am Besch.
Dĕ aner Wellef hun séch dĕ
Geschichtchen iwerluocht,
An dûorfir gét kê Wollef mĕ
Mat èngem Fûs op d'Jûocht.

Auf die Beurtheilung dieſes Gedichtes können wir uns für den Augenblick nicht einlaſſen, da wir gedenken, ſpäter darauf zurückzukommen. Jedenfalls erſieht aber der geneigte Leſer daraus, daß Dicks bereits als Student eine wirkliche Vorliebe und ein großartiges Talent für die heimathliche Dialektpoeſie bekundete.

Im Herbſte 1844 verließ de la Fontaine Edmund, nach abgelegtem Maturitätsexamen, das Athenäum von Luxemburg, um ſich dem Studium des Rechtes zu widmen. Er bezog die Univerſität Lüttich von 1844 bis 1846 und ſiedelte dann nach Heidelberg über, wo er bis 1847 verblieb. Nach abgelegtem Doktoratsexamen ließ er ſich als Advokat in ſeiner Vaterſtadt nieder, wo er 1852 zum zweiten und 1854 zum erſten Ergänzungsrichter am Friedensgerichte ernannt wurde. Doch glaube man ja nicht, daß bei dem proſaiſchen Schaffen und Wirken für den ſtandesmäßigen Lebensunterhalt die poetiſche Ader in de la Fontaine verſiegt wäre. Im Gegentheil: die bis dahin unbekannte Muſe ſuchte mit Gewalt ſich Bahn zu brechen — und ſie brach ſich ſelbe auch wirklich.

Eines ſchönen Tages, im Revolutionsjahre 1848, erſchien urplötzlich, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, ein im luxemburger Dialekt verfaßtes Gedicht, betitelt: „T'Vulleparlement am Grengewald",[1]) welches ungeheueres Aufſehen erregte. Es war ein ſarkaſtiſches Spottgedicht auf die Regierungs- und Kammermitglieder der damaligen Zeit. Das 21 vierzeilige Strophen enthaltende Gedicht war das Beſte, was bis dahin in unſerem Dialekt erſchienen war. Dieſes einzige Gedicht hätte hingereicht, ſeinen Verfaſſer unſterblich zu machen. Aber — wer war der Verfaſſer? Das Gedicht und auch die Melodie dazu waren anonym erſchienen. De la Fontaine hatte bis dahin noch nichts veröffentlicht; es konnte alſo deßhalb Niemand auf den Gedanken kommen, in ihm den Verfaſſer zu wittern. Lange wurde auch Michel Lentz als ſolcher angeſehen; ſpäter aber, als Dicks ſchon längſt als Nationaldichter bekannt war, geſtand er die Autorſchaft dieſes Gedichtes ein.

Als „politiſches Gedicht" ſteht dasſelbe wirklich einzig und unübertroffen in ſeiner Art da. Auch wurde es in damaliger Zeit „auf den Straßen geſungen und gepfiffen". Nur ſelten mehr findet man das-

1) Veröffentlicht zum erſten Mal in Nr. 49 der Zeitung „Der Volksfreund". Darnach erſchien es öfter, theils mit, theils ohne Muſik, auf fliegenden Blättern und auch in einzelnen Gedicht- und Liederſammlungen.

ſelbe heutigen Tages noch als „fliegendes Blatt" und glauben wir, allen Verehrern unſeres Dicks und allen Freunden unſerer heimathlichen Litteratur ein wirkliches Vergnügen zu bereiten, wenn wir dasſelbe hier zum Abdruck bringen, ſowie Herr Nicolaus Gonner, Vater, dasſelbe in dem Werkchen „Onserer Lider a Gedichter an onserer Letzeburger-deitscher Sproch", veröffentlicht hat. Das Gedicht wäre aber heutzutage total unverſtändlich, wenn nicht die als Vögel bezeichneten einzelnen Herren mit Namen angeführt würden. Wir geben dieſe Erklärungen nach Gonner's Text, ſchalten aber gleichzeitig hier ein, daß wir das feſte Vertrauen haben, es werde uns Niemand dieſe Reproduktion verübeln, und namentlich deßhalb, weil die im „Vulleparlement" vorkommenden Perſonen, wenn wir uns nicht irren, bereits alle, ohne Ausnahme, das Zeitliche geſegnet haben. Nachdem wir dieſes vorausgeſchickt, laſſen wir den Text des Stückes mit der Einleitung und den erklärenden Noten Gonner's hier folgen:

T'Vulleparlement am Grengewald.

Dat folgend Gedicht as an 1848, an der Revolutionszeit, zu Letzeburg publizéert gin. Et huot e furchtbare Spectakel am Land gemacht; op de Strossen as et gesongen a gepäff gin. Lang gong d'Ried de „Lenz" hætt et gemacht, ma d'Lid an d'Melodie wuor dem „Dicks" senger Arbecht. As e politisch Gedicht steht et bal enzeg a senger Art do.

De Kreh[1]) als de gescheitste Vull
Setzt op dem Presidentestull;
De Rehren, de Rehren[2])
De spillen d'Sekretæren.

A we gesoch de President,
Dat Deputerten all present,
Hoscht hién: Hoem! hoem!
A set mat ènger starker Stoemm:

„Dir Herre Vullen huolt ièch Still,
Dir sit heihi' beruf fir vill
Ze schwaetzen, ze schwaetzen,
Er Klo'n aus eneen ze setzen."

En ale Kuob[3]) faengt un a set:
„We d'Welt haut steht, 't deht engem [Led
Kiriee, Kiriee—
O Jesesmarja, Jemine!!"

„Jo, sot eng Eil,[4]) wat obgekle'rt,
Dat wor zu aller Zeit verke'rt;
Ze vill Licht, ze vill Licht
Verdroh'n mir net am Gesicht".

De Nochtegall[5]) faengt nun och un,
Woelt, dat all Vull eng Stem soll hun,
Dei Gesank, dei Gesank
Nochtegall fent wéneg Klank.

E Mierhong,[6]) wat dret eng Pareck,
Set: „Fort mat alle Vullestrek:
Meng ganz Klick, meng ganz Klick
An ech, mir wellen d'Republick!"

De Schnautzvull[7]) steht dem Mier- [hong bei
A rift: „'t ass glat keng Geckerei!
Mir aner, mir aner,
Si roth Republikaner."

1) Herr Charles Metz. — 2) De Herren A. Collart an Jonas. — 3) Herr Eyschen, de Pap. — 4) Herr Toutsch. — 5) Professer Hardt aus Echternach. — 6) Herr Dams vum Damserhof bei Rémech. — 7) Herr Karl André, de Volksandré.

De Vugel-Greif[1]) steht ob a bied
Em d'Wuort, an haelt de folgend Ried:
„Dir Herren, Dir Herren
„'T geht iwer d'Fonctionaeren!“

„Dat si verfluchte Kierlen,
Sin hofrech ewe Goldmierelen,
De Bruoddef, de Bruoddef,
Der Deiv'len 't Tractementer gef.“

„Bravo!“ so'n d'hongrechst Vullen:
A reiwen sech vu Fred hir Paenz,
„Saperment! Saperment!
Mir peifen en en Tractement.“

Drob d'Mierel[2]) blech vu Roserei:
„Du solls dach, Vugel-Greif, elei
Begreifen, Begreifen:
„Stell, wann all Vulle peifen.“

De Mitock[3]) jeizt: „Keng Steire meh,
„Keng Schol, ke Wérecht, keng Chaussee,
Keng Maeren, keng Maeren,[4])
A fort mat allen Herren!“

Jo, rift de Schnudliroderack:[5])
„Erow och mat der Lompeklack!
T'Gendarmen, t'Gendarmen,
An d'Gesetzer iwer d'Armen.“

Derzweschen emmerfort 't Schielmés[6])
Zerschwaetzt sich iver Alles hés,
De Grasmeck, de Grasmeck[7])
As hei an do och maechteg fleck.

'T geht anesch rift en: „Kuckerukoin!
Ech sin iwer iech all den Hoin![8])
Get, get uocht, get, get uocht!
Ech hun d'Constitution geluogt!“

„Ma dat as lang nach net genog;
O wir ech nemmen Herr eng Woch!
Get mir eng Platz, get mir eng Platz,
Soss si der all e Vull fir d'Katz.“

„'T as woher“, set de President,
„'T as d'Schold all vum Gouvernement.
De Cola'n, de Cola'n,[9])
De sollen Gleck vum Land haut ma'n.„

„Hurra!“ jeitzt Alles, „*Viv la Belsch!*“
„'Lo gin de Deitsch och nammel Welsch!
President! President!
Erow mat dem Gouvernement!“

A we se Alles emgeheit,
Kuom ener se vill Neid a Streit,
Sie scheimen, sie scheimen,
E welt den Anere pleimen.

Sie woren nach um Rappen drun,
Du kent en Adler u'gefluh'n[10])
Den det s' an, den det s' an
Fir all dem Spaas en Enn ze ma'n.

Ueber das „Vulleparlament“ äußert sich N. Steffen in dem „Vaterland“ (1869, Nr. 5) folgendermaßen:

„Dicks hat sich dem Publikum, soviel wir wissen, in seinem „Vulleparlement am Grengewald“ zuerst gedruckt vorgeführt. Ein gelungeneres Stück als dieses, hat er nicht gemacht. Er hat demselben, wie keinem andern, den Stempel seines Genie's aufgedrückt. Dieses Stück machte damals viel böses Blut, vorzüglich bei den Getroffenen. Und nicht gering war die Zahl dieser Getroffenen. Und gut getroffen waren sie auch; nichts thut das wohl besser dar, als der Aerger, den sie über die geistreiche Satyre empfanden.“

In der Zeitschrift: „Das Magazin für Litteratur“ (Jahrg. 1894,

1) Herr Greisch. — 2) Herr Jurion. — 3) Herr Spanier vuWaldbredimus. — 4) Burgermeschtern. — 5) Doctor Velter vu Rémech. — 6) Herr Lucien Rischard. — 7) Notär Gras vu Beteburg. — 8) Herr Norbert Metz vun Êch. — 9) Familie Collart. — 10(De preiseschen Adler.

Nr. 29) findet sich über dasselbe Gedicht nachstehender Satz von Tony Kellen:

„Das erste dramatische Produkt in luxemburger Mundart ist das Fastnachtsspiel „De Prenz Carneval an de Prenz Faaschtdaag", das ungefähr zur selben Zeit erschien, als ein satyrisches Gedicht: „D'Vulleparlement am Grengewald" ungeheueres Aufsehen erregte (1848). In dem Gedichte wurde die politische Wirthschaft des Landes mit scharfer Ironie gegeißelt, und der Autor, der sich anfänglich hinter dem Pseudonym „Dicks" verbarg, gelangte mit einem Schlage zu einer wirklichen Popularität".

In der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung" (München, Jahrgang 1894, Nr. 313, Beilage-Nummer 261) äußert sich derselbe Recensent:

„Das erste dramatische Product in Luxemburger Mundart ist das Fastnachtsspiel „De Prenz Carnaval an de Prenz Faaschtdaag" („Der Prinz Carneval und der Prinz Fasttag"), das ohne Angabe des Autors und des Erscheinungsjahres in den vierziger Jahren in Luxemburg gedruckt wurde. Manche glaubten, dieses Fastnachtsspiel Dicks zuschreiben zu sollen. Meiner Ansicht nach mit Unrecht, denn dieser Lustspieldichter hätte später seine Autorschaft anerkannt, wie er es bei einem andern Producte that, das nichts Anderes, als ein heftiges politisches Pamphlet war. Uebrigens kann man annehmen, daß jenes Fastnachtsspiel Ed. de la Fontaine auf die Idee brachte, seine ersten volksthümlichen Lustspiele in der Luxemburger Mundart zu dichten .....

Dicks schrieb zuerst ein satirisches Gedicht: „D'Vulleparlament am Grengewald", das bei seinem Erscheinen (1848) viel böses Blut machte, weil die politische Wirthschaft des Landes mit scharfer Ironie darin gegeißelt wurde."

Der unbekannte Verfasser dieses Gedichtes sollte aber eben der populärste Nationaldichter werden. Er ward es durch seine Theaterstücke. Im Jahre 1856 ließ er vier „Komédésstécker„ drucken, welche alle einen rauschenden Beifall beim Publikum fanden: „De Scholtschein", „De Koséng", „D'Mumm Sés" und „D'Kirmesgèscht". Unter dem Pseudonym „Dicks" erschienen diese Schriftchen; aber jeder kannte den wahren Namen des Verfassers. 1857 und 1858 veröffentlichte er die „Luxemburger Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten", 1864 erschien „De Ramplassang", 1870 „Op der Jûocht", 1877 veröffentlichte er „die Luxemburger Kinderreime", welchen noch drei Operetten folgten: „Den Här an d'Madamm Tullepant" (1879), „De Grengor" (1879) und „En as rosen" (1885). Nach de la Fontaine's Tode erschienen noch als posthume Schriften „Eng Stemmonk", „de Schöster Böbö", „de Feianner Weissert", und „Um Fridensgericht". Es genüge hier, die Titel dieser verschiedenen Werke angeführt zu haben, da wir gesonnen sind, später auf jedes einzelne derselben zurückzukommen.

Im Jahre 1858 führte Edmund de la Fontaine Fräulein Elisabeth Dutreux aus Luxemburg als Gattin heim, welcher Ehe drei Söhne und eine Tochter entsprossen sind. Kurz nach seiner Verheirathung verlegte er seinen Wohnsitz von Luxemburg nach dem an der Mosel gelegenen Stadtbredimus, woselbst er das dortige Schloß, welches er von seiner Tante Françoise de la Fontaine geerbt hatte, bewohnte, und zwar bis zum Jahre 1881, in welchem er zum Friedensrichter von Vianden ernannt wurde. Sein Aufenthalt in Stadtbredimus ist ganz besonders gekennzeichnet durch die Errichtung einer großartigen Weberei zu Remich, welche circa 50 Webstühle umfaßte. Leider aber kannte er von der Textilindustrie nicht genug, um ein solches Unternehmen zu gedeihlichem Aufschwunge zu bringen; auch das von ihm verwandte Personal scheint seiner Aufgabe nicht gewachsen gewesen zu sein; dazu kam die Vertheuerung des Rohmaterials (der Wolle) in Folge des amerikanischen Bürgerkrieges, so daß das Unternehmen fehl schlug und de la Fontaine fast sein ganzes Vermögen dadurch einbüßte.

Das Städtchen Remich ist Dicks zu Dank verpflichtet, weil er ganz besonders viel dazu beitrug, daß die dortigen Kalksteinlager eröffnet wurden, und er so der Ortschaft eine Quelle neuen materiellen Wohles eröffnete. Auch zu dem Zustandekommen des Remicher Brückenbaues über die Mosel im Jahre 1865 hat de la Fontaine nicht wenig beigetragen. Hierüber theilt uns „der Moselbote" (1893. Nr. 29) Folgendes mit: ....."Zu uns kam er (Edmund de la Fontaine) s. z. als Industrielle, gründete eine mechanische Dampfweberei von wenigstens 50 Stühlen; eröffnete den Schatz unserer Steinlager und war es, der die erste Idee zum Brückenbau und dessen Verwirklichung gab. Wenn auch die Weberei unter Anderm wegen Mangels des richtigen Exploitations-Personals nicht aufkam, so hat er doch unsern Kalksteinen den Markt an der Unter-Mosel, dem Rhein, selbst bis in Holland hinein gewonnen, und der Stadt eine stets wachsende Einnahme verschafft. So wußte er am Stammtisch die Aussagen seines Freundes, des verstorbenen (Wasserbau-) Ingenieurs Housse über den ev. Brückenbau bald zustimmend, bald verwerfend geschickt auszubeuten, so daß dieser, vom Ehrgeiz gestachelt, séance tenante versprach, zur Begründung des von ihm Gesagten einen Plan nebst Kosten-Anschlag zu entwerfen. Und wirklich sah man nach einigen Tagen Gonner, damals Piqueur cantonal nebst dem Kantonnier Reich, Vater, die Sondirung der Mosel vornehmen. Ed. de la Fontaine wußte wohl, daß wenn einmal ein Plan und Devis über die zu errichtende Brücke beständen, die Verwirklichung nicht mehr auf die lange Bank geschoben werden könne, und er hatte Recht. Ehre dem Ehre gebührt! Wir Remicher verbleiben ihm immer zu Dank verpflichtet." Der „Moselbote" hätte in diesem seinem Referate auch noch eines andern Um-

standes bezüglich des Brückenbaues zu Remich erwähnen können. Ganz besonders auf de la Fontaine's Betreiben hin veröffentlichte Gonner seine bekannte Broschüre „die Moselbrücke zu Remich" (1863), welche hauptsächlich dazu beitrug, Staat, Kammer und Gemeinde von der Nützlichkeit und Nothwendigkeit dieses Verbindungsmittels zwischen Luxemburg und Preußen zu überzeugen.

Im Jahre 1867 wurde de la Fontaine durch das Vertrauen seines Königs-Großherzogs und dessen Regierung zum Bürgermeister der Gemeinde Stadtbredimus berufen; jedoch legte er dieses Ehrenamt nach Verlauf dreier Jahre bereits wieder nieder (1870). Neun Jahre später wurde er am Friedensgerichte zu Remich zum zweiten Ergänzungsrichter ernannt, welche Funktionen er auch zur größten Zufriedenheit der Bewohner des Remicher Cantons ausübte, bis er, durch Königlich-Großherzoglichen Beschluß vom 5. Januar 1881, auf sein Begehren, zum Friedensrichter des Kantons Vianden promovirt wurde. Dieses Amt verwaltete Dicks bis zu seinem, am 24. Juni 1891 erfolgten Ableben. De la Fontaine's Verdienste waren auch von Sr. Maj. dem König-Großherzog Wilhelm III. dadurch feierlich anerkannt worden, daß derselbe ihm bereits am 17. Februar 1878 die Würde eines „Ritters der Eichenlaubkrone" verliehen hatte.

War Dicks einerseits Dichter, so war er auch andrerseits Componist. „Dichter und Musiker" zugleich", schreibt Nikolaus Steffen (Vaterland 1870, Nr. 48) „mußte ihm (Dicks), seine Aufgabe um so leichter werden, je klarer und inniger er seinen Stoff aufgefaßt und durchdacht, je reiner und tiefer er die Bilder in seiner dichterischen und schöpferischen Phantasie geschaut, die Schönheiten empfunden hatte, die er in den beiden Sprachen der Seele, der Poesie und der Musik, ausdrücken wollte." Dicks hat nicht blos den Text seiner „Komédéstécker" gedichtet, sondern auch die Melodien der darin vorkommenden Lieder componirt. Und wie sehr diese Compositionen gerathen waren und dem Publikum gefielen, geht aus dem Umstand hervor, daß man bald nach deren ersten Aufführung (namentlich des „Scholtschein") im ganzen Lande deren fröhliche Weisen hören konnte.

Edmund de la Fontaine beschränkte sich aber nicht allein darauf Komédéstécker zu verfassen, auch in anderer Weise war er schriftstellerisch thätig. Außer den bereits oben erwähnten zwei Werkchen „Luxemburger Sprüchwörter und sprüchwörtliche Redensarten" und „die Luxemburger Kinderreime" kennen wir von ihm noch folgende Schriften:

Versuch über die Orthographie der luxemburger deutschen Mundart. 1855.

Die Weinberge und die Cadasterrevision. 1867.

Quelques observations sur le régime de nos rivières navigables. 1876.

Luxemburger Sagen und Legenden. 1882.
Luxemburger Sitten und Bräuche. 1883.
Vianden et ses environs. 1885.

Bezüglich dieses Gegenstandes finden wir in Nr. 1043 der „Luxemburger Gazette" folgenden Passus: „Außer seinen poetischen Arbeiten hat er (Edm. de la Fontaine) gute Arbeiten auf dem Gebiete des germanischen Alterthums geliefert. Noch zur Zeit seines Todes hatte er ein Werk in der Arbeit über die Götterlehre der Germanen im Großherzogthum. Auch kleinere Arbeiten über social-politische und agronomische Fragen hat er geliefert.

Daß Dicks auch ein Wörterbuch des luxemburger Dialektes in Arbeit und nahezu vollendet hatte, als ihn der Tod überraschte, ersehen wir aus folgendem Auszug aus der „Firriét" des Hrn. Zahnarztes Josef Weber zu seinem Lezeburgesch-latein-fransésch-deitschen Dixionèr fun de Planzen": „Den Dixionèr elei vun de Planzen ..... as nemen e Schtek aus èngem mĕ grŏssen Dixionèr fun der lezeburger Schprôch, dén ech sans hât eraus ze gin. Mé du gŏf ech wôiss, das den Dicks och esŏ e Boch an der Wêch hètt, a wèll ech wost das hién en ĕschte Sprôchmèschter wir, du hun ech mĕng Ide fuore gelôs."

Als Musiker [1]) hat Dicks außer den Compositionen seiner Operetten viele kleine hübsche Arbeiten hinterlassen. Er componirte und dichtete mit seltener Leichtigkeit. In Bezug auf eine dieser musikalischen Compositionen sei es uns gestattet, hier einer kleinen Episode zu gedenken, welche nur sehr wenigen unserer Mitbürger bekannt sein dürfte. Herr Industrielle Spoo, von Esch an der Alzette, selbst Componist, wenn wir gut unterrichtet sind, ein warmer Verehrer unseres Dicks, war so gütig, uns dieselbe mitzutheilen. Wir glauben am Besten zu thun, wenn wir sie mit den selbsteigenen Worten des Herrn Spoo hier wiedergeben:

Èng Épisôd aûs dem Dicks sèngem Liéwen.

Et wôr de 14. Juli 1889, e' Sonndéch Nométtéch!
Dém Dicks sên Opus 50, „D'Létzeburger Land", wâr frésch [eraûsgin.

Dû wâr, ewĕ all Sonndesnôméttes, èng Gesèllschaft fun stènnéchen an ûordéckléche' Bîrger âus der Stâdt, elaûter gutt Patrioten a' Frénn fu Mûsék a' Gesank, am Hôtel Anders, „zŏm Anker", zesuômen fir hîr Schèppchen ze drénken. D'Gesprĕch kŏm op dât nei Lidd fum Dicks an Ê' fun dénen Hère' grêift a' sèng Tèsch, zĕt e' gedréckte' Popeier eraûs a' sét: „Elei hun éch ét

1) Er war ein Meister in Handhabung verschiedener Musik-Instrumente. So z. B. spielte er Harfe, Piano, Geige, Flöte, Contrebaß, Trombone ꝛc.

an elô gét ét gesongen. A' glêich fènkt en un mat ènger krèftécher Stémm :

„Zŏ Létzebûrg stŏng d'Siegfrids Schlass !"

An no all Strôf, wan de Refrain kŏm :

„An d'Hîerz dat gluckst lèch schon als Kand
Fir onst schĕ' Lètzeburger Land !"

dan hun d'Ae geblétzt an d'Glîeser si' gehûowen an op onsem Dicks séng Gesondhêt âusgedronk' gin. D'Stemmonk war feierléch !

Wĕ d'Lidd zŏ Èm wor, dû huôt et èng zwêt an nach èng drétt Kĕer misse gesonge' gin an all Kĕer as den Èntusiassem gewûosz' an d'Begêschteronk fun de Sénger fir onst Land a' sĕm hèrrléchen Dichter gestigen.

Dû mécht Ê' vun de' Gesèllen de' Firschlag, dem Dicks zŏ séngem schĕne Lidd e' Gléckwonsch ze schécken.

Èng offe' Postkârt as geholt gin an Dén, dén des Reie' schreiwt, huôt se opgefellt :

Un den Dicks,
E' Bravo
zŏ Séngem Opus 50.
1.
Nun d'Halschécht as fîerdéch !
An Dûr an a' Moll
Klénkt d'Weis frésch an îerdéch.
Gĕf d'Honnert dach foll !
2.
An d'Wièrder dĕ grêifen
Ons dĕf an d'Gemitt,
Sŏ haut ewĕ géschter :
Dé Man get net mitt !
3.
Dé Weisen, *dé* Wîerder,
Dé Man an *dat* Land,
O, Hèrrgott am Himmel,
Hâl driwer déng Hand !

Hôtel Anders, 14. 7. 89.

D'Postkârt as kreiz a kwîer fun ènger Stuff fol letzeburger Mènner ennerschriwe gin an esŏ gŏng se no Feiânen un den Dicks, dén èng Dankkârt derfir zréckgeschéckt huôt.

Léder as dât Gebîet net ganz an Erfellonk gângen, dât dĕ brâw Frenn âus défstem Hîerz un *Dé'* gerîcht hâten, Dén elèng Mêschter îwert Lîewen an Dŏd as, Dén d'Menschelŏs zŏdélt a'

lènkt, Dé' ganz elèng nemme' wês, wat fir ons dât Bèscht as an démnô beschlésst. Sêi Well geschĕ!

Onsen Dicks as de' 27. Juni 1891 begrûowe' gin.

Mîr âner ower, dĕ nach lîewen, an Dĕ, dĕ nô ons kommen, mîr hun et erfûor a' mîr gesin all Dâch, dat dén âneren Dêl fun dém Gebîet erhĕert as, a' mîr losse net nô dermat a' mîr bîede' bis un d'Ènn fun den Zêiten:

„Onser Hèrgott hâl Séng Hand
Iwert d'Letzeburger Land!"

Am 9. Juli 1890 sandte Herr Spoo ein im luxemburger Dialekte abgefaßtes Schreiben an Dicks, worin er diesen bat, ihm als Mitglied des Festausschusses, einige luxemburger-deutsche „Sprüche" zusenden zu wollen, welche bei der Einweihungsfeier des neuen Musikkiosles zu Esch an der Alzette an verschiedenen Stellen angebracht werden sollten. In liebenswürdigster Weise ging Dicks auf die Bitte ein und verfaßte die folgenden Sprüche, deren Mittheilung wir ebenfalls der Güte des Herrn Spoo verdanken, und welche wir als bleibendes Andenken in der „Hémecht" abdrucken wollen:

Feianen, den 13. Hêmond 1890.

Mêi lĕwen Hèr!
Hei as èr
Affèr.
Fir elo
As nêischt Bèsseres do,
Duôrfir èxkiséert méch, Hèr Spoo.
Dicks.

Fir dass mer solle leschtéch sin,
Huôt Gott de Menschen d'Musék gin.

Et as nach Kên erhéngert,
Dé sêi Stremènt zergutzt geféngert.

Hei get geblôsen no den Nŏten,
Mè fun dem Tribsal lést ên d'Pŏten.

Dât si' kèng Drâchen,
Dĕ hèl oplâchen,
De Gréche' schmâchen
A' Musék mâchen.

D'falsch Tĕn
Si' kémols schĕn.
Duôrfir mâcht némmen,
Dass d'Enstromènter stémmen.

Dicks war weder ein stolzer Mann, noch ein Kriecher. Er hatte ein edles, für alles Schöne und Erhabene empfängliches Gemüth. Mit dem Armen ging er leutselig um, der Reiche imponierte ihm nicht. „Was Dicks als Mensch und Gesellschafter war", schrieb die Luxemburger Zeitung in einem warm gefühlten Nachrufe (1891, Nr. 176) „wissen alle, deren Bekanntschaft und Zusammensein mit ihm auch nur nach Stunden zählte. Es war ein Genuß, ihm zuzuhören, wie er auch in der Unterhaltung die Sprache meisterte, die er so meisterhaft geschrieben hat. Da kamen Wendungen, Ausdrücke, die einem längst aus dem Sinne geschwunden, da klangen Register, die man längst verrostet glaubte, und so gradaus, kerngesund, wie das Wesen des Mannes, so war auch seine Sprache.

Wenn je eine Popularität verdient war, dann war es ganz gewiß diejenige, die Dicks besaß. Darum durchzog auch tiefe, allgemeine Trauer das ganze Luxemburger Land bei der unerwarteten Kunde seines Hinscheidens. Nach kaum dreitägiger Krankheit starb er, an einem Halsgeschwür, Mittwochs, den 24 Juni 1891, um halb sechs Uhr des Abends, wohl vorbereitet und versehen mit den heiligen Sterbesakramenten. Am darauffolgenden Samstag, den 27 Juni, fand in der Pfarrkirche zu Vianden gegen 9 Uhr Morgens der Leichendienst statt. Nachmittags um 3 Uhr wurden die sterblichen Ueberreste des von allen Luxemburgern so sehr geschätzten Nationaldichters und volksthümlichen Schriftstellers zur kühlen, stillen Gruft begleitet. Daß de la Fontaine der Luxemburger Freude und Stolz war, bewies die große Zahl der Fremden, Beamten, Magistratspersonen, Freunde und Verwandte des Hingeschiedenen. Von Nah und Fern waren Leidtragende erschienen, solche die ihn persönlich gekannt hatten, und andere, die ihn nie gesehen und ihm auf diese Weise den Tribut der Dankbarkeit zollten für die schönen Stunden, die er ihnen durch seine Werke verschafft. Aus Luxemburg hatte sich der Vorstand der „Gym", deren Mitbegründer Dicks gewesen war, sowie eine Deputation der „Union dramatique" mit umflorter Vereinsfahne eingefunden. Herr Advokat Paul Elter, Präsident der „Gym", legte im Namen der Gesellschaft einen Lorbeerkranz auf den Sarg nieder. Viele Notabilitäten, namentlich aus Luxemburg und Diekirch, waren im Trauergeleite vertreten. Ein langer Zug von Bürgern aus Vianden und Einwohnern der umliegenden Ortschaften folgte der Bahre. Der Verstorbene hatte sich während seiner Amtsthätigkeit als Friedensrichter die Sympathien der ganzen Bevölkerung des Kantons Vianden erworben. Zahlreiche Kränze waren sowohl von Privaten als Gesellschaften eingeschickt worden, um Sarg und Gruft des lieben Verstorbenen zu schmücken

Nach Beendigung der religiösen Ceremonien hielt Herr Advokat Paul Elter am offenen Grabe folgende Ansprache:

„Messieurs, je suis chargé du triste mais à la fois glorieux

devoir de dire un dernier mot d'adieu à la dépouille mortelle de celui qui fut un des fondateurs les plus illustres de la Société de Gymnastique de Luxembourg. Edmond de la Fontaine, à la tête d'une phalange de jeunes gens qui, sous le souffle ardent et généreux de 1848 s'élançaient à l'assaut de l'idéal, mettant l'amour du beau et du vrai au-dessus des préoccupations d'intérêt personnel, est parvenu à créer dans sa langue maternel, langue imparfaite et peu malléable, un art dramatique essentiellement luxembourgeois qui, après tant d'années, fait encore les délices à nous tous, quelle que soit notre position sociale et quelles que soient nos prétentions littéraires. C'est qu'il a su dépeindre avec tant de vérité, tant d'art, tant d'esprit, et en évitant l'écueil si dangereux de la trivialité, la vie intime d'un petit peuple modeste et simple comme lui. Par ses œuvres Dicks nous a prodigué une littérature saine et savoureuse, a rempli par là une mission éminemment civilisatrice et, j'ose le dire sans craindre de trouver des contradicteurs, qu'aussi longtemps qu'on parlera le luxembourgeois — et j'espère qu'on le parlera toujours — le nom de Dicks restera inoublié parmi nous.

Ces quelques paroles prononcées et ces quelques fleurs déposées sur cette tombe ne suffisent pas pour payer la dette d'honneur que tout un pays a contractée vis-à-vis de celui dont nous déplorons la mort.

Il faut plus.

Permettez-moi d'exprimer en ce moment solennel ce vœu, qui trouvera certainement un écho bienveillant dans tous les cœurs luxembourgeois : Que tous ses admirateurs — et ils sont légion — contribuent à lui ériger sur sa tombe un monument impérissable comme sa gloire et qui dira aux générations futures que nous savons que c'est honorer, aimer sa patrie que d'honorer et de glorifier ses hommes de valeur, et que nous n'avons pas failli à ce devoir.

Puissent ces marques de sympathie et de vénération atténuer dans la mesure du possible le chagrin si profond de la famille éplorée.

Adieu Dicks, adieu, les Luxembourgeois ne t'oublieront jamais!"

Hierauf trat Herr Induſtriel Spoo aus Eſch an der Alzette an das offene Grab und widmete dem Verſtorbenen in ſeiner Mutterſprache folgenden Nachruf :

„Hei un dém Grâf, wa jé op ènger Plâtz, zimt et séch, e' Wuôrt an der Hêméchssprôch ze rîeden.

Dén, dén en onerbittlécht Lŏs ons esŏ hurtéch an esŏ onver-

hofft entrass huôt, an em dém séng Rŏplâtz an der Éwégkêt mir hei voll Schmîerz fersammelt stin — Hîe' wor Ê' fun de Bèschten, dĕ sêi Land erfirbruôcht. Foll hêlécher Begêschteronk fir alles wât schĕn, gutt, a' menschléch wor, huôt Hîe' mat ènger sèltener Lĕft u' séngem Land an u' séngem Folléck gehângen. Hîen huôt, ewĕ kên Aneren, an d'letzeburger Folléckslîewen âgegraff' a' mat follen Hènnen drâus geschèfft a' Gestalte geschâft dĕ fir Jôerhonnerte sin. Séng Harf huôt bei Jonk an Al, bei Grŏs a' Klèng, bei Rêich an Arem, dé dĕfst Gefiller erwêcht an Ên ewĕ dén Aner âus de Misère fum Menschelîewen an èng Idéalwèlt fersât, dĕ nemmen den Dichter fu' Gottesgnuôd erfizauwere kaṇ.

Wĕ Hîen — a' sénger hèrlécher Juôcht — de Jong un d'Médche' sange lĕst, dû huôt Him en Idéal firgeschwîeft, en Idéal fum Schĕnen a' Grŏssen, en Idéal fun Allem wât èng Menschebroscht an hêlécher Begêschteronk entflâme kaṇ. An dât Idéal, dât wor sêi Land an dĕ Leit an dém Land, dénen All Hîen e Brudder wôr. Duôrfir as onse Schmîerz esŏ grŏsz, onst Lêd esŏ dĕf, onse Ferloscht esŏ hârt. Ower, esŏ wĕ mir Hîen hei an de Buôdem fersènken, esŏ get Hîen zu glêicher Zêit an ons Hîerzer begruôwen an E' bleiwt an der Folléckssĕl âgeschloss' all Éwégkêt. Mir weihen Hîe' mat séngen êgenen, onferglêichléche' Vèrsen:

„D'Pîerele fum Dâ, dât sin déng Diamanten,
D'Blummen om Fèld, dĕ sin dein Hŏchzêitsklêd,
D'Nuôchtegeilercher, dât sin déng Musikanten,
An dein treit Hîerz as ons Glécksĕléchkêt."

De Maṇ as fort, ma sêm hèlle Gêscht a' sêm treit, wârem Hîerz sin ons bliwen a' si sin d'Ègentom fum Folléck esŏ lâng as èng letzeburger Broscht fillt. Hîen as net elèng fun haut a' fu' geschter, Hîen as ganz besonnesch fir d'Zŏkonft an nach an de fèrensten Zêiten wèrd séng Leier onse Nôkomme' klénken an se un hir Hâptlicht a' Schelléchkêt gemuônen:

„Fèst um Land, trei dem Dicks!"

Mam Dicks sènkt séch e Stéck fum Land an d'Grâf. Dûrch Hîen as d'ganzt Land operwâch an hu' séng Kanner séch kènne lĕeren. Um Dicks erneieren séch ons Générätiŏnen an Éwéchkêt.

Den Dicks an d'Land,
D'Land an den Dicks,
Dĕ lîewen ĕwéch!

Doch nicht nur im Luxemburger Ländchen, ſelbſt bis in's ferne Amerika, fand der Tod des allverehrten Nationaldichters einen ſchmerzlichen Widerhall. Zum Beweis diene der folgende Ausſchnitt aus der in

Chicago erschienenen Zeitung: „Unabhängiges Luxemburger Wochenblatt" (Nr. 1 vom 29. Juli 1891), den wir wörtlich hiehersetzen:

„Der Luxemburger Independent-Club von Chicago in seiner regelmäßigen Versammlung vom 19. Juli 1891, und betreffs des Hinscheidens des Herrn Edmond de la Fontaine (Dicks) faßte einstimmig die folgenden Beschlüsse:

In Erwägung, daß es dem Allmächtigen in seinem unerforschlichen Rathschluße gefallen, unsern geliebten und geehrten Landsmann, Herrn Edmond de la Fontaine, unsern National-Dichter „Dicks", in ein besseres Jenseits abzuberufen;

In Erwägung, daß dieser unersetzliche Verlust nicht allein die dem Dahingeschiedenen nahestehenden Personen berührt, sondern überall, wo die Luxemburger Zunge klingt, mit tiefgefühltem Schmerz empfunden werden muß;

In Erwägung ferner, daß die Verdienste des Verstorbenen um die dramatische Litteratur seines Landes bahnbrechend und jetzt noch unübertroffen dastehen, und derselbe hierdurch zum Wohlthäter seines Volkes geworden;

In Erwägung ferner, daß die „Dicks'schen" Werke den besten Erzeugnissen anderer Nationen zur Seite gestellt werden können, wodurch dem Luxemburger Lande und seinen über die ganze Welt verbreiteten Kindern, Ehre und Glanz verliehen wird.

Darum sei es beschlossen, daß der Luxemburger Independent-Club von Chicago, den Hinterbliebenen des verstorbenen Nationaldichters „Dicks", Herrn Edmond de la Fontaine, zu dem unersetzlichen Verlust, den dieselben mit sammt dem Luxemburger Land erlitten, sein tiefgefühltes Beileid entgegenbringt.

Es sei ferner beschlossen, der Familie des Verstorbenen eine Abschrift dieser Beschlüsse zu übermitteln. [1])

In Anbetracht dieses traurigen Ereignisses und um ein öffentliches Zeugniß abzugeben von der großen Achtung, die der Luxemburger Independent-Club für den todten National-Dichter hegt, sei es ferner beschlossen, daß diese Versammlung sich jetzt vertage.

Im Namen des Luxemburger Independent-Club von Chicago:

John N. Schumacher, ex officio.
Eug. Nic. Bellar.
John P. Thiltges.
Alphonse Fritsch.

(gez.) Comittee.

---

1) Diese Resolutionen wurden, auf weiße Atlasseide gedruckt, der Familie des Verstorbenen, durch den Vorstand des Independent-Club, übermittelt.

Schon bei de la Fontaine's Begräbniß in Vianden ging das Gerücht, die Bestattung der Leiche sei nur eine provisorische. Es hieß nämlich, die sterblichen Ueberreste des Dichters sollten nach Stadtbredimus überführt und daselbst beigesetzt werden. Der Verstorbene hatte ja auch eine bedeutende Zeit seines Lebens auf dem dortigen, an der Mosel so malerisch gelegenen Schlosse zugebracht. Hier befinden sich auch die Familiengräber und so war es passend, dem Verblichenen in der alten, langjährigen Heimath und neben seinen verstorbenen Anverwandten die letzte Ruhestätte zu bereiten. Hier, an den reizenden Ufern der Mosel, im sagenreichen Schloß mit seinem mittelalterlichen Thorweg und Schloßhof, den breiten Wandelgängen, dem gefürchteten Keller und der lieblichen Kapelle, hatte sich ja auch das dichterische Talent des nun Hingeschiedenen im bekannten hohen Maße entwickelt. Die Ueberführung der sterblichen Ueberreste von Vianden nach Stadtbredimus fand dann auch wirklich am 6. April 1893 statt. Dem Wunsche der Angehörigen gemäß, vollzog sich die Feier in aller Stille; jedoch hatten sich die meisten Dorfbewohner der Trauerprozession angeschlossen, welche dem Leichenwagen bis an die letzten Häuser der Ortschaft entgegenging und legten auf diese Weise beredtes Zeugniß ab für die Anhänglichkeit, welche der Verstorbene und dessen Familienmitglieder im Laufe der Jahre bei den biedern Einwohnern des stillen Moseldorfes sich zu erwerben gewußt hatten.

In der vorigen Nummer unseres Blattes haben wir schon berichtet, wie Herr Advokat Paul Elter, Präsident der „Gym," bei de la Fontaine's Begräbniß zu Vianden, in der auf ihn gehaltenen Grabrede bereits dem Wunsche Ausdruck gegeben hatte, es möchte unserm National-Dichter Dicks zu Ehren ein Monument errichtet werden. Hier seine diesbezüglichen Worte: „Permettez moi d'exprimer en ce moment solennel ce vœu, qui trouvera certainement un écho bienveillant dans tous les cœurs luxembourgeois: que tous ses admirateurs — et ils sont légion — contribuent à lui ériger sur sa tombe un monument impérissable comme sa gloire et qui dira aux générations futures que nous savons que c'est honorer, aimer sa patrie que d'honorer et de glorifier ses hommes de valeur et que nous n'avons pas failli à ce devoir."

Diese Idee, unserm Nationaldichter Dicks ein Monument zu errichten, fand allenthalben, im Inlande sowohl wie im Auslande, den ungetheiltesten Beifall. Auf Betreiben des Herrn Paul Elter traten die Vorstandsmitglieder der beiden Gesellschaften „Gymnastique" und „Union dramatique" von Luxemburg im August 1891 zu einer Berathung zusammen und bildeten ein „Provisorisches Comite zur Errichtung eines Monumentes für Dicks." Dasselbe bestand aus den Herren: Paul Elter, Advokat, Joseph Zahn, Handelsmann, Peter Ecker, Geschäftsführer, C. M. Spoo,

Industriel und N. V. Hess, Gerber. Es wurde beschlossen, an alle Gesellschaften der Stadt und des Landes einen Aufruf zu erlassen, behufs Betheiligung an dem patriotischen Werke und behufs Berufung derselben zu einer Zusammenkunft, in welcher ein definitives Comite erwählt werden sollte. Diesem, von Herrn Paul Elter redigirten Aufrufe entnehmen wir folgende Stelle: „Dieser Nachruf, den wir dem Verstorbenen widmen, und diese Blumen, mit denen wir seinen Grabhügel schmücken, genügen nicht, um die Dankesschuld des ganzen Landes gegen ihn abzutragen. Ein Denkmal soll ihm zu Ehren entstehen und den kommenden Geschlechtern zeigen, wie wir unsere hervorragenden Männer zu würdigen wußten, und wie dadurch wir uns selber geehrt haben."

Die für Sonntag, den 6. September 1891, um halb zwei Uhr Nachmittags, im Restaurant Faber, auf dem Paradeplatze, anberaumte Besprechung der luxemburgischen Vereine über die zur Errichtung eines Denkmals für den Nationaldichter Dicks zutreffenden Anordnungen war von den meisten der hauptstädtischen Vereine durch ihre Repräsentanten beschickt worden. Zahlreiche auswärtige Gesellschaften hatten ebenfalls ihre Beitrittserklärung eingesandt. Nachdem der Vorsitzende, Herr Paul Elter, der Versammlung den Zweck der Einberufung erklärt, wurde das Princip der Zusammenstellung des definitiven Comite's besprochen. Man einigte sich schließlich dahin, daß dasselbe aus einem sogenannten Central-Comite von 7 Mitgliedern bestehen sollte, dem aus jedem Kanton des Landes ein speziell mit der Agitation in seinem Bezirk betrautes Mitglied beizuordnen wäre. Mit Stimmenmehrheit wurden hierauf die oben bezeichneten Mitglieder des provisorischen Comite's als Mitglieder des Central-Comite's bestätigt. Als neue Mitglieder traten hinzu, die Herren Paul Clemen, Commis am Einregistrirungsamte, und Johann Baptist Weber, Angestellter der Regierung. Die Präsidentschaft wurde von Herrn Elter übernommen, Herr Zahn zum Kassirer und die Herren Weber und Clemen zu Sekretären ernannt. Die Wahl der Vertreter der verschiedenen Landkantone wurde den Vereinen in ihren respektiven Kantonen überlassen. Die hierauf bezüglichen Anordnungen sollten den Gesellschaften nächstens zur Kenntniß gebracht werden. Es sollte denselben dann auch die Art und Weise angegeben werden, wie auch finanziell ungünstig gestellte Gesellschaften am besten ihr Scherflein zu dem angeregten patriotischen Werke beitragen könnten. Der Vorsitzende schloß hierauf die Besprechung mit einigen Worten des Dankes an die vertretenen Gesellschaften und drückte den Wunsch aus, das vereinte Zusammenwirken aller Luxemburger des In- und Auslandes sollte es baldigst ermöglichen, das Andenken unseres Nationaldichters durch ein seiner Verdienste würdiges Denkmal zu verewigen. In Nr. 253 vom 10. September 1891 finden wir das nachstehende Entrefilet: „Die Angelegenheit des Dicks-Denkmals scheint

nunmehr rührig betrieben werden zu sollen. Ueber die Bildung eines Centralausschusses haben wir schon berichtet. (Luxemburger Zeitung 1891. Nr. 251). Die Union dramatique nimmt nun die Sache praktisch in die Hand und will zum Besten des Denkmalfonds den ganzen Cyclus Dicks'scher Operetten im Stadttheater zur Aufführung bringen und zwar im Abonnement, eine Idee, die vom Gesichtspunkt des finanziellen Erfolges durchaus nicht ohne sein dürfte. Es soll mit den ersten Aufführungen bereits im kommenden Oktober oder November begonnen werden."

Das Comite wandte sich in verschiedenen Zuschriften an die Gesellschaften des Inlandes und des Auslandes, und wahrlich, seinen Bemühungen waren nicht vergeblich. Die größte Anzahl unserer inländischen Gesellschaften veranstalteten eigene Concerte, Theatervorstellungen und dgl., deren Reinertrag in die Kasse des Central-Comite's floß. Nach Verlauf eines Jahres war schon ein hübsches Sümmchen zusammengetragen. Besondere Erwähnung verdienen unsere Landsleute in Amerika, welche sich durch reichliche Beiträge betheiligten. Wir können nicht umhin, den im „Luxemburger unabhängigen Wochenblatt" von Chicago enthaltenen „Aufruf an die Luxemburger des Nordwestens" wörtlich an dieser Stelle mitzutheilen: „Wenn es ein Volk gibt, das mit berechtigtem Stolz auf seine Vergangenheit blicken kann, dann ist es das Luxemburger Völkchen. Wenn je ein Mann zur Verherrlichung seines Vaterlandes beigetragen und in der Verbreitung des nationalen Sinnes unter den Luxemburgern seine Lebensaufgabe erblickte, dann war dieser Mann unser Nationaldichter Dicks (Edmond de la Fontaine). Von begeistertem Patriotismus erfüllt, hat Dicks durch seine Muse den Luxemburgern gleichsam ein neues Vaterland gegeben, indem er ihnen mit ihrer Sprache das **nationale Selbstbewußtsein** einflößte. Die Lieder, die Dicks gedichtet, und die wir in liebevoller Erinnerung an das alte Vaterland in den Stunden unseres fröhlichen Beisammenseins singen, sind auch für uns in der neuen Welt der Cement, der uns alle in Liebe und Anhänglichkeit als **Luxemburger** zusammenhält. Durch sein Wirken ist Dicks der Wohlthäter seines Volkes geworden. Die Denkmäler aller Zeiten beweisen und legen Zeugniß ab, von der Dankbarkeit der Völker gegen ihre großen Männer, deßhalb regen sich auch allenthalben die Luxemburger im alten Vaterlande, um unsern großen Dicks zu ehren und den Scholtschein einzulösen, den er sich auf die Dankbarkeit seiner Mitbürger erworben. Ein Comite von ächten luxemburger Patrioten hat sich gebildet, um unserm großen Dicks ein Nationaldenkmal zu errichten. An uns Luxemburger in Chicago ergeht der ehrende Ruf, die Initiative zu ergreifen, behufs Veranstaltung einer Sammlung in Amerika zur Bestreitung der Unkosten dieses Monumentes. Wir können hier blos wiederholen, was wir in unserer vorigen Nummer gesagt: **So weit, wie immer die luxemburger Zunge klingt,**

soll Jeder aus Verehrung für unsern ersten Nationaldichter sein Scherflein dazu beitragen, damit wahr bleibe, auch für die Luxemburger, daß Dankbarkeit auf Erden nicht ausgestorben sei. In unserer nächsten Nummer werden wir die Namen derjenigen Herren veröffentlichen, welche das **Amerikanische Comite zur Errichtung eines „Dicks-Monumentes"** bilden. Bei einem jeden Comite-Mitglied wird eine Liste aufliegen behufs Sammlung von Beiträgen. Die Namen der Geber werden wöchentlich im Luxemburger unabhängigen Wochenblatt veröffentlicht werden.

Am 8. September 1893 starb unser zweiter National-Dichter Michel Lentz. Die Kunde von dessen Ableben rief im ganzen Lande die aufrichtigste Theilnahme wach. Großartig, in des Wortes wahrster Bedeutung, gestaltete sich dann auch das am 10. September stattgefundene Begräbniß. Kurze Zeit darnach wurde die Idee zur Errichtung eines Nationaldenkmals für Michel Lentz auf dem Wege der Subscription in der Presse angeregt. Es bildete sich ein definitives Comite und aus allen Gauen unseres Ländchens flossen die klingenden Beiträge. Unter der Aufschrift: „Un monument à nos poètes nationaux" veröffentlichte das Echo, kaum eine Woche nach Lentz'ens Beisetzung, an der Spitze seiner Nr. 43 (vom 17. September 1893) den folgenden Aufsatz: „Il y a deux ans, lorsque la dépouille mortelle de l'auteur du „Schuôchtéchfër" fut ensevelie sur les bords pittoresques de l'Our, un comité se forma, dans un élan spontané pour l'érection d'un monument à *Dicks*. Grâce aux talents et aux patriotiques efforts des membres de *l'Union dramatique*, l'œuvre du défunt sortit vivante de sa tombe, et les bases furent posées pour l'exécution du projet. La Société de *Gymnastique*, fidèle à ses traditions, se joignit aux braves de *l'Union*. Mais aujourd'hui encore nous sommes loins du but; aucun appel n'a retenti dans le pays, aucune voix n'a pu répondre. (?) Entretemps notre chansonnier *Michel Lentz*, est allé rejoindre son frère en poésie nationale. Il est naturel que nous honorions sa mémoire au même titre que celle de *Dicks*; il est encore naturel que les deux hommes qui ont le plus contribué à affermir notre caractère national, parce qu'ils ont anobli notre langue, reçoivent ensemble l'hommage de notre reconnaissance. C'est donc enfin un monument à nos poètes réunis, que nous voudrions voir élever; une place pourrait y être réservée, sous une forme quelconque, à certains de nos compatriotes moins connus, mais qui eux aussi, ont apporté leur concours pour la création d'une littérature luxembourgeoise, tels que *Meyer*, l'auteur des „Oûlzegt-Kleng" et *Rodange*, le père du „Rénert," œuvre spirituelle et bien luxembourgeoise."

In Nr. 287 und 288 der „Luxemburger Zeitung" vom 14. und 15. Oktober 1893 lesen wir: „Die Angelegenheit des Dicks-Monumentes

ist in Folge des Hinscheidens unseres fruchtbarsten Lyrikers M. Lentz in ein neues Stadium getreten. Da die beiden, Dicks und Lentz, als ein Dichterdioskurenpaar dem Volksbewußtsein stets unzertrennlich waren und bleiben werden, so war es von vorneherein selbstverständlich, daß beide dieselben posthumen Ehrungen durch das Land erfahren würden. Hier lag nun der Gedanke nahe, das Denkmal, welches ihnen zu errichten sei, in eines zu vereinigen. Praktisch hat die Idee zuerst Gestalt genommen, als P. Federspiel im Theateratelier seine Gruppe, „das Luxemburger Volksbild" ausstellte. Dies Werk war wie geschaffen, um als Krönung eines Doppeldenkmals für die beiden Luxemburger zu dienen, deren Lieder seit Jahrzehnten in allen Gauen unseres Landes dem Liederschatze des Volkes ständig einverleibt sind. Die Form des Monumentes ergab sich dann von selbst: Auf dem Sockel, der die symbolische Gruppe trüge, wären die Medaillon-Portraits der beiden Dichter anzubringen und es wäre zugleich die Möglichkeit gegeben, durch einfache Inschriften die dii minores, die sich in der bescheidenen Litteratur unseres Idioms einen Namen gemacht haben, wie Meyer, Rodange, Diedenhoven u. s. w. zu ehren. Dieser Tage nun fand eine Zusammenkunft des Comite's für das Dicks-Monument mit dem Verwaltungsrath der „Gym" statt, welch' letzterer bekanntlich die Sache eines Denkmals für Lentz in die Hand nehmen will. Man kam überein, daß die Idee eines Doppelmonumentes im Princip die gesündeste sei, und will sich im Uebrigen, hinsichtlich einer finanziellen Betheiligung seitens des Staates und eventuell der Gemeinde, abwartend verhalten. Auf Sonntag (den 15. Oktober), Nachmittag drei Uhr, sind die Präsidenten und Komite-Mitglieder der städtischen Vereine zu einer einleitenden Besprechung über die eventuelle Errichtung eines Lentz-Denkmals nach dem Lokal der „Gym" einberufen."

In ihrer folgenden Nummer (289 vom 16. Oktober) theilt uns dieselbe Zeitung nachstehenden Bericht mit: „Auf die Einladung der „Gym" in Sachen des Lentz-Denkmals hatten sich gestern (am 15. Oktober) die Comité's von 23 Gesellschaften der Stadt und Umgegend eingestellt. Herr Fritz Mersch, Präsident der „Gym" und Herr Paul Elter, Präsident des Comité's für Errichtung des Dicks-Denkmals, legten den Anwesenden den Zweck der Versammlung auseinander. Demnach soll vorläufig noch nicht für die Idee eines Doppel-Denkmals officielle Propaganda gemacht, sondern erst ein Comité für ein Lentz-Denkmal in derselben Weise, wie für das Dicks-Monument, niedergesetzt werden. Aufgabe desselben wird sein, einen Fonds zu bilden; später wird dann daran gedacht werden können, daß die beiden Comité's sich vereinigen. Erst muß selbstverständlich die Zustimmung der betheiligten Familien, sowie der Gesellschaften, welche sich mit Geldbeiträgen an der Bildung des Dicks-Fonds betheiligt haben, für die Idee des Doppel-

denkmals gewonnen sein, was voraussichtlich jedoch nur eine reine Formalität sein wird. Das Comité, zu dessen Wahl sodann geschritten wurde, besteht aus den Herren Fritz Mersch, Missy-Beffort, Laurenz Menager, Pfeiffer, K. Arendt und Karl Müllendorff. Im Princip erklärte sich die Versammlung einstimmig für die Idee eines Doppelmonumentes "

Am 5. Dezember 1893 fand eine Versammlung des Comité's zur Beschaffung der Fonds zum Dicks-Denkmal statt. Man einigte sich dahin, sich mit dem Vorstand für das Lentz-Denkmal in's Einvernehmen zu setzen, um ein Zusammengehen der beiden Ausschüsse zu veranlassen. Das Lentz-Comité hatte bis dahin auf dem Wege der öffentlichen Subscription eine Summe aufgebracht, welche annähernd derjeniger gleichkam, die für das Dicks-Monument damals vorhanden war. Die Central-Sektion zum Büdget hatte die Einstellung eines Extrakredits von 3000 Franken für die Errichtung eines Denkmals zu Ehren der beiden Nationaldichter beantragt, und da war es angezeigt, daß vor dem Votum der Kammer die Verschmelzung der beiden Ausschüsse zur Thatsache werden mußte.

Die zur Förderung der unsern beiden Nationaldichtern zu errichtenden Denkmäler bestellten Ausschüsse hielten am 17. Dezember 1893 im Lokale der „Gymnastik" eine Versammlung ab, in welcher die eventuelle Vereinigung der beiden Unternehmen einer eingehenden Berathung unterzogen wurde. Die Summe der bisher eingelaufenen Beiträge betrug, gemäß dem Kassenbericht, annährend 8000 Franken, welche zur Hälfte von jedem der beiden Ausschüsse beigebracht worden waren. Die Versammlung nahm hierauf mit Stimmeneinheit einen auf die Verschmelzung der beiden Werke und Ausschüsse zielenden Vorschlag an und bestellte eine Spezialkommission, welche mit der Erledigung der laufenden Geschäfte betraut wurde. Als Mitglieder dieser Commission wurden bezeichnet die Herren Paul Elter, Fritz Mersch, Paul Müllendorff, Paul Clemen und Michel Pfeiffer, letzterer als Kassirer, die Herren Müllendorff und Clemen als Schriftführer.

Neue Aufrufe an das Publikum, an die Gemindeverwaltungen und an die Gesellschaften des Landes wurden nun vom Comite erlassen. Seine Bemühungen wurden auch mit Erfolg gekrönt. Nachdem bereits im Jahre 1893 S. K. H. Großherzog Adolph aus seiner Privatchatouille 1000 Franken für das Doppel-Denkmal gespendet, votirte die Kammer in ihrer Session von 1893 auf 1894 zum nämlichen Zwecke ein Subsid von 3000 Franken. So waren die disponibeln Gelder auf 12000 Franken gestiegen und das Comite mußte nun daran denken zur Ausführung seines Projektes zu schreiten. Bevor das aber geschah, fand dasselbe es für gut, nachfolgenden Aufruf zu veröffentlichen: Monument Dicks-Lentz. L'œuvre d'un monument commun à la mémoire de nos deux poètes

nationaux, Dicks et Lentz, procédée d'un élan patriotique, vient de prendre forme par suite des contributions parvenues au Comité, lesquelles avec le subside voté par la Chambre des députés atteignent le chiffre de 12000 francs. Ce chiffre, nous l'espérons, sera dépassé. Nous remercions sincèrement tous ceux qui ont concouru à rendre possible la résolution prochaine de cette idée, si éminemment nationale. Le monument est destiné en premier lieu à perpétuer la mémoire de ceux qui par leur écrits et leurs chansons nous ont fait chérir notre petite patrie, sa langue, ses coutumes et ses institutions; mais il devra aussi rester l'expression des sentiments de liberté et d'indépendance interprétés d'une manière si élevés dans les oeuvres de nos poètes. Ces pensées devront en premier ligne trouver une expression allégorique dans le monument projeté. Le Comité, n'ignorant par les difficultés que doit rencontrer la représentation de ces idées réunies dans le cadre relativement restreint et modeste tracé à l'œuvre même, et voulant d'ailleurs intéresser tous les Luxembourgeois à l'entreprise, fait appel à tous ceux qui voudront contribuer à une digne exécution du projet et les prie de lui communiquer les propositions et les indications qu'ils jugeraient utiles. Cette collaboration générale pourra s'étendre à tout ce qui a rapport au monument à ériger, à la conception de l'œuvre comme à ses accessoires; à l'emplacement à choisir, à la forme à adopter, aux allégories et inscriptions à appliquer etc. etc. etc.

Le Comité accueillera avec gratitude tous les conseils qui lui parviendront par la voie de la presse ou autrement; il espère que le présent appel lui permettra d'arrêter les bases du programme d'un concours définitif qu'il se propose d'organiser prochainement entre nos artistes compatriotes." (Signé:) Le Comité — P. S. Prière d'adresser les communications à Mr Paul Clemen, vérificateur de l'enregistrement, secrétaire du comité à Luxembourg."

In der Sitzung vom 1. Juli 1895 votirte ſchließlich der Gemeinderath der Stadt Luxemburg ebenfalls eine Summe von 3000 Franken.

Wie Herr Verificator Paul Clemen, Sekretär des Comite's uns mitzutheilen die Güte hatte, belaufen ſich augenblicklich die zur Herſtellung des Doppelmonumentes geſammelten Gelder, dank den Bemühungen des Organiſations-Comite's, auf rund 18000 Franken.

Bereits in der Sitzung vom 26. Oktober 1894 hatte das Comite eine eigene Kommiſſion ernannt, welche ſich mit der Ausführung des Monumentes befaſſen ſollte. Dieſelbe beſteht aus den Herren Paul Eyschen, Tony Dutrex und Fr. Heldenstein. Nachdem dieſe Herren ſich in recht zahlreichen Zuſammenkünften berathen hatten, verſtändigten ſie ſich zur

Feststellung und Veröffentlichung eines Programmes, welches bestimmt, daß zu der Preisbewerbung für den besten Entwurf zu einem Denkmal nur Luxemburger Künstler und Architekten zugelassen sind. Als Platz für die Aufstellung empfiehlt das Comite den Rothenbrunnenplatz. Eine Form ist für das Monument nicht vorgeschrieben, doch wird gewünscht, daß dasselbe die Portraitmedaillons der beiden Dichter zeige, und an die von ihnen besungene Freiheit, Unabhängigkeit und Vaterlandsliebe erinnere. Die Gesammtkosten dürfen 17,000 Fr. nicht übersteigen. Die Konkurrenzarbeiten müssen bis zum 31. Dezember l. J. eingereicht sein; die Entscheidung der Jury erfolgt vor dem 1. Februar 1896. Gezeichnet ist das Programm von den Herren Tony Dütreux, Paul Eyschen und Franz Heldenstein.

Wir dürfen daher der Hoffnung Raum geben, daß im Jahre 1896 oder spätestens 1897 an stelle der häßlichen Tramway-Aubette, auf dem Rothen-Brunnen-Platz, welcher im Programm als dazu am geeignetsten bezeichnet ist, sich ein zwar einfaches, doch edles Monument erheben wird, welches auch den fernsten Generationen beweisen soll, wie Luxemburg seine Nationaldichter zu ehren weiß.

Biographisches.

Bezüglich des Dicks-Lentz-Monumentes, von welchem in unserm vorigen Aufsatze über Edmund de la Fontaine Rede war, brachten die Zeitungen (nach Erscheinen der Nr. 12 der „Hémecht“ pro 1895) noch das nachstehende Entrefilet, welches wir uns beeilen, unsern Lesern mitzutheilen. „Le Comité spécial délégué du monument Dicks-Lentz a l'honneur de porter à la connaissance des interessés que la composition définitive du Jury par l'adjonction d'artistes étrangers ayant subi des retards par suite de circonstances imprévues, les délais fixés par les articles 5 et 6 du programme de concours sont prolongés au 1er février resp. 1er mars 1896.“

Von Freundesseite werden wir gebeten, unserer biographischen Notiz über Dicks noch einige seiner Zeit in Luxemburger Zeitungen erschienene Referate einverleiben zu wollen, welchem Wunsche wir mit Freuden entsprechen.

„Ueber den Verfasser der „Mumm Sés“ zirkuliren unzählige Anekdoten, meist aus seinen Studentenjahren, an welchen die Schlagfertigkeit, das Impromptü und der kernige, manchmal derbe Humor charakteristisch sind. Eine der weniger bekannten aus Dicksens Gymnasiastenzeit mag, wie Schreiber dieses sie aus seinem eigenen Munde gehört, hier Platz finden.

Es war in den ersten Wochen nach dem Tode König Wilhelm II. von Holland. Das Ereigniß bildete das Tagesgespräch, überall ging die

Rede von dem alten König und „fun dem âle Kinéck sénger Irwschâft“ und deren einzelnen Bestandtheilen.

Dicks war damals als ehrsamer Primaner der Schrecken seiner sämmtlichen Professoren, nur Hr. B., der ihn und seine Mitschüler in die Schönheiten der homerischen Odyssee einzuführen hatte, war des Lobes voll über die Eingezogenheit, Folgsamkeit und Lernbegierde des jungen Mannes und begriff nicht, wie seine Collegen in ihrem Urtheil so ganz und gar nicht mit ihm übereinstimmten. Dicks hegte eben eine Vorliebe für den guten Alten; hatte er denselben doch eines Tages als er nach längerer Krankheit zum ersten Male wieder in der Loge des Pedells erschienen war, an der Spitze der prozessionsweise aufmarschirenden Klasse mit großem Pomp abgeholt und feierlich nach dem Klassenzimmer geleitet, wo er an ihn und die versammelten Mitschüler eine Rede hielt, welche den guten B. bis zu Thränen rührte.

Es war also in einer jener Homerstunden; der Geist der Unaufmerksamkeit schwebte über den Bänken, auch Dicks war mit den berüchtigten Allotria beschäftigt, vielleicht gar mit einem Liedlein an irgend ein hierzécht Kant, was ja bei Primanern manchmal vorkommt.

Eben hatte der Hr. Professor einen jungen Mann vor, der für die Reize homerischer Dichtung ein mangelhaftes Verständniß zu verrathen schien; denn die Uebersetzung derselben gelang ihm nur sehr lückenhaft. Plötzlich wurde Dicks durch die Stimme B.'s aufgeschreckt:

„Edmond, sô du dém domme Kierel dât!“

„Edmond“ fuhr empor, ließ sich rasch von seinem Nachbarn zeigen, „wo es war“.

„Alkinoë kreîon pantôn arideikete laôn“ — las er; (die Stelle in der Odyssee, VIII, 382, wie mir ein gelehrter Freund zeigte); ob Edmund nun selber über die Bedeutung der Worte im Unklaren war, oder nicht, er gab sich resolut an's Uebersetzen:

Alkinoë kreîon — Dem âle Kinéck sei crayong....

Der Rest war Brüllen!

Von jener Stunde an soll Hr. B. seine Ansicht über seinen Lieblingsschüler wesentlich modifizirt und ihn namentlich nicht mehr aufgefordert haben, Andern im Uebersetzen des Homer weiterzuhelfen.“ (Luxemburger Freie Presse. Jahrg. 1891, Nr. 322.)

„Meine Erinnerungen an Dicks datiren aus jenen Jahren, in welchen er sich mit seiner Familie auf sein in Stadtbredimus am Moselufer gelegenes Schloß zurückgezogen hatte. Er liebte es, sich mit schlichten Leuten, mit seinen Dorfnachbarn zu umgeben und dieselben in eine ungezwungene Unterhaltung zu ziehen. Wie oft saß er mit einer Gesellschaft in blauen Kitteln des Sonntags Nachmittags auf der Terrasse und tränkte seine Gäste mit Maiwein und ließ sich von ihnen allerlei

Sagen und Mährchen wiederholen, wie sie an den Winterabenden beim Spinnrad erzählt werden. Wir Buben, die Altersgenossen und Freunde seines Sohnes, spielten in dem weiten Garten, dem „Pesch" und dem Wäldchen, aus dem eine weiße Muttergottes auf ihrem Postament, den Fuß auf der sich windenden Schlange, hervorleuchtete, und kamen wir in unserm ungestümen Jagen ab und zu an dem Tische vorüber, wo die Alten ihr weises Gespräch pflogen, so lud uns der Hausherr wohl mit einem freundlichen Scherz auf ein Gläschen Bowle, das wir natürlich selten oder gar nicht ausschlugen. Die gute Laune, die Gleichmäßigkeit der Seelenstimmung, welche die starken Naturen kennzeichnet, verließ ihn nie, jedenfalls trat eine Aenderung niemals nach außen zutag und man durfte bei ihm immer auf einen scherzhaften oder geistreichen Einfall rechnen. Besonders anziehend an seiner Unterhaltung war die Art, wie er dabei die luxemburgische Mundart zu ungeahnter Ausdrucksfähigkeit zu zwingen wußte. In seinem Munde war sie nicht das dürftige, ungefüge und für höhere Gegenstände unzulängliche Platt, er nannte ein jedes Ding, und ein jedes Ding bei seinem richtigen Namen. Dabei erzählte er wie ein Buch, stundenlang konnte man ihm zuhören und wünschte immer noch, er möchte von vorne anfangen. Wie viele haben ihn bei Ausflügen in das romantische Ourthal in seiner neuen Heimath Vianden aufgesucht, und haben dann tagelang von Papa Dicks zu erzählen gewußt! Das letzte Mal, da ich das Glück hatte, in seiner Gesellschaft einige Tage zu verbringen, war es mir ein Hauptgenuß, wenn er die alte Mappe von Preßleder mit dem Stahlschloß, deren ich mich von 20 Jahren her erinnerte, aus der Schublade seines Schreibtisches zog und mit zitternder Hand zwischen den vergilbten Blättern nach einem Liedchen suchte, das er uns dann vorlas: Er las ungekünstelt, ohne Deklamation, sozusagen eintönig, aber mit einem wohlthuenden Vibriren in der Stimme, mit jener besondern Aussprache der Mundart, die den alten Luxemburgern eigenthümlich ist. Was in jener unscheinbaren Mappe an Schelmenliedlein und andern Dichtungen noch ruht, wird hoffentlich eines Tages ebenfalls dem großen Publikum zugänglich gemacht werden.[1]) Einiges davon, z. B. das Stücklein von dem „Man mat den Uewen an der Frâ mat den Ennen" hat bereits auf dem Wege der mündlichen Ueberlieferung die Runde durch das Land angetreten.[2]) Daß sich Dicks außer mit Musik, Dichtung und heimischer Culturgeschichte auch mit dem Problem des perpetuum mobile beschäftigte, ist für manche meiner Leser vielleicht neu. In seinem

[1]) Einzelne dieser uns von der Familie des Verstorbenen gütigst zur Verfügung gestellten Gedichte lassen wir als „Anhang" zu unserer biographischen Skizze folgen.

[2]) Dieses Stücklein hat bereits Aufnahme gefunden in der von Stomps edirten Gesammtausgabe der Dicks'schen Operetten.

Arbeitszimmer, dessen Fenster auf die Mosel hinaus gingen, standen und lagen auf den Tischen herum allerlei sonderbare Maschinentheile, Räder und Rädchen in merkwürdigen, fremdartigen Zusammenstellungen, und stundenlang konnte man den charakteristischen Kopf mit dem gestickten Käppchen auf dem Scheitel über das geheimnißvolle Durcheinander von Kupfer, Blei, Holz, Magneteisen und dergleichen gebeugt sehen, den Hammer klopfen oder die Feile knirschen hören. Eine Frucht dieser Beschäftigung mit Mechanik war eine Vorrichtung, welche aus dem den „Pesch" durchschneidenden Bach zur Berieselung des Gartens Wasser heraushob und über alle Beete vertheilte, eine Maschine, welche uns Buben immer einen heillosen Respekt einflößte. In deutlicher Erinnerung ist mir auch noch das sogenannte Thorzimmer geblieben, in welchem allerlei Gerümpel in friedlichem Uebereinander lag. Eine alte Guitarre, ein staubiger Klapphut mit gebrochenen Rippen, eine komplizirte Maschine, mit der wir nie etwas anzufangen wußten, zwei Jagdflinten, von denen die eine keinen Hahn mehr besaß, während die andere zur Noth sich bei unserer heimlichen Jagd auf das Spatzenvolk gebrauchen ließ; dann eine Collektion von Schattenrissen, die Bilder früherer Commilitonen von der Hochschule, mit langem Haar und bunten Bändern über die Brust, ferner alte Oelgemälde, eine Sammlung merkwürdiger Steinformationen, welche die Leute von weit und breit dem Schloßherrn zutrugen u. s. w. Natürlich spuckte es im Thorzimmer.

Ein Festtag war es, wenn wir über dem Spiel im Garten oder „Pesch" auf einmal Clavierakkorde von drinnen vernahmen. Einmal an einem Sonntag Vormittag — wir kamen gerade vom Krebsfang — hat mir Dicks an seinem altehrwürdigen Tafelklavier, auf dem er wohl die meisten seiner volksthümlichen Melodien zusammengefingert hat, die „Cadette fun der Spretz" und „Mei Freier ass ké grossen Här" in eigener Person eingeübt und Nachmittags mußte ich die Lieder einer ganzen Versammlung von fremden Damen und Herren vorsingen. Wie mir dabei das Herz klopfte!" (Escher Zeitung Jahrg. 1891, Nr. 26)

„Ich weiß genau, wer den besten Maitrank bereiten konnte. Das war der Sänger der „Mumm Sês". Drüben, in dem waldigen Hang, der sich in der Mosel spiegelt und an dessen Fuß heute ein Bahnwärterhäuschen die Landschaft verhunzt, suchten wir Kinder das Wunderkräutlein, das nach alten Chroniken das Herz erfreuen und die Leber gesunden soll; und in der kühlen Halle im Erdgeschoß des alten Schlosses wurden die grünen an ihren Stenglein so zierlich aufgereihten Sterne in eitel Grächen ersäuft; und der duftige Trank wurde in hellgrüne schlanke Flaschen gefüllt; dann kamen des Sonntags nach der Vesper im blauen, steifglänzenden Kittel die Nachbarn, der „Tunn" und der „Edouard", der „Klees" und wie sie alle hießen; an den weißgestrichenen

Gartentischen wurde kurzweilige Rede gepflogen und Maiwein getrunken. Den biederen Leuten löste der Trank die Zunge und mälich wurde dann die Unterhaltung immer lauter. Wer von diesen Sonntagsnachmittagsgästen mag wohl zu dem rabiaten Vetter von der Mosel in den „Kîrmesgescht" Modell gesessen haben? Dabei spielten wir im Garten, am Bache rauf und runter wilde Jagd, oder um das weiße Marienstandbild herum, das mitten im Grün, unter einer alten, prächtigen Linde auf seinem Postamente stand und der Schlange den Kopf zertrat. Und war unser Repertoire an Spielen und Streichen erschöpft, dann stürmten wir zu dem Tisch, um welchen herum die Maiweinzecher saßen, und wir frugen: Was wir nun spielen sollten.

„Schlôt d'Râd!" lautete die stereotype, launige Antwort; dann durften wir den Schnabel in eines der vollen Gläser tauchen, und weiter ging es mit Juchheidi. Wer war da alles dabei? Der „Neckessen", die „Marie", der „Jumpes", der „Matthias" und wie sie Alle hießen." (Id. Jahrg. 1895, Nr. 17) [1])

Gedichte aus dem Nachlasse de la Fontaine's.

Holiwer.

Op sèngem klènge Bèttche lêit
E Kennchen teschent Dŏt a Lîewen;
Zu Knĕe bîet séng Mamm dernîewen
Zu dém dén all onst Lêt gesêit,
Zum Dokter as de Papp geraṇt,
Nu kemt en, d'Rèttonk an der Haṇt,
Bei d'Wâsser, wŏ e must eriwer,
A rifft: Geschwenn, geschwenn, Holiwer!

Den Acher, dé bleift rŏĕch halen;
De Fèrger hŭot jo do kèng Zêit,
Et hĕert ên èng Musék schalen,
'tas Kirmes op der aner Sêit.
O arme Papp, ruff, jéiz déch dŏt,
Dé Gléckléch dènken net un d'Nŏt.

Fun aller Wèlt ferlost, ferkaṇt,
Geplot, gejot fun dausent Suorgen,
Sét séch e Maṇ e frĕe Muorgen,
Wîen hèllt dât aus? Wîen as am Staṇt

[1]) Etwaige lustige Anekdoten aus dem Leben unseres Dichters würden wir mit Vergnügen seiner Biographie einverleiben, falls der eine oder der andere Leser so freundlich wäre, uns solche schriftlich mittheilen zu wollen. — Bisher noch ungedruckten Gedichten (großen oder kleinen) würden wir ebenfalls bereitwilligst in dem vorhererwähnten „Anhange" einen Platz einräumen, falls selbe uns **baldmöglichst** im Original oder in getreuer Abschrift eingesandt würden. Die betreffenden Schriftstücke würden wir nach Drucklegung derselben an die geehrten Herren Einsender, falls Sie dieses wünschten, franko zurückschicken.

Dé Lâscht fum Lîewen nach ze dro'n,
Fir an der Schân zu Grount ze go'n.
As da kên Himmel mĕ doiwer?
Erbarme, Gott! O Gott, Holiwer!

Dach d'kount nach kên Erlĕsonksâcher.
'tas fir den arme Man ze frĕ:
En hûot nach muonches matzemâchen.
Nu lêit en ént'lech do am Strĕ;
En ĕsz nach, hètt en nemme Brŏt, ...
Dû kŏm de Fèrger, 't wor der Dŏt.

Am Wanter.

'tas nun âus!
Fort as d'Frét mam schéne Wîeder,
Schnĕ lêit op den dire Blîeder,
Raue Want dauscht well em d'Hâus.
'tas nun âus!

'tgét mer bang!
Nêascht mĕ hĕer dîr ferzîelen,
Wĕ fu Wellef, Nŏt a Stîelen;
Och, an d'Nûochte sin sŏ lang.
'tgét mer bang!
Schuck, wĕ kal!
Gott, ferloss dach net den Armen,
D'Menschen hun nét fill Erbarmen.
D'Kutsche rènnen op de Bal.
Schuck, wĕ kal!

Hamebritt.

En Dokter am Lant.
Dè wor nét am Stant
Den R rîchtéch âuszesprîechen.
Dû as èng geschit,
Mat Hamebritt,
Das fir èngem d'Hîerz ze brîechen.

E Kranke gong bèsser, en hât Appetit,
Mè d'Fĕwer wor nach nét ferdriwen;
Den Dokter dén hûot dû èng Ramebritt,
Mat Firsîcht ze hûole, ferschriwen.

Èng *Ramebritt* dûocht en, èng *Amebritt* sot en,
Èng *Hamebritt* hûot ê ferstanen,
A wĕ dû den areme Kranke, Geploten,
Séng Britt hât, dû gong e fun danen.

Den Dokter kŏm kucken, den aneren Dâch,
Wé d'Zeppchen dem Kranke geschmâcht:
E font blŏs èng Lêich. D'ferzîelt ên em d'Sâch.
„Wât, rift en, wât hu' der gemâcht!"

„Ongléckeléch Menschen, all wĕ der hei sit!
Wĕ hât éch îech dât da solt so'n?
Èng *Amebritt* as dach kèng *Amebritt,*
Dât gĕf jo all Êfalt fersto'n!“

't wor Alles emmesos,
Jiderên hât sêi Ferdros,
De Kranken hât séng Britt,
't wor geschit.

De Santmènnchen.

Et as e Mènnchen hei am Lant —
Santmènnchen, sŏ get hîe genant —
Et as e ware Menschefrent,
Wèl Grŏs a Klèng, an Ar'm a Rêich,
Dât as em glêich;
An Alles frèt séch wan e kent.
En hûot allzeit, a jider Hant
E Grèppche rènge Sant.
Hun d'Leit séch nu rècht mit gemâcht,
Mat schwĕer Arbécht, unnĕ Rascht;
Hun der séch mit gelâcht,
An dĕ séch mit gekrascht;
Da schléicht e luos zur Dir erân,
A strèt en hêmléch Sant an d'A'n.
An d'A'ndèckle falen zŏ
An Alles gêt an d'Rŏ.

De Meisjut.

Dir hoût jo all de Meisjut kant?
En as gezuen ûochter d'Lant,
Mat ènger hêmelécher Kescht,
Do wor kê Rât, do wor kèng Maus,
Esŏ gescheit an èngem Haûs,
En hûot dât Deiwelsfĕ erwescht.

Ê gudden Dâch dû as't geschitt,
Dass onse Meisjut, hongeréch a mitt,
An e gewesse Wirtshaûs â must kĕ'ren,
Fir do ze rafrèchĕ'ren.
E gêt erân: Bejur Hèr Knapps,
Bréngt mir, wann îech gelifft, e Schnapps,
En Hĕ'rénk an e wĕnéch Brŏt.

Glêich bréngt de Wirt dĕ Sâchen.
De Meisjut lĕst et séch gut schmâchen,
A wĕ en séch genoch gerŏt,
A weider goe solt,
Frét hîen: wât sin éch an der Scholt?
De Knapps, dé wor net fill fum Schnûomen,
D'as fir e Frang, alles zesnûomen.

E Frang! Déch kann der Schenner huôlen,
Sŏ duôcht mei Jut, dach hîen huôt mist bezuôlen.
Wĕ dû de Knapps séng Suen hât,
Sét hîen zum Jut: Mir hun e Rât
Elei am Haus eremmer goen,
Dén as sŏ frèch, 't as net ze soen,
E lêft îech jo am hèllen Do
De Kanner, wan s'èng Schmir hun, no.
A wât e fent, dât get zerbasst,
Ferduorwen oder ganz ferrasst,
Kèng Kâtz gêt un e, jo dabal,
En as mĕ rèng ewĕ all Fal.
Sot, soll da glât kê Mettel gin,
Fir der Kanalje lass ze gin? —
Dach, sot de Meisjut, dach Hèr Knapps,
D'ĕscht Mol das dir en nês gesit,
Da sètzt em an èr Stuff, ferstit,
En Hĕ'renk, Brŏt, e Glîesche Schnapps,
Dir hêscht em dan e Frang derfir,
Da kemt en nét mĕ bannen d'Dir.

Zum Schluſſe unſerer biographiſchen Notizen über de la Fontaine erübrigt es noch, einige untergelaufene Irrthümer zu berichtigen. In den Anmerkungen zum „Vulleparlament“ ſteht irrthümlich nach Gonner, die Familie Collart ſei unter den Worten zu verſtehen: „De Colla'n, de Colla'n de sollen d'Gleck fum Land haut ma'n“; wenn man den Zeitverhältniſſen Rechnung trägt und daneben in Betracht zieht, daß bereits in der erſten Strophe des Gedichtes die HH. A. Collart und Jonas unter den „Rehren“ zu verſtehen ſind, ſo wird erſtere Deutung hinfällig. Ein uns vorliegender Abdruck des „Vulleparlament“, auf welchem Dicks eigenhändig die Namen der verſchiedenen Perſonen beifügte, auf welche angeſpielt wird, vermerkt leider keine Bedeutung für den Ausdruck „Cola“, hingegen ſtehen bei „Rehren“ die Namen A. Collart und Jonas. — Das Gedicht ſelbſt iſt kein Spottlied auf die damaligen Regierungsmitglieder, ſondern auf diejenige Partei, welche der Regierung feindlich gegenüber ſtand. — Der Ehe de la Fontaine's mit Fräulein Elisabeth Dutreux entſproſſen nur zwei Söhne und eine Tochter. — Dicks war kein Harfenſpieler, vielmehr war die Harfe das einzige Muſikinſtrument, welches er nicht handhabte.

2. Litterar—Historisches.

Nachdem wir in den vorigen Nummern der „Hémecht“ eine vollständige und getreue Biographie unseres ersten und berühmtesten Luxemburger Volksdichters gegeben,[1]) tritt an uns die Pflicht heran, die poetischen Erzeugnisse und namentlich die „Komëdëstecker“ des so viel genannten, weit und breit bekannten Dicks einer näheren Bespechung zu unterziehen.

Bevor wir jedoch damit beginnen, wollen wir, gleichsam als Nachtrag zu unserer biographischen Notiz über Edmund de la Fontaine, alle gedruckten litterarischen Arbeiten desselben aufzählen. Wenn wir auch bereits früher[2]) die dichterischen Erzeugnisse der Dicks'schen Muse namhaft gemacht haben, so gebührt es sich doch, auch dessen übrigen Werke, — und namentlich die historischen, da ja auch in dieser Hinsicht derselbe Namhaftes geleistet — an dieser Stelle anzugeben.

So weit uns bekannt geworden, sind — in chronologischer Reihenfolge — nachstehende Arbeiten von Dicks im Drucke erschienen:

1. D'Vulleparlament am Grengewald. 1848.[3])

Dieses sarkastische Spottgedicht erschien zum ersten Mal in Nr. 79 der politischen, zu Luxemburg herausgegebenen Zeitung „Der Volksfreund“. Darnach wurde dasselbe separat gedruckt mit Hinzufügung einer Titelvignette und Musikbegleitung (einer alten nationalen Singweise). Eine andere Ausgabe, mit deutschen Buchstaben, jedoch ohne Vignette und Musik, erschien in der Buchhandlung Scheidt zu Luxemburg (2 S. in 8° als fliegendes Blatt). Später fand dieses Gedicht, seines köstlichen Humors wegen, Aufnahme in verschiedenen luxemburgischen Gedichtsammlungen.[4])

2. Versuch über die Orthographie der luxemburger deutschen Mundart. Luxemburg. V. Bück. 1855.
3. De Scholtschein. Komëdësteck an ëngem Akt. Tèxt a Musék fum Dicks. Zum ëschtemol opgefëert fun der Turnergesèllschaft, zu Letzeburéch, de 25. Spirkel 1855. Letzeburéch, gedréckt beim V. Bück. 1856.

---

1) Jahrg. 1895, Nr. 8—12 und 1896, Nr. 1—2.

2) Jahrg. 1895, Nr. 2 und 3.

3) Jahrg. 1895, Nr. 9, S. 263—265.

4) So in dem Werke von Nic. Gonner „Onserer Lider a Gedichter an onserer Letzeburger-deitscher Sproch“ (S. 15—17.).

Dieſe Erſtlingsfrucht der Dicks'ſchen Theaterpoeſie hat 3 Auflagen erlebt. Die zweite erſchien 1857 und die dritte 1866.

4. De Koseng oder Schwârz oder Blont. Komĕdĕsteck an èngem Akt. Tèxt a Musék fum Dicks. Zum ĕschtemol opgefĕert fun der Turnergesèllschaft zu Letzeburéch, den 22. Abrel 1855. Gedréckt beim V. Bück. 1856.
   Zweite Auflage 1857.
5. D'Kirmesgèscht. Komĕdĕsteck an èngem Akt fum Dicks. Zum ĕschtemol opgefĕert fun der Turnergesèllschafft zu Letzeburéch, den 30. August 1856. Gedréckt beim V. Bück. 1856.
6. D'Mumm Sĕs oder de Gêscht. Komĕdĕstek an èngem Akt fum Dicks. Zum ĕschtemol opgefĕert fun der Turnergesèllschaft zu Letzeburéch, den 11. Novèmber 1855. Gedréckt beim V. Bück, 1856.
   Zweite Auflage 1858.
7. Die Luxemburger Sprüchwörter und ſprichwörtlichen Redensarten, geſammelt von E. Dicks. Luxemburg. V. Bück.
   Erſter Theil: Sprüchwörter 1857.
   Zweiter Theil: Sprüchwörtliche Redensarten 1858.
8. De Ramplassang. Komĕdĕsteck an èngem Akt. Tèxt a Musék fum Dicks. Zum ĕschtemol opgefĕert fun der Turnergesèllschafft zu Letzeburéch, den 22. Novèmber 1863. Gedréckt beim V. Bück. 1864.
9. Die Weinberge und die Kataſterreviſion. Luxemburg, V. Bück. 1867.
10. Stadtbredimus. Hiſtoriſche Notizen. Luxemburg, V. Bück. 1868.
11. Op der Juôcht. Komĕdĕsteck an zwĕn Akten. Tèxt a Musék fum Dicks. Zum ĕschtemol opgefĕert fun der dramatischer Gesèllschaft zu Letzeburéch, den 18. Abrel 1870. Gedréckt beim V. Bück. 1870.
12. Quelques observations sur le régime de nos rivières navigables. Luxembourg. J. Joris. 1876.
13. Die Luxemburger Kinderreime, geſammelt. Luxemburg, V. Bück. 1877.
14. De Gréngor. Komĕdĕsteck an èngem Akt fum Dicks. Zum ĕschtemol opgefĕert fun der Gesèllschaft „Union des jeunes Gens“, zu Letzeburéch, den 28. Hartmont 1877. Letzeburéch, Gedréckt beim V. Bück. 1879.
15. Den Hèr an d'Madamm Tullepant. Komĕdĕsteck an èngem Akt, fum Dicks. Letzeburéch. Gedréckt beim V. Bück. 1879.

16. Luxemburger Sagen und Legenden, gesammelt und herausgegeben. Luxemburg. Jos. Beffort. 1882.
17. Luxemburger Sitten und Bräuche, gesammelt und herausgegeben Luxemburg, Jos. Beffort. 1883.
18. Vianden et ses environs. Luxembourg. Jos. Beffort. 1885.
19. En as rosen. (Nom Franséschen) fum Dicks. (Als Manuscript gedruckt). Letzeburéch. Gedréckt beim Jos. Beffort. 1885.
20. Èng Stemmonk. Komédésteck an èngem Akt. (Aus séngem Nochlass.) Musék fum Alb. Berrens. Luxemburg. W. Stomps. 1894.
21. De Schöster Böbö. Komédésteck mat Gesank an èngem Akt. No èngem Entwurf fum Dicks bearbécht fum N. S. Pierret. Musék fum G. Kahnt. Luxemburg. W. Stomps. 1894
22. De Feianner Weissert. Eng humoristisch Soloscène, — Um Friddensgerîcht. E' Spâss mat Gesank an èngem Akt. — De scheie Jong. Humoristischt Lit. Musék fum L. Menager. Luxemburg. W. Stomps 1894.
23. De Wellefchen an de Fîschen. Eng âl Séchen nei a Reimen gesât fum Dicks.

Dieses Gedicht wurde in Edmund de la Fontaine's Nachlasse gefunden und erschien zum ersten Male in der „Luxemburger Volkszeitung" (Jahrg. 1894, Nr. 27, 28, 29 und 31). Sodann wurde dasselbe wieder abgedruckt in unserer Zeitschrift (Jahrg. 1895, Nr. 8, S. 234—238).

Von den sub Nr. 3, 4, 5, 6, 8 und 10 erwähnten Theaterstücken erschien eine „Vollständige Gesammt-Ausgabe der Operetten in Luxemburger Mundart von Dicks, Clavier-Auszug mit vollständigem Text". (Luxemburg, W. Stomps, 1890. in 6 Quartbroschüren).

Sodann erschienen die Nrn. 14, 15, 19, 20, 21 und 22 ebenfalls in 6 Quartbroschüren unter dem nämlichen Titel. (Ibid. 1894).

Außerdem sind noch verschiedene Dicks'schen Lieder, als Auszüge aus seinen Operetten, einzeln auf fliegenden Blättern erschienen, welche aber alle hier anzuführen, uns der Raum nicht gestattet.

Schließlich dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß Dicks, der ja bekanntlich auch ein tüchtiger Componist gewesen ist, verschiedene andere musikalischen Lieder, Märsche, Tänze ꝛc. componirt hat, deren Titel uns aber nicht alle bekannt sind. Möglicherweise werden wir später, falls die Gelegenheit sich einmal bieten wird, eine Abhandlung über „Unsere luxemburger Componisten" zu veröffentlichen, auf dieses Genre der Dicks'schen litterarischen Thätigkeit zurückkommen.

I. D'Vulleparlament am Grengewald.

Daß dieſes Gedicht gewaltiges Aufſehen erregte, hatten wir bereits früher Gelegenheit mitzutheilen. Daß dasſelbe aber ſogar den Gegenſtand einer Interpellation in der Kammer abgab, wird wohl nur wenigen unſerer Leſer bekannt ſein. Durch einen Artikel des „Diekircher Wochenblatt" (Jahrg. 1848 Nr. 78) betitelt „der Volksfreund und die Landſtände am 7. November" darauf aufmerkſam gemacht, haben wir den betreffenden Sitzungsbericht nachgeleſen und zu Nutz und Frommen unſerer Leſer wollen wir an dieſer Stelle den betreffenden Paſſus mittheilen :

Séance du 7 novembre 1848
(Après-midi.)

Présidence, en partie de M. Ch. Metz, et en partie de M. de Tornaco.

La séance s'ouvre à deux heures de l'après-midi.

. . . . . .

M. *Spanier* adresse également une interpellation au Gouvernement au sujet d'articles du journal dit le *Volksfreund*, qui blesseraient la dignité de la Chambre en général et celle de plusieurs membres en particulier, notamment par la publication d'une chanson dans son dernier numéro. — [1])

M. *André* explique la tendance de cette interpellation qu'il appuie et demande si le parquet est intervenu ou si le Gouvernement l'invitera à intervenir pour faire réprimer un tel abus.

M. *N. Metz* critique aussi les articles du *Volksfreund* et blâme le Gouvernement de subsidier un journal qui est en opposition avec la Chambre, dont il prend à tâche de ridiculiser les actes et les membres.

M. l'Administrateur-général *Jurion* demande qu'à l'égard des interpellations au Gouvernement, on suive l'usage existant dans toutes les assemblées législatives, celui de déposer ces interpellations sur le bureau, pour que le Gouvernement puisse en prendre connaissance et pour qu'il ait un temps moral pour y répondre.

Il propose d'ajourner la réponse à faire à la présente interpellation jusqu'après le vote de confiance.

Néanmoins, MM. *Simons* et *de la Fontaine* prennent successivement la parole et déclarent, que le Gouvernement n'a pas de journal à son service, et qu'il n'en subsidie aucun ; que la liberté

1) Nr. 79 des Jahrganges 1848.

de la presse existe pour et contre le Gouvernement, pour et contre la Chambre, qu'aucune invitation de poursuite à raison des articles du *Volksfreund* n'a été faite, ne sera faite et ne peut être faite au procureur d'Etat, et enfin que si quelques membres se trouvent personnellement atteints par les publications de ce journal, ils peuvent eux-mêmes porter leurs plaintes en justice. Ils pensent que cette déclaration est une réponse suffisante à l'interpellation de M. Spanier, interprêtée par M. André.

Personne ne demandant plus la parole sur cet incident, M. le Président le déclare vidé. [1])

Zur Geſchichte dieſes Liedes gehört auch noch folgender Umſtand: Lange Zeit wurde Michel Lentz — allerdings irrthümlich — für den Verfaſſer des „Vulleparlement“ angeſehen. Woher kam das? Aus zwei Urſachen: Bis dahin hatte noch kein Menſch etwas von der de la Fontaine'ſchen Muſe gewußt; ſodann war Herr M. Lentz geſehen worden, wie er kurz vor Erſcheinen des Spottgedichtes in die Druckerei des „Volksfreund“ gegangen war; auch hatte er wirklich das Manuſcript dorthin getragen. Weil aber M. Lentz ſchon ſeit längeren Jahren, wie wenigſtens in intimeren Freundeskreiſen von ihm bekannt war, verſchiedene Gedichte im heimathlichen Dialekte verfaßt hatte, ſo war es ganz natürlich, daß man ihn auch als den Verfaſſer des „Vulleparlement“ bezeichnete. — Daß Dicks ſpäter die Autorſchaft dieſes Spottgedichtes anerkannte, iſt allzubekannt, als daß wir noch weitere Worte hierüber verlieren ſollten.

Daß das „Vulleparlement“ von außergwöhnlichem Witze ſprudelt, wer wollte dieſes wohl in Abrede ſtellen? Ebenſo wenig iſt es aber auch in Zweifel zu ziehen, daß in poetiſcher Hinſicht dasſelbe alle bis dahin in unſerm Dialekte erſchienenen Gedichte weit überflügelte. Schon im vorigen Jahrgange hatten wir Gelegenheit einige Referate über das „Vulleparlement“ mitzutheilen. Der Vollſtändigkeit wegen ſehen wir uns genöthigt, auch an dieſer Stelle darauf zurückzukommen.

Ueber das „Vulleparlement“ äußert ſich N. Steffen in dem „Vaterland“ (1869, Nr. 5) folgendermaßen:

„Dicks hat ſich dem Publikum, ſoviel wir wiſſen, in ſeinem „Vulleparlement am Grengewald“ zuerſt gedruckt vorgeführt. Ein gelungeneres Stück als dieſes, hat er nicht gemacht. Er hat demſelben, wie keinem andern, den Stempel ſeines Genie's aufgedrückt. Dieſes Stück machte damals viel böſes Blut, vorzüglich bei den Getroffenen. Und nicht gering war die Zahl dieſer Getroffenen. Und gut getroffen waren

1) Procès-verbaux des séances de la Chambre des députés du Grand-Duché de Luxembourg. Session de 1848. p. 110—111.

sie auch; nichts thut das wohl besser dar, als der Aerger, den sie über die geistreiche Satyre empfanden."

In der Zeitschrift: „Das Magazin für Litteratur" (Jahrg. 1894, Nr. 29) findet sich über dasselbe Gedicht nachstehender Satz von Tony Kellen:

„Das erste dramatische Produkt in luxemburger Mundart ist das Fastnachtsspiel „De Prenz Carneval an de Prenz Faaschtdaag", das ungefähr zur selben Zeit erschien, als ein satyrisches Gedicht: „D'Vulleparlament am Grengewald" ungeheueres Aufsehen erregte (1848). In dem Gedichte wurde die politische Wirthschaft des Landes mit scharfer Ironie gegeißelt, und der Autor, der sich anfänglich hinter dem Pseudonym „Dicks" verbarg, gelangte mit einem Schlage zu einer wirklichen Popularität".

In der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung" (München, Jahrgang 1894, Nr. 313, Beilage-Nummer 261) äußert sich derselbe Recensent:

„Das erste dramatische Produkt in Luxemburger Mundart ist das Fastnachtsspiel „De Prenz Carnaval an de Prenz Faaschtdaag" („Der Prinz Carneval und der Prinz Fasttag"), das ohne Angabe des Autors und des Erscheinungsjahres in den vierziger Jahren in Luxemburg gedruckt wurde. Manche glaubten, dieses Fastnachtsspiel Dicks zuschreiben zu sollen. Meiner Ansicht nach mit Unrecht, denn dieser Lustspieldichter hätte später seine Autorschaft anerkannt, wie er es bei einem andern Produkte that, das nichts Anderes, als ein heftiges politisches Pamphlet war. Uebrigens kann man annehmen, daß jenes Fastnachtsspiel Ed. de la Fontaine auf die Idee brachte, seine ersten volksthümlichen Lustspiele in der Luxemburger Mundart zu dichten.....

Dicks schrieb zuerst ein satirisches Gedicht: „D'Vulleparlament am Grengewald", das bei seinem Erscheinen (1848) viel böses Blut machte, weil die politische Wirthschaft des Landes mit scharfer Ironie darin gegeißelt wurde."

II. De Scholtschein.

„Als die Bewegungen von 1848 sich gelegt hatten, widmete Dicks sich mit besonderer Vorliebe der Dichtung von „Komëdëstécker" (eigentlich „Komödienstücke"). Die Luxemburger bezeichnen mit diesem Namen im Allgemeinen alle Theaterstücke. Die Dicks'schen Stücke sind ein eigenthümliches Mittelding zwischen einem Lustspiel und einer Operette.

Es war am 25. Februar 1855 als das erste Dicks'sche Stück „De Scholtschein" in Luxemburg (auf dem Theater der Turngesellschaft — Gymnastique, Gym) aufgeführt wurde. Ed. de la Fontaine hatte nicht blos den Text gedichtet, sondern auch die Melodieen der darin vorkommenden Lieder componirt und schon bald nach der ersten Aufführung konnte man im ganzen Lande die fröhlichen Weisen der Scholtscheinlieder

hören. Das Stück hatte aber auch deswegen einstimmigen Beifall gefunden, weil die darin vorkommenden Personen aus dem Volke gegriffen waren.

„Die Bedeutung der Dicks'schen Stücke liegt nicht in der Handlung, sondern in der Detailausführung. Mag die Handlung auch noch so unbedeutend oder noch so unwahrscheinlich sein, Dicks weiß in jedem Stück Gestalten vorzuführen, die, wenn man sie einmal gesehen hat, einem beständig als Volkstypen im Gedächtniß bleiben. Die Dicks'schen Lustspiele sind so populär geworden, weil das Volk in ihnen sein innerstes Wesen erkannte. Der Dichter schöpfte aus den Tiefen der Volksseele und gab die Haupttypen seines Stammes mit einer plastischen Wahrheit wieder, die vor und nach ihm keiner erreicht hat.

„Dicks war ganz Herz und Gemüth und besaß einen köstlichen Humor. Wer seine Stücke liest, sieht, daß er nicht blos ein Komiker im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern auch ein Satiriker ist. Es hat noch kein Dichter so gut, wie er, die Französelei lächerlich zu machen gewußt. Er läßt seine Personen sehr häufig jene verunstalteten französischen Wörter gebrauchen, die man besonders in der Hauptstadt so oft hört. Dicks scheut sich auch nicht, jene groben Redensarten zu verwenden, die in seiner Mundart so häufig sind. Auch findet man zuweilen in seinen Liedern jenen derben Humor wieder, der die Luxemburger charakterisirt.

„Die Dicks'schen Stücke werden das Entgötzen des luxemburger Volkes noch auf unabsehbare Zeit hinaus bilden und hoffentlich wird sich auch in Deutschland mehr als ein Freund der Dialektdichtung veranlaßt sehen, sich der Lektüre dieser Lustspiele, die ihm sowohl in sprachlicher Hinsicht, als auch des Inhalts wegen, einen hohen Genuß bieten werden, zu widmen."

Dieses Urtheil Tony Kellen's in dem Aufsatze „Luxemburger Dichter" [1] unterzeichnen wir voll und ganz. Was hier von den Dicks'schen Theaterstücken im Allgemeinen gesagt ist, gilt auch ganz speziell von dem ersten derselben „De Scholtschein".

Die Handlung im „Scholtschein" ist ziemlich einfach. „D'Marre", ein junges Mädchen, hat als Schatz „den Neckel, e Schuochtechfeer„ (Nikolaus, einen Schornsteinfeger). Zugleich macht ein alter Buchbinder „Papschossel" („Leimschüssel"), der bereits in seinen jungen Jahren sich um „Marré's" Mutter beworben, aber von dieser damals „einen Korb" erhalten hatte, ihr den Hof, und die Mutter will sie sogar zwingen, diesen zu heirathen. „Papschossel" ist ganz närrisch verliebt in das junge Mädchen, und er macht sich einen Umstand zu nutze, der die Wittwe

1) In der Zeitschrift: „Das Magazin für Litteratur". Herausgegeben von Otto Neuman-Hofer. Berlin. 63. Jahrgang, Nr. 29 vom 21. Juli 1894. Sp. 905—906.

in eine schlimme Lage bringt. Er hatte ihr nämlich früher Geld geliehen, und er besitzt noch den „Schuldschein". Die Wittwe hat ihm allerdings das Geld zurückbezahlt, aber sie besitzt die Quittung längst nicht mehr. Er fordert nun wieder das Geld, und er will nur darauf verzichten, wenn er die Tochter bekommt. Diese ist muthlos, allein ihr Schatz spricht ihr zu, sie solle nur warten, er werde den alten „Papschossel" schon dreinlegen. Die Wittwe will ihr Jawort geben, wenn der Buchbinder ihr den Schein zurückgibt. Der alte Geck kommt nun in vollem Staat, um officiell als Bewerber aufzutreten. Er will zeigen, daß er ein geschickter Kerl ist, und er bringt ein neues, selbstgemachtes Notizbuch mit, in welchem er den Schein aufbewahrt. Marie gibt ihm zu verstehen, er sei ein Bischen alt für sie. Er ist guter Laune und sagt, er könne ihr schon beweisen, daß das nicht der Fall sei, wenn sie mit ihm tanzen wolle. Sie springt mit ihm umher, daß ihm der Athem vergeht. Währenddem ist Neckel im Kamin versteckt, und er holt von dem naheſtehenden Tisch das Notizbuch und legt dasselbe wieder an die Stelle, nachdem er den „Scholtschein" herausgenommen. Hernach, als die Sache erledigt werden soll, stellt es sich heraus, daß „Papschossel" keinen Schuldschein mehr hat, und man wirft den alten Freier zur Thüre hinaus.

Dieses Stück wurde, wie bereits oben gesagt, zum ersten Mal aufgeführt von der Turnergesellschaft zu Luxemburg „De 25. Spirkel 1855". Am Schluß des Stückes sang Marie:

Hoult ons alt nét ze strèng erduréch.
De Scholtschêi' wor, als ĕschte' Prŏf,
Dât ĕscht Stéck, wât zu Letzeburéch
Op onst Dêitsch opgefĕert gŏf.
An hâ' dîr nach èng Gretz Plésĕer—
Ewĕ mîr et ze hoffe' wo'n—
Dan as et nét fir d'lèschte' Kĕer,
Das mîr fêch gudden Owent so'n.

Diese Schlußstrophe änderte Dicks später folgendermaßen um:

Huolt ons alt nét ze strèng erduréch.
Ze scharef kritizĕert nét
Dât ĕscht Stéck, wât zu Letzeburéch
Op onst Dêitsch opgefĕert gét.
Mè hâ' dîr fléicht èng Gretz Plesĕer —
Ewĕ' mîr et ze hoffe' wo'n —
Dan as et nét fir d'lèschte' Kĕer,
Das mîr fêch gudden Owent so'n.

Ueber die Aufnahme des „Scholtschein" schrieb Nicolaus Steffen in seinem „Vaterland": [1]

1) Jahrg. 1869. Nr. 48, S. 2, Sp. 1.

„Durch den „Scholtschein“, der im Vorbeigehen gesagt, das beste Stück des Dichters ist, hat sich Dicks gleich von vornherein, sowohl als Dichter, als als Tonkünstler, in seinem Vaterlande populär gemacht, wie es nach ihm wohl sobald kein Anderer mehr werden wird. Die fröhlichen, ergötzlichen Weisen, Walzer, Hopser, Quadrillen, ꝛc., seiner Scholtscheinlieder ertönten, bald nach der ersten Aufführung dieses Stückes durch die damaligen genialen dramatischen Künstler unseres Turnvereins, aus allen Krügen und Schenken des Landes, wo nur immer getanzt und gesungen wurde. Sie ertönten so viel und so oft und so lange, daß sie sogar zuletzt zur „Säge“ wurden, nach dem Sprichwort: „Zefill as zefill, a' wann et och schons gebâken Èer wèren.“ Ein klarerer Beweis kann man wohl nicht geben von der großen und allseitigen Popularität, zu welcher sich Dicks durch diese seine erste witzsprudelnde, echthumoristische Schöpfung empor geschwungen hatte. — Die Musik des „Scholtschein“ ist aber auch an und für sich schon durch und durch volksthümlich, ja national, lokal, so zu sagen. Sie paßt durch und durch auf ihren Text, und auf diesen Text allein. In's Französische oder in's Hochdeutsche übertragen, würde dieser Text der Musik fremd, wenigstens nicht mehr so durch und durch natürlich und angemessen sein. Die Musik des „Scholtschein“ ist eine spezifisch-nationale, ganz wie der Text des Stückes selbst. Auch dieser kann in einer fremden Sprache nicht wiedergegeben werden, ohne seine ganze Eigenthümlichkeit, allen Duft zu verlieren. Das ist es, was Dicks so sehr, und so schnell populär gemacht hat. Er hat seinem Publikum aus der Seele geschrieben und gesungen, und so mußte, was er schrieb und sang, zum Herzen und zur Seele dieses Publikums zurückkehren.

Hier, und hier allein, liegt das Verdienst dieses Dichters und Tonkünstlers. Er war durch und durch national, durch und durch das Kind seines Landes. Er verstand sein Volk, und sein Volk hat ihn verstanden.

Einige Tage nach Edmund de la Fontaine's Tode erschien in der Zeitung „Luxemburger Wort für Wahrheit und Recht“, unter der Spitzmarke „durch Stadt und Land“ ein sehr bemerkenswerther Aufsatz, welchem wir nachstehende Auszüge entnehmen:

„Dicks nannte seine dramatischen Stücke sämmtlich „Komĕdĕstéck“; er hatte den frischen humoristischen Charakter unseres Volkes abgelauscht, dem die eigene Frohnatur durchaus entsprach, und so fand das Trauerspiel bei ihm keine Verwendung.

„Bei der Nachricht des Heimganges unseres Dichters las ich nochmals dessen Werke, um mir, so wie sein Grab sich schließt, ein endgültiges Urtheil zu bilden; einige Randglossen biete ich hiermit dem Leser und setze den Inhalt der Lustspiele als bekannt voraus.

„De Scholtschein“ ist eines der genialsten Kinder der Dicks'schen Muse und mußte wohl in einer Gesellschaft wie die damalige Gymnastik, wo die Bürger mit ihren Söhnen und Töchtern erschienen, Alles hinreißen. Das Wesen der Poesie besteht nicht in Rhytmus und Reim, nicht im Steigen und Fallen des Tones, nicht im Reigentanz der Silben, noch im Singen und Klingen des Gleichlautes. Es sind Mittel, mit Geschick und Geschmack gehandhabt, die Schönheit zu heben, sind aber auch eine Gefahr. Das Volk liebt solche Parthien immer und singt sie nach dem ersten Anhören, wie z. B.: Dir méng lèf Leit héert, Wât get d'Wèlt ferkéert: Nemmescht séch genéert, Alles resonnéert, Ké get uogehéert, Neîscht mé get geéert, Wiè wés wuor dât alles féert!

„Mit einem Schlage wurde Gemeingut des Volkes das Lied, welches D'Marré singt: Mei Fréier as ké groszen Här mit dem Refrain: Och du mein, am Kamein, welcher gesungen wird, so lange es Luxemburger gibt. Einige Reflexionen sind vielleicht für die Jugend etwas lüsterner Natur und ist es, nach meinem Dafürhalten, zu bedauern, daß diese Lieder a l l e ausschließlich erotischen Inhaltes sind“.

Was der ungenannte Schreiber dieses Aufsatzes von dem Schwank „D'Mumm Sés“ in Bezug auf die Moral des Stückes sagt, paßt **ganz genau** auch auf diejenige des „Scholtschein“. Man braucht nur einige Worte zu ändern. Unsere Leser mögen hören und selbst urtheilen:

„Und die Moral des Stückes? Wenn man das bloße Amusement, eine ergötzliche Stunde als solche ansieht, so wäre allerdings das Ziel erreicht. Forscht man aber weiter nach einem bildenden Motiv, eine Forderung, die man an jede Bühne zu stellen berechtigt ist, fragt man nach einer Nutzanwendung, welche sich aus dem Thema ergeben soll, so ist sie schwer zu finden. Das Lächerliche in der verkappten Heirathslust einer alten Jungfer [1]) war ja von jeher allen Komikern, namentlich Molière, eine willkommene Fundgrube für Situationen zum Todtlachen, allein, hat es bedeutenden erziehlichen Einfluß? Robert Hammerling meint, man solle vom Dichter nicht fordern, daß er seine Moral wie der Stutzer sein Taschentuch aushänge und doch soll Jeder eines haben. Das sind einige Bemerkungen, die ich nicht urgiren will. Ich glaube gerne Schillern, der an Goethe schreibt: Wenn die Herren Kritiker wüßten, wieviel Arbeit ein ordentliches Theaterstück kostet, so würden sie gelinder mit dem Dichter umgehen.“ [2])

---

1) Könnte ebenso gut heißen eines alten Junggesellen, wie der „Papschossel“ einer ist.

2) Loc. cit. Nr. 185—186 vom 5. Juli 1891. Seite 1 Spalte 4 bis Seite 2 Spalte 1.

Wir können nicht umhin, dem verstorbenen Nicolaus Steffen beizustimmen, wenn er in Bezug auf die im „Scholtschein“ vorkommenden Lieder schreibt:

„Gerne wollten wir unter seinen Liedern im „Scholtschein“ eine Auswahl treffen, wenn nicht alle gleich vortrefflich in ihrer Art wären. Vom Schlußgesang dürfte vielleicht hierbei abgesehen werden müssen. Hier ist die Musik, unserer Ansicht, nicht das was sie sein sollte und könnte. Statt daß dieser Schlußgesang das Ganze wie in einem einzigen großen Strahlenfocus zusammen fassen, und es in einem großen Gesammtbilde noch einmal an dem Geiste der Zuschauer vorbeiführen sollte in seiner ganzen Schönheit und Klarheit; in einem Wort, anstatt, daß dieser Gesang der beste, der vorzüglichste, der Hauptgesang des ganzen Stückes, sein sollte, ist es der unbedeutenste, der am wenigsten gelungene von Allen. Hierin liegt ein großer Fehler. Statt zum Schlusse das Publikum noch einmal mit ganzer Gewalt zu fassen, zu erregen, zu begeistern, fortzureißen, läßt die unbedeutende Schlußweise, nach so vielen reizenden und anziehenden Gesangstücken, die Seele kalt, und das Publikum muß sich wirklich beim Fallen des Vorhangs auf die vorhergehenden Schönheiten alle besinnen, bevor es aus vollem Herzen Beifall katschen kann.

„Dieses soll ein Wink sein, nicht allein für Dicks bei seinen neuen derartigen Schöpfungen, sondern für alle unsere Tondichter, die sich an dergleichen Schöpfungen versuchen wollten. Auch mögen unsere Dichter diesen Wink beherzigen, und sich bei Gelegenheit daran erinnern.

„Noch eine Bemerkung möchten wir hier machen. Wir sind der Ansicht, daß die Musik des Liedes: „Né ké Man soll tir séng Fra méch kréen“, etc. obgleich sehr schön, dennoch für diese Situation verfehlt, weil zu ernst, zu nobel, zu tief gefühlt für die komische Situation ist. Der Tondichter mußte sich erinnern daß die Maré hier nicht ihre Gefühle ausdrückt, sondern blos spaßhalber, und um dem alten verliebten Gecken eines aufzubinden ihr Liedchen singt. Dieser Zustand ihrer Seele mußte in ihrem Liede durchklingen, und mußte dazu die Weise eine ganz andere sein. An und für sich, und aus dem übrigen Texte herausgerissen, paßt wohl die Melodie zu dem Texte, aber zur Situation, paßt sie nicht. Sie drückt zu natürlich das Gefühl der Trauer aus, welche ein Herz beschleichen muß, das sich in Liebe verwundet, von der Welt zurück ziehen will: und dieses Gefühl, konnte es in dem Herzen eines Mädchens liegen, das einen alten Liebhaber hier zum besten hat und ihn neckt? — Diese Frage stellen wir sowohl an Dicks selbst, als an unsere Leser.

„Höchst gelungen scheinen uns dagegen die Weisen zu folgenden Liedern:

„Dir méng léf Leid héert“, etc.

„Mei Freier as kê grössen Her“, etc.

„Gef mer èng Bés“, etc.

„Nu kuckt emol dât krottécht Stéck!“ etc.

„Wié' freie' gêt“, etc. und

„En ale Man mat denne Wuoden“, etc.

„Im Großen und Ganzen ist diese erste bedeutende Schöpfung unsers Dichters eine sehr gelungene zu nennen, und zwar mehr noch als Tonschöpfung, denn als dramatisches Dichterwerk“. [1])

Weil „De Scholtschein“ eben das erste Produkt der Dicks'schen Theatermuse ist, wollen wir hier noch einige Citate unsern Lesern in Erinnerung bringen, welche, wenngleich auf alle seine „Komédéstécker“ passend, so doch ganz besonders zutreffend sind in Bezug auf „De Scholtschein“. Als man anfing, sich ernstlich mit dem Gedanken zu befassen, Edmund de la Fontaine ein Monument zu errichten, schrieb die „Luxemburger Freie Presse“ folgendes:

„Der kürzlich verstorbene Dicks ist der eigentliche Schöpfer vaterländischer Dichtkunst. Noch nie zuvor hatte ein Dichtertalent sich an der bescheidenen wortarmen luxemburger Mundart versucht, und es blieb dem Dicks vorbehalten, die seltenen Schätze von tiefem Gefühl, die in unserer Sprache verborgen liegen, an's Licht zu ziehen und zur Verherrlichung des Vaterlandes sowohl als zur Verbreitung nationalen Sinnes auszubeuten. Dicks war ein Dichter von großem Talent, und wenn er in der hochdeutschen Sprache gedichtet hätte, so würde er sich einen Namen über Deutschlands Grenzen hinaus gemacht haben. Er strebte jedoch nicht nach Ruhm; mit seltenem Talent und Geschick wußte er das Volksleben und die Volksseele bis in die kleinsten Faser zu studiren, dasselbe mit einer bewunderungswürdigen Zutrefflichkeit zu kopiren und in unsere wortarme Sprache einzukleiden. Der Dichter war ein jovialer, gesellschaftlicher Mann, aus allen seinen Dichtungen strömt sein Geist und sein Sinn wohlthuend hervor.

„Dicks hat besonders das Spießbürgerthum zu seinem Schaffensfelde erkoren, und die einzelnen Scenen, die er aus demselben wiedergibt, sind ganz originell und belustigend. Beim ersten Erscheinen seiner Dichtungen wurden dieselben allgemein beliebt und eingebürgert.

„Der Erfolg dieser Stücke war ein durchschlagender; sie übten auf alle Gesellschaftsklassen die größte Anziehungskraft aus, in Hütte wie in Palast wurden Dicks-Lieder gesungen und je mehr sich die Muse Dicks verbreitete, desto mehr hob sich das nationale Selbstgefühl. Dicks war en vogue und sein Name als Dichter fertig. Mit Vehemenz und

1) Das Vaterland. Jahrg. 1869 Nr. 48. Seite 2, Spalte 1—2.

Begeisterung hört man heute noch ältere Leute von der Aufführung der Dicks'schen Stücke sprechen.

„In den Theaterstücken Dicks sind nationaler Geist und Sinn verkörpert, dieselben geben besonders Bilder aus dem frühern, traulichen Volksleben, das heute fast durchwegs durch die moderne Cultur verwischt ist, wieder, und die Geschichte kann den Geist dieser Zeit nicht besser wiedergeben, als es die Theaterstcke Dicks thun. Darum mögen dieselben als ein Nationaleigenthum gepflegt und gehegt werden!" [1])

Bei derselben Gelegenheit äußerte sich das „Luxemburger Wort", wie folgt:

„Erst seit dem Tode des Dichters wird man sich klar bewußt, daß mit Dicks der größte Volksspieldichter unserer Heimath verschwunden ist. Sogar die deutsche, französische und belgische Presse brachte nach dem Tode des Dichters seine Biographie und war voll des Lobes über seine unsterblichen Werke, die ein deutsches Blatt sogar auf das gleiche Niveau mit Fritz Reuter's Volksspielen gesetzt hat.

„Ed. de la Fontaine hat die Perlen seiner Volksschauspiele alle aus dem reichen Schachte seiner Volkskenntniß und seines Verkehrs mit dem Volke hervorgeholt, sie in die lieben, trauten Laute unseres Dialektes theils in gebundener, theils in ungebundener Rede eingekleidet. Und nicht allein das, Dicks ist nicht nur Dichter, er ist auch Componist und auch dieser hat es verstanden, unser Volk zu packen. Der Componist hat unserm Volke seine Weisen abgelauscht und getreu wiedergegeben. Auch da, wo der Meister Neues, „Selbstgesponnenes und Selbstgemachtes" schafft, auch hier verleugnet er den kernigen Luxemburger nicht". [2])

III. De Koséng, oder Schwârz oder Blont.

Es ist eine auffallende Thatsache, daß, sowohl während des Lebens unseres Dichters, als auch nach dessen Hinscheiden, kaum eines seiner Theaterstücke so wenig Beachtung gefunden hat und so selten über die Bühne gegangen ist, als eben „De Koséng". Das kommt aber daher, daß dieses Stück eines der schwächsten theatralischen Produkte unseres Dichters ist. Wenn Tony Kellen darüber schreibt: [3]) „De Koséng oder Schwârz oder Blont, ist ein Stück, das von der Kritik ziemlich hart beurtheilt wurde", so sind wir vollständig mit ihm einverstanden. Wenn er aber hinzufügt: „Dennoch erfreut es sich einer großen Beliebtheit", so müssen wir ihm gradezu widersprechen. Anfangs allerdings, nachdem der „Scholtschein" schon mehrere Male und an ver-

1) Nr. 300 vom 27. Oktober 1891. Seite 2. Spalte 2.

2) Nr. 314 vom 10 November 1891. Seite 3. Spalte 2.

3) Beilage zur Allgemeinen Zeitung. München 1894 Nr. 313 vom 12. November. (Beilage-Nummer 261) Seite 3, Spalte 2.

schiedenen Orten aufgeführt worden und der „Koséng“ als Novität erschienen war, mag derselbe sich einer großen Beliebtheit erfreut haben; nachdem aber die „Mumm Sés“ und die nachfolgenden „Kommédéstécker“ dem kunstliebenden Publikum bekannt geworden war, versank der „Koséng“ in das Meer der Vergessenheit. Nur mehr äußerst selten hört oder liest man heutzutage etwas über die Aufführung dieses Stückes.

Wenn darum Nikolaus Steffen, welcher die Dicks'schen Stücke einer überaus strengen Kritik unterzieht, über den „Koséng“ ein höchst abfälliges Urtheil spricht, so können wir doch im Großen und Ganzen — abgesehen von einzelnen Uebertreibungen, die der geneigte Leser selbst leicht herausfühlt, nicht umhin, uns Steffen's Kritik anzuschließen. Wir lassen dem Recensenten deßhalb hier das Wort:

„De Koséng oder Schwârz oder Blont“ von Dicks ist als Dichterwerk betrachtet, ohne besondern Werth, obgleich einige ziemlich gute Gesangstücke darin vorkommen, ohne des schönen Liedes „Méng Freiesch as en hiérzécht Kant“ zu erwähnen, welches lange vor dem Vaudeville selbst gedichtet war, und dem zu Liebe Dicks wohl auch das letztere geschrieben haben mag.

„Dieses Vaudeville ist ohne alle Intrigue: Die Motive sind null, die Charaktere, mit Ausnahme des Piér und der Frâ Lén, sind — **charakterlos** nach den Worten Andrieux, im „**Müller von Sans-Souci**“ —: *Le commun caractère est de n'en point avoir.* — Franz und sein Freund Charles sind überdies schon durch ihre gesellschaftliche Stellung ungeeignet, in einem Vaudeville im Luxemburger Dialekt eine Rolle zu spielen. Unser Idiom ist ein ausschließliches Volksidiom. Wer über dem gemeinen Volke steht, spricht dasselbe nie rein, wenn er es je spricht, in der höheren Gesellschaft. Entweder wird er dasselbe mit einer Unmasse **luxemburgisirter** Fremdwörter vermengen, wie z. B. der Hr. Professor, der sich etwa folgendermaßen ausdrückte: D'Histoire naturelle as éng science, dé onse jongen Elèven net genoch zur Etude recommandéert ka' gin, etc etc. — oder aber, er bedient sich der französischen Sprache schlechtweg, welches die Umgangssprache unserer höheren Klassen ist, indem es ihm unmöglich ist, höhere Ideen, wissenschaftliche Gedanken, in unserm Idiom auszudrücken.

„Der Gedanke, zwei junge Leute aus dieser höheren Klasse als Hauptpersonen in einem Singspiel auftreten zu lassen, war daher kein glücklicher von dem Dichter. Aber auch hiervon abgesehen, bleibt das Stück noch immer verfehlt. Die Motive sind durchgängig unzulänglich, ja geradewegs läppisch. — Man denke nur an das Hauptmotiv selbst, welche Unwahrscheinlichkeit, wie kleinlich und erbärmlich: Franz hate eine Cousine, die er noch nie gesehen hat, und die er dennoch heirathen soll:

— „Kòm si hiér, da wor hién net hei; gòng hién dòur, da wor si net do“. Die Leute mußten damals noch nicht schreiben gekonnt haben, um sich von ihrem Kommen und Gehen schriftlich zu benachrichtigen. Und dann die Reise auf dem Dampfschiffe, wo sich die beiden Freunde in zwei Damen verlieben, die ihnen gänzlich unbekannt sind. Zwei Damen, wovon die eine, die bewußte Cousine, ohne Begleitung ihres Vaters, eine Rheinfahrt machte. Und das in die Kirche Führen der einen von diesen Damen durch die Frau Lén: Welche Wahrscheinlichkeit! — Nein! hier, wenn je, hat Dicks es sich bequem gemacht, und auf die Gefälligkeit und den guten Glauben seines Publikums gebaut.

„Auch hier sind die Lieder die Hauptsache. Lieder müssen schon ihres Wesens halber durchdacht sein. Daher kommt es, daß bei Dicks die Lieder stets die Hauptsache seiner Vaudeville's sind. Doch auch das noch müssen wir bei diesem Dichter rügen, daß seine Lieder nicht immer nothwendig aus der jedesmaligen Situation hervorgehen. Die Lieder sind weniger des Stückes wegen da, als das Stück der Lieder wegen. Das macht die Stücke steif und ungenießlich. Dieses ist vorzüglich der Fall bei dem in Rede stehenden.

„Die Hauptcharaktere im „Koséng“ sind de Piér und d'Frâ Lén. Aber auch diese beiden sind mehr Karikatur als wirkliche aus dem Leben gegriffene Gestalten. Aber sie machen sich als Karikatur ziemlich gut, und das Publikum lacht herzlich über den echt luxemburger Humor in der Zeichnung der beiden Originale. [1])

„Auch als Tondichtung steht der „Koséng“ dem „Scholtschein“ unendlich weit nach. Das einzige Lied, welches in diesem Vaudeville volksthümlich geworden, ist das obenangeführte: „Méng Freiésch as en hiérzécht Kant“; und dieses Lied war, wie gesagt, lange schon vor dem Vaudeville selbst bekannt.

„Nach diesem ist das hervorragendste Gesangstück im „Koséng“ das Duett zwischen dem Piér und der Frâ Lén. Dieses Duett ist ein Meisterstück in seiner Art. Es herrscht durch dasselbe ein so lebendiger, hinreißender Humor, es nimmt die Lachmuskeln der Zuschauer so in Anspruch; Handlung, Text und Musik passen so ganz zusammen, daß

1) Diesen Worten wollen wir Tony Kellen's Worte gegenüberstellen: „Wenn auch die Handlung — der junge Herr Franz soll seine Cousine heirathen, die er noch nicht gesehen hat, — schwach gebaut ist, so sind doch die Charaktere besonders „De Piér und D'Frâ Lén so gut gezeichnet und die einzelnen Details so humorvoll, daß die Zuhörer sich selbst über die ungenügende Handlung hinwegtäuschen“. Wir überlassen es den Lesern des „Koséng“ sich selbst ein Urtheil zu bilden und dem einen oder andern dieser beiden Kritiker beizupflichten. Wir persönlich möchten eher Kellen's als Steffen's Worten beistimmen.

man schon allein dieses Stückes wegen geneigt ist, dem Dichter und Musiker seine übrigen Fehler hier zu Gute zu halten.

„Nach dem durch und durch humoristischen Duett kommt wohl das Lied: „'T as net d'Gèld, 't as net d'Gèld, 't'Fraleit dé regéeren d'Wèlt.“ — Auch dieses Lied ist wohl getroffen, und zwar sowohl als Text, als als Tondichtung. Nach dem Lied „méng Freiesch“ etc. ist dieses dasjenige, welches am weitesten in's Volk gedrungen, und am meisten gesungen worden ist.

„Weniger gelungen ist das Duett zwischen den beiden Freunden. Dagegen ist das kleine Liedchen: „Juchei! s'as hei!“ etc. nicht ungelungen zu nennen. Es liegt ein sehr heiterer, fröhlicher Ausdruck in demselben, und dabei ist es auch nicht ohne tieferes, wahres Gefühl. —

„All Métchen, as et jonk a' schén, dât hûot mer lîcht gefalen“ — ist schwach. Die Musik ist ziemlich gefällig, doch ohne weiteren Charakter. Der Refrain „'T kemt op en Ho'r net un“ ist mit den Haaren herbei gezogen, wie auch wohl noch andere Wortspiele von Dicks, worüber wohl der gewöhnliche Mann lacht, die aber dem folgerichtigeren Denker nicht eben behagen wollen.

„Das Lied vom Piér: „Hûo' dîr emol zwê Gècke' font“ etc. ist, wenn auch nicht eben schlecht, so doch etwas gedehnt; und die Musik ist gar schlecht dazu angethan, es genießlicher zu machen. Es enthält manches Paradoxe, neben anderm wirklich Wahren und Guten.

„Vom Schlußgesang aber müssen wir dasselbe sagen, was wir vom Schlußgesang des „Scholtschein“ gesagt haben: er ist der schlechteste des ganzen Stückes, und zwar noch mehr in Betreff des Textes als der Musik. Er ist fast gänzlich nichtssagend, und der Dichter scheint denselben nur so hingeworfen zu haben, um sich sobald als möglich einer unangenehmen Aufgabe zu entledigen. Und dennoch, wir wiederholen es, sollte der Schlußgesang eines jeden Vaudeville's, wie das Bouquet bei einem Feuerwerk, das Schönste, das Beste, das Bedeutendste, das Großartigste — das Hauptmoment — der ganzen Vorstellung sein. Hierdurch allein, nicht durch die übliche, ziemlich alberne Aufforderung von Seiten der Schauspieler, wird das Publikum zum Beifall, zum Aplause hingerissen. Es kommt uns einigermaßen bettelhaft vor, das Publikum von der Bühne herab zum Aplaus aufzufordern. Charlatanismus ist jedenfalls dabei. Ist das Stück gut, und haben die Schauspieler ihre Schuldigkeit gethan, so kommt der Aplaus von selbst; ist dagegen das Stück oder das Spiel des Beifalls unwürdig, dann kann nur die — Gefälligkeit, oder die Dummheit Beifall klatschen. Beides aber ist nicht der Mühe werth, daß man noch lang drum bittet.

„In Summa Summarum — der „Koséng“ ist verfehlt, und wir

sind überzeugt, daß der Dichter dieses Stück nicht mehr schreiben würde, wenn es nicht geschrieben wäre. Einzelne Gesangstücke wohl, aber nimmer das Ganze." [1])

IV. D'Mum Sés oder de Gêscht.

Am Schlusse seiner Kritik über „De Koseng oder Schwârz oder Blont" sagt Steffen: „Doch in der „Mum Sés" nimmt Dicks einigermaßen wieder seine revanche." [2])

Kommen wir daher zu diesem Stücke.

„D'Mum Sés oder de Gêscht" von Dicks, ist vom reinen Standpunkte der Dichtung aus betrachtet, das am besten durchdachte Vaudeville dieses Verfassers. D'Mum Sés ist derjenige von allen Charakteren unseres Dichters, der ganz klar und wahr aufgefaßt und streng consequent durchgeführt ist von einem Ende zum andern. Dieses gutmüthige, ehrliche, aber- und leichtgläubige alte Weibsbild kann als Typus gelten für alle alten Weiber unsers Landes. Dicks hat diesen Charakter rein aus dem Leben gegriffen und denselben mit Meisterhand gezeichnet und in der Handlung dargestellt .... Auch in den feineren Schattirungen im Charakter der alten Jungfer hat Dicks reussirt. Der geringe Widerstand, den sie dem Heirathsprojekte des Hèxentommes mit ihr entgegensetzt, und die Bereitwilligkeit sich noch in ihren alten Tagen, und trotz der ihrem Kanonéer Hurra so lange bewahrten Treue, noch zu verheirathen, ist ein ebenso wahrer als feiner Zug im weiblichen Charakter, den Dicks hier mit großer Meisterschaft gezeichnet hat. Es ist das eine gar köstliche, ergötzliche Scene, wo sie der Kètté, ihrer Nichte, die Lust zu heirathen zu insinuiren sucht, sie, die so lange sie selbst keine Aussichten dazu hatte, nicht genug wider das Heirathen predigen konnte. Nun sollte, mußte die Kètté um jeden Preis heirathen, auf daß auch sie, die gute Tante, einigermaßen eine Entschuldigung zu dem Uebergange über den Rubikon habe.

„Auch der Charakter der Kètté ist gelungen dargestellt. Ist die Tante ein Typus für die alten, so ist die Nichte ein solcher für die jungen Mädchen unseres Volkes. Ihr Charakter, wenn auch nicht so prononcirt, wie der der Mum Sés, ist dennoch sehr wahr und fein aufgefaßt und durchgeführt. Wer sagt sich nicht auf der Stelle, das gute Kind kennst du schon, du hast sie schon häufig begegnet, wenn du auch nicht gleich sagen kannst wo. Diese mädchenhafte Zurückhaltung, diese unschuldige Koketterie, diese kleine weibliche Schlauheit, die halbverdeckte und dennoch so klar durchscheinende Heirathslust — kurz der ganze

1) Das Vaterland. Wochenblatt für Luxemburgische National-Literatur. 2ter Jahrgang, Nr. 49 vom 7. Mai 1870. Seite 1, Spalte 1 bis 2 und Seite 2, Spalte 1.

2) Das Vaterland. 2. Jahrg. Nr. 49 vom 7. Mai 1870. S 2, Sp. 1.

Charakter, wie er sich vor uns entfaltet und kund gibt, ist aus dem wirklichen Leben gegriffen, und selbst voll Leben und Wahrheit.

„De Péter ist auch nicht schlecht crayonirt, obgleich mehr verwischt, weniger deutlich hervortretend, wie der der beiden Frauen. Péter tritt nicht oft und nicht lange genug vor dem Zuschauer auf, damit derselbe seine genauere Bekanntschaft zu machen vermöge; und einen Charakter mit ein paar raschen Federstrichen wahr und plastisch zu zeichnen, ist eben keine Kleinigkeit. Dicks hat zwar Geist genug dazu; aber er macht es sich zu leicht, ob aus Gleichgiltigkeit gegen das Publikum, oder gegen die Kunst, oder gegen den Ruhm, wissen wir nicht. Peter ist eigentlich, wenn auch ziemlich richtig dargestellt, kein besonderer Charakter. Sein Charakter ist abermals der allgemeine Charakter aller jungen Leute seiner Klasse, und folglich — kein eigentlicher Charakter. Als Nebenperson aber macht er sich gut genug, und eine köstlichere Scene läßt sich nicht denken, als die, wo er sich dem Waschkorb auf der Hotte der alten substituirt, und so von der guten Tante hinaus getragen wird, welche findet daß „De Pâk elei nach ewèll der lîchster kên“ ist, und sich nur philosophisch dazu versteht ihr Kreuz zu tragen, weil doch am Ende ein Jeder das seinige zu schleppen hat.

„Die Charaktere des Sprochmâtes und des Hèxentommes dagegen sind, wie so viele von Dicks, charakterlos. Wenn der Dichter glaubte, den „Sprochmates“ durch seine zahllosen Sprichwörter und seine sonstigen stereotypen Phrasen zum wirklichen, dramatischen Charakter zu machen, so irrte er sich. Es ist ein sehr abgedroschener Witz das, eine bis auf den letzten Faden abgenutzte Ficelle, welcher sich ein Dicks wohl nicht zu bedienen brauchte, und die er andern geist- und witzlosen Skriblern getrost überlassen konnte. Mit diesen stereotypen Phrasen und Sprichwörtern ausgerüstet, kann der Erste Beste ein „Sprochmates“ sein, d. h., diese Phrasen allein charakterisiren den Mann. Der Mum Sés verzeiht man schon ihr ewiges: „Éch hun och esò gedúòcht“, indem dasselbe gar nicht das Hauptmerkmal ihres Charakters ausmacht. Die Alte ist und bleibt ein wirklich lebendes und wesendes altes Weib mit Fleisch und Blut, sowohl ohne, als mit ihrer stereotypen Phrase; doch nehmet dem Sprochmates die seinigen, und es bleibt gar nichts mehr übrig. Das ist der große, und nie genug zu beherzigende Unterschied hier. Nicht die stereotype Phrase an und für sich ist die Ficelle, sondern das ist sie, wenn man sich dazu blos stereotyper Redensarten zu bedienen brauchte. Der Dichter daher, der für die Kunst, und nicht allein für den Beifall seines Publikums schwärmt, wird nicht leicht seine Zuflucht zu solchen abgedroschenen Witzen nehmen. Dieser Sprochmates macht das Vaudeville zum Tendenzstück. Man sagt sich: Dicks schreibe sein Stück, um die Sprichwörter seines Volkes dem Publikum vorzutragen.

Die Kunst, die wahre jedoch, will nicht die Tendenz. Sie hat die Prätenzion ihrer selbst wegen da zu sein, und mit Recht.

„Auch der Charakter des Hèxentommes ist verfehlt, oder besser der Mann ist gar kein Charakter. Man nehme abermals den Ersten Besten gewissenlosen Schlauhuber seiner Klasse und — — — doch der geneigte Leser wird uns vielleicht besser verstehen, wenn wir ihm sagen, der Hèxentommes, wie die meisten Charaktere von Dicks, machen auf uns den Eindruck, als seien es eben so viele Holzpuppen, welche genau nach einer und derselben Schablone geschnitzelt sind, und nur dadurch von einander unterschieden werden können, indem sie vom Autor verschiedenartig bemalt worden sind. Nur im Aeußern verschieden, im Innern alle dieselben.

„Doch das verhindert nicht, daß das Ganze an Witz, an trefflichen Wortspielen und geistreichen Situationen übersprudelt, und ein so echter, köstlicher Humor durch dasselbe herrscht, wie kaum in einem andern Vaudeville gefunden werden dürfte.

„Auch in diesem Stücke hat Dicks bewiesen, was er in guten Stunden, in begeisterten Augenblicken, vermag. Man vergißt hier gern einige geringen Fehler über dem vielen wirklich Schönen, Guten und Wahren; und keine Hand bleibt müßig, kein Mund stumm, wo es sich darum handelt, dem Dichter, nachdem der Vorhang gefallen, den wohlverdienten Beifall zu spenden.

„Die Musik zu der „Mum Sés“ macht höhere Ansprüche, als die der vorhergehenden Vaudeville's von demselben Verfasser. Dicks versuchte hier, sich in die höheren Regionen der Tonkunst zu erheben, während er im „Scholtscheîn“ sich ganz auf dem volksthümlichen Felde hielt.

Wir persönlich sind zwar der Meinung, daß unsere rein-nationale Poesie sich nur sehr schwer zur höheren Musik gesellt und noch eher geeignet ist, diese Musik aus ihrer wirklichen Höhe hernieder zu ziehen.

Denn so wie unser Idiom sich nur äußerst schwer zum Ausdruck des höhern Gefühles hergibt, so schwer muß es für die Tonkunst sein, sich mit diesem Idiom zu einem identischen Ganzen zu verschmelzen, welches eben auf diesem höheren Gefühle gründet und beruht. Und dennoch wollen wir hier nicht die Behauptung wagen, Dicks habe in der „Mum Sés“ seinen musikalischen Zweck verfehlt.

Sein erstes Lied: „Éch sin e grössen Hèxemêschter“ ist eine sehr gelungene Schöpfung, und zwar sowohl in poetischer als in musi-

1) Ibid. p. 501.

2) Ibid. p. 492.

3) Vgl. Notice biographique de M. Louis Deny (par Mr. Pierre Ruppert) Luxembourg. V. Bück 1875, p. 9—12.

talischer Hinsicht. Ueberhaupt sind die Lieder in der „Mam Sés“ gut durchdacht und gut geschrieben, und die Musik dazu, ziemlich gelungen, wenn auch nicht immer ohne fremdartige Reminiscenzen. In Nr. 1 herrscht noch durch und durch der echte Volkston und die echte Volksanschauung, vermischt mit einer Nüance von dem Geheimnißvoll-romantischen, welches der gemeine Mann so gerne hat. Die Musik kommt hier dem Texte wirklich zu Hilfe, und ergänzt den Ausdruck in demselben. Und dennoch ist diese Musik weit entfernt populär zu sein. In dieser Hinsicht steht sie den schönen Weisen im „Scholtscheîn“ bedeutend nach. Das Volk kann die Musik der Lieder in der „Mam Sés“ so oft hören, als es will, diese Musik kann ihm auch wohl gefallen, aber es wird sie nicht leicht auswendig behalten, und noch weniger leicht singen. Die höhere Musik von dieser Art ist für den Salon berechnet, nicht für das Volk — und für den Salon eignet sich jedoch unser Idiom nur schwer. Dieses ist die Klippe welche auch dem größten Genie bei uns schwer wird zu umschiffen; denn unsere Landessprache eignet sich nun ein für allemal nicht zum Ausdruck für das Höhere, und die Musik muß dennoch mit der Sprache eins sein, gänzlich mit ihr harmoniren.

Nr. 2: „Et wor emol e Kannonéer“ etc. ist ein vortreffliches Stück durch und durch. Es ist nicht ohne ein gewisses, wahres Gefühl, und dennoch voll tiefer Komik und echten Humors. Dichter sowohl als Musiker haben hier, in einer und derselben Person, ein Meisterstück geliefert. Nur ist die Musik nicht ganz originell. Es kommen Reminiscenzen aus andern fremden Tonstücken darin vor, die der Componist wohl hätte vermeiden können und sollen. Doch das macht die Sache an und für sich nicht schlechter. Das Stück selbst bleibt nach wie vor ein Meisterstück.

Auch das Duett Nr. 3 „T as e grössen Iweldrun“ etc. ist sehr gelungen. Vieles thut hier schon die köstliche Situation. Der Humor und die Komik ist fast noch schlagender hier als in Nr. 2. Die Musik paßt zum Texte, und ergänzt denselben in seinem innern Wesen.

Das Duett, Nr. 4: „Du brauchs mer neischt ze schwieren“ etc. dagegen ist schwächer. Das Motiv zu demselben ist weniger natürlich und wahr. Die beiden Liebenden wissen recht wohl, daß kein Grund zur Eifersucht und zum Zwiste vorliegt. Entweder ist es ihnen mit ihrem Duett nicht ernst gemeint, oder sie singen dasselbe dem — Dichter zu liebe, der eben hier nöthig hatte, ein Gesangstück einzufügen. Die Musik der Nr. 4 ist sehr gefällig; nur scheint der Ausdruck fast schalkhaft und spöttisch für diese Situation zu klingen, da dieselbe das Duett in dieser Fassung gar nicht verlangt.

Dagegen ist Nr. 5: „Fir wât soll éch méch net bestûoden?“ wieder sehr gelungen. Als Lied ist diese Nummer die beste von allen.

Wäre die Musik volksthümlicher, dieses Lied müßte tief in die Massen dringen und zum ewigen Volksliede werden.

Kommen wir nun zu Nr. 6, dem Beschwörungsfang: „Nun as alles hei — An der Rei“ etc. Dieses Lied, mit dem Texte eines ausgebildeteren Idioms und hervorgegangen aus einer anderen, ernsteren Situation, würde als ein gelungenes Stück höherer Musik gepriesen werden müssen. Die Musik an und für sich ist wirklich tief ausdrucksvoll und ergreifend. Wie Schade also, daß die Situation so überaus komisch und humoristisch ist. Die Musik paßt zu dieser Situation just wie die Faust auf's Auge, und eben sowenig eignet sich der Text zu derselben. Hier, wir wiederholen es, liegt die Klippe, an der fast nothwendig unsere Tondichter scheitern müssen, welche es versuchen, höhere Musik auf Texte in unserer Landessprache zu machen. Dicks scheint durch diese Musik, bei der derselben direkt entgegenstehenden Situation, das Publikum in seinem übermüthigen Humor persifliren, und sagen zu wollen: „Je ne me moque pas mal de vos cinq sens, et je mets franchement votre vue en opposition avec votre ouïe.“ Die Musik sucht Grauen zu erwecken, während die Situation die Lachmuskeln unwiderstehlich erschüttert. — Diese Scene als dramatische Scene betrachtet, ist wohl die gelungenste von allen. Komischer und voller an echt nationalem Humor kann man sich nichts denken, wenn auch leicht Wahrscheinlicheres.

Auch der Schlußgesang ist bei Weitem besser als der der vorhergehenden Stücke. Der Refrain: „Nun nach èng leschtég Weis, dir Jongen!“ erheitert und regt zum Frohsinn auf. Finis coronat opus.

Ueberhaupt ist die „Mum Sés“ ein Stück, das sowohl dem Dichter als dem Musiker Ehre macht“. [1])

Wenn wir je mit Steffen einverstanden sind, so sind wir es mit diesem seinem Schlußsatze Auch unser Volk und besonders das kunstliebhabende Volk stimmt demselben freudig und begeistert zu. Beweis dafür ist, daß von den ersten „Komédéstècker“ unseres Dicks wohl außer dem „Scholtscheîn“ kein anderes so häufig aufgeführt worden ist und auch heute noch aufgeführt wird als eben „D'Mum Sés.“

V. D'Kirmesgèscht.

Eines der „Komédéstécker“ von Dicks, welches auch heute noch sehr häufig über die Bühne unserer verschiedenen Gesellschaften geht, ist das fünfte seiner dialektischen Geistesprodukte und trägt den unser Luxemburger Volk so sehr anheimelnden Titel: „D'Kirmesgèscht“. Geben wir auch hier wieder dem strengen Kritikaster Nicolaus Steffen das Wort:

1) Das Vaterland. 2. Jahrg. Nr. 50 vom 15. Mai 1870. S. 1 und 2.

„Das vierte [1]) Stück von Dicks trägt den Titel „D'Kirmesgèscht“ und ist weit entfernt das Verdienst eines „Scholtschein“ oder der „Mum Sés“ zu haben, obgleich darin auch wohl hin und wieder eine gelungene Scene vorkömmt. Das Stück ist durch und durch ein Tendenzstück. Dicks hatte sich vorgenommen, die verschiedenen Landesdialekte, nämlich, den Mosel-, den Sauer-, den Oeslinger- und den Hauptstädtischen Dialekt vergleichungsweise nebeneinander, und denselben dann wiederum dem hochdeutschen Dialekt entgegen zu stellen, und zu diesem Zwecke schrieb er nun sein Vaudeville. Der Koséng Ficelle steht überdies für das sogenannte „Hochluxemburgische“ ein, so daß auch nicht eine von allen Hauptschattirungen unseres Idiom's übersehen ist. Ferner benutzte Dicks die Gelegenheit, zugleich mit unsern verschiedenen Dialekten, unsere Volksliedchen, wenigstens die am meisten bekannten, seinem Publikum in Erinnerung zu bringen.

„Das Alles mag wohl recht gut für eine ethnographische Abhandlung passen; aber zu einem Vaudeville paßt es schon weit weniger. Dicks hat sich viele Mühe gegeben, um etwas Passables damit zu Stande zu bringen, aber wir zweifeln sehr, ob er sich seiner Arbeit gefreut habe, als sie fertig war, und auf der Bühne dem Publikum vorgeführt wurde. Wir wiederholen hier, was wir schon mehrmals gesagt haben, und stets sagen werden, nämlich daß die Kunst die Tendenz verschmäht, das Genie sie vermeidet, indem die erstere wohl verdient, ihrer selbst willen verehrt zu werden, und das Genie bessere Wege und Mittel kennt der Kunst zu dienen und selbe zu ehren, als den so sehr ausgetretenen hier.

„Die Charaktere in diesem Dicks'schen Vaudeville sind meistens abstrakte Personifikationen von verschiedenen Lokalitäten unseres Landes. Nichts beweist das klarer, als eben der Umstand, daß Haré, der Schreinergeselle, sie alle ohne weiteres bis zur Täuschung nachäffen kann. Nur die Kusin Langfésch von Echternach, und Holzknuot, der Tischlermeister und Instrumentenlaufendkünstler, machen eine lobenswerthe Ausnahme. Am besten skizirt ist die Kusin Langfésch. Dicks hat hier in einigen wenigen Strichen einen wirklichen Frauencharakter richtig und ziemlich plastisch gezeichnet. Der Holzknuot ist auch nicht ganz übel dargestellt, indeß doch weniger getroffen als die Langfésch. Ueberhaupt hat Dicks ein ganz besonderes Talent alte Weiber zu zeichnen. Seine besten Charaktere sind und bleiben d'Mam im „Scholtschein“, die Lén in „de Koséng“ seine Mum Sés und hier d'Kusin Langfésch. De Ko-

1) Steffen nennt dieses Stück „das vierte“, weil er das „Vulleparlament“ nicht weiter berücksichtigt. Wir nennen es „das fünfte“, eben weil das „Vulleparlament“ das erste der gedruckten Erzeugnisse der Dicks'schen Muse, und somit die „Kirmesgèscht“ das fünfte derselben war.

séng Ficelle ist durchaus verfehlt. Derselbe ist überhaupt gar kein wirkliches Wesen mit Fleisch und Blut, sondern ein Abstraktum, ein mixtum compositum von allem Möglichen und Unmöglichen, ein läppisches, kindisches, unmögliches Zerrbild, das weder Mensch, noch Affe nicht einmal ein — Stockfisch ist. (Uff! Welch ein Witz!!!)

„Der Haré ist ebenfalls gänzlich verzeichnet. Nichts Natürliches, Wahrscheinliches ist an ihm. Dicks brauchte eine Personifikation des hochdeutschen Dialektes und er that den Mißgriff einen Luxemburger dazu zu nehmen. Meister Holzknuot spricht sein Luxemburger Hochdeutsch herzlich schlecht, und wo das Publikum zu den Sprüchen des Meisters lacht, da lacht der Kenner — ebenfalls über dieselben, wenn auch aus einem ganz andern Beweggrunde. — — —

„De Koséng Klabis, und de Koséng Schleîfstên, sind ebensowenig wirklich aus dem Leben gegriffene Charaktere als der Koséng Ficelle und der Haré. Sie treten auf, um den Oeslinger und den Moseler-Dialekt zu radbrechen, für weiter nichts.

„So sind auch die Motive zu den „Kirmesgèsecht" null, kindisch, ja, streifen nicht selten an's Läppische. Der Haß, den der Tischlermeister seinem guten Gevatter und Nachbar Batzko trägt, ist durch gar nichts Stichhaltiges motivirt. Und wie kindisch sind die Beweggründe seiner plötzlichen, unversöhnlichen Abneigung gegen seinen ehemaligen Liebling Haré. Welche Wahrscheinlichkeit, daß dieser ihm ein bis auf ein einziges Loch fertiges Fagott durch das Verbohren eben dieses Loches verdorben habe, und aus dieser Ursache allein fort und aus dem Hause mußte, ohngeachtet d'Nanné die ihren Vater um den Finger wickeln konnte, Einsprache für ihn that. — Nein, nein! auf diese Weise soll der Dichter seinen Geist, wenn er dessen so viel hat, wie Dicks, nicht in bösen Leumund bringen. So amüsirt man Kinder, nicht aber vernünftige und gebildete Leute. Doch das nec plus ultra aller Unwahrscheinlichkeit ist und bleibt Koséng Ficelle. Derselbe macht dem Kenner wirklich übel um's Herz, durch seine unmöglichen Phrasen und Gesten. Dicks hat diesen Charakter, so wie überhaupt das ganze Stück, in einer unerquicklichen Stunde projektirt, und in unerquicklichen Stunden ausgearbeitet."

„Die Poesie", so fährt N. Steffen in seiner Kritik fort, „hat mit diesem Stücke nicht das mindeste zu schaffen, und die Musik ebenfalls nur äußerst wenig. Die Lieder sind mit den Haaren in den Text hereingezogen. Die Phrasen, welche sie einleiten sollen, sind es fast noch mehr. „Kind sing' mir 'mal ein Lied; Vetter gib ein Lied zum Besten", ꝛc. ꝛc., heißt es, und Gott weiß, wie wenig das „Kind", der „Vetter", oder auch das Publikum, eines solchen Ansinnens just in diesem Augenblicke gewärtig waren. —

„Die meisten eingeschobenen Liedchen sind einfach nichtssagende Kin-

dereien, die in ein Vaudeville passen, wie der Hund in's Kegelspiel, oder das Credo in die Vesper. Nur ein paar, als da sind, „Léf Gefuodesch d'Léercher retschen“, etc., „Et wor e Métchen zò Götzen — Oho“ etc., „De Salomon, dén as iéch all bekant“ etc. und „Am Hèrrsch do géht et iéch leschtéch zó“, etc., machen eine lobenswerthe Ausnahme, und das sind Lieder von dem Dichter selbst.

„Ueber die Musik dieses Stückes läßt sich so wenig als möglich sagen. Vom Standpunkte der Kunst aus betrachtet ist sie null. Die Weisen zu den bessern Stücken machen vielleicht eine Ausnahme; doch ganz viel ist auch an diesen nicht einmal.

„In Summa Summarum, das Stück ist verfehlt, sowohl als Dichtung, als als Tonschöpfung, und Dicks wäre schwerlich so populär durch unser ganzes Land geworden, wenn er nie ein besseres geschrieben und componirt hätte.

„Und dennoch kommen darin hin und wieder recht komische, humoristische und ergötzliche Scenen vor. Durch und durch Schlechtes und Verfehltes kann ein Dicks nicht machen. Auch seine verfehltesten Stücke tragen noch immer den Stempel eines höhern, genialen Geistes; und der Kenner findet sich sehr häufig versucht, diese fehlerhaften Stücke noch eher dem Schalk, als der Ohnmacht beim Dichter in die Schuhe zu schieben. Unwillkührlich stellt er sich die Frage, ob nicht der Verfasser, in seiner launischen, schalkhaften Geringschätzung seines philisterhaften Publikums, etwa hier und dort habe versuchen wollen, bis zu welchem Punkte sich dieses Publikum foppen lasse, ohne es zu bemerken. Dicks wäre ganz der Schalk hierzu, mag wohl der Kritiker denken, der ihn näher zu kennen die Ehre hat. Wer einen „Scholtschein“, eine „Mum Sés“ etc., zu schreiben und in Musik zu setzen verstanden hat, der weiß recht gut den Weizen von der Spreu zu unterscheiden und zu sondern; und da, wo er das nicht thut, geschieht es leicht mit Absicht, und um dem Schalk zu genügen. —

„Ja, so denkt der Kenner unwillkührlich bei sich selbst, indem es ihm leichter wird, den Schalk, als die Ohnmacht des Dichters so mancher Fehler zu beschuldigen, die man nur schwer bei dem geistreichen Verfasser des „Vulleparlemènt“, des „Scholtschein“ und der „Mum Sés“ begreift.

„Doch wie dem auch sei, unserer Ansicht nach, wären die „Kirmesgèscht“ besser nicht geschrieben worden, indem dieses Stück weder den Ruf des Dichters noch den des Musikers hier merklich erhöht hat.“ [1])

Daß Steffen in dieser „Kritik“ allzuweit gegangen ist, sieht wohl leicht jeder unbefangene Leser der „Kirmesgèscht“ ein. Besonders müssen wir dem Schlußsatze Steffen's ganz entschieden widersprechen.

1) Das Vaterland, 2. Jahrg. Nr. 51 vom 22. Mai 1870. S. 1 bis S. 2. Sp. 1.

Es thäte uns leid, wenn Dick's seine „Kirmesgèscht“ nicht geschrieben hätte. Auch ist eben dadurch grade sein Ruhm als Nationaldichter bedeutend gestiegen. Wir bekennen uns viel lieber einverstanden mit einer andern Kritik, welche seiner Zeit von einem Anonymus (unter dem Pseudonym „Feierabend“) im „Luxemburger Wort für Wahrheit und Recht“ erschienen ist und den wir hier ebenfalls zum Abdrucke gelangen lassen:

„D'Kirmesgèscht“ ist eine so kühn erdachte, fein beobachtete und von Witz übersprudelnde Geschichte, daß ich ihr die Palme verleihen möchte. Welch einen Reichthum von pikanten Ausführungen bieten Meister Holzknuot's Gäste mit ihrem Oeslinger, Echternacher und Remicher Dialekte! Ist es nicht zum Platzen, wenn der gute Alte Hochdeutsch spricht: Da geien sî an di Wiêreckstat und nimmen sî eine Leider und klimmen obenipp bei di hinnescht Speicherlicht! Welch prächtiger Spott auf die Sucht der Luxemburger mit französischen Wörtern ihre Sprache zu spicken, wenn Koseng Ficelle z. B. sagt: Apprésiéert der dan nét d'délicatesse fu senge prosédée vis à vis fun ons zwèn, etc., etc.

„Wie kräftig lautet das reine Luxemburger Idiom, wenn z. B. der Vater von seiner Tochter Nannè sagt: 'T ass seng Mamm gottrèseht duor gespaut! Der „Miseler allein mag ihn übertreffen: Wansch de nét gèhscht, da' krèhscht d' én, dasch de d'henescht an d'néwescht firsch! So viele Hülfsmittel bietet unsere Sprache.

„Dicks spricht hier auch ein Mal von einer katholischen Sache, aber in einer Art und Weise, die ich nicht ganz billigen kann, [1]) nämlich von der weltberühmten Springprozession [2]) (welche alljährlich am Pfingstdienstag in dem herrlich gelegenen Sauerstädtchen Echternach stattfindet). Mitten in den urkomischen Dialog mit der Kusinn Langfesch fällt die Melodie: „Adam hatte siben Sén“ wozu die mitgebrachten Buben die bekannten Schritte vorwärts und rückwärts thun, und dies auf der Bühne. Die ehrwürdige Bitt- und Bußprozession erscheint hier in einem unstatthaften Momente. [3])

Geben wir schließlich auch noch einem dritten Recensenten das Wort:

1) Der Herr Recensent hätte sich hier viel schärfer ausdrücken und **ganz entschieden** Verwahrung einlegen müssen, gegen das Heranziehen einer so durch und durch volksthümlichen und altehrwürdigen gottesdienstlichen Handlung auf die Bühne, wodurch dieselbe nur dem frivolen Spotte der schöngeisterischen Atheisten ausgesetzt wird.

2) Wer Näheres über di.se einzig in ihrer Art bestehende Sühn- und Bittprozession lesen will, den verweisen wir auf die verschiedenen hierüber erschienenen Schriften von Engling, Reiners, Krier u. s. w.

3) Jahrg. 1891 Nr. 185 und 186 vom 4. und 5. Juli, Seite 2, Spalte 1.

„Die Kirmeß (Kirmesse, Kirchweihfest) spielt eine große Rolle im Luxemburger Volksleben, und so konnte Dicks natürlich nicht verfehlen, dieses wichtigste aller Feste wenigstens als Rahmen zu benützen. Schon der „Scholtschein" spielt zur Zeit der „Schobermeß". In dem Stück „D'Kirmesgäscht" dient ihm die Sitte, nach welcher Freunde und Bekannte bis zu den entferntesten Verwandten in das Dorf strömen, in welchem Kirmeß ist, als Vorwand zu einem Imbroglio, wie er allerdings nur in einem Vaudeville vorkommt. Das Stück wurde zum ersten Mal aufgeführt in Luxemburg von der Turnergesellschaft am 30. August 1855. Es würde zu weit führen, das Stück eingehend zu analysiren. Erwähnt zu werden verdienen aber die Namen der auftretenden Personen. Es sind: „den Holzknuot", Schreinermeeschter; „d'Nanne" (dessen Tochter), und dann die Freier dieser letzteren: „den Hare", „de Koseng Ficelle", „de Koseng Schleifstein", „de Koseng Klabis", und endlich „d'Kusin Langfesch" und deren drei Kinder.

„Das komische Element in diesem Stück wird einerseits von dem „Holzknuot" geliefert, der mit seinen angeblich deutschen Gesellen „Hochdeitsch" sprechen will, und andrerseits von dem „Koseng Ficelle", der in Frankreich war und beständig mit französischen Brocken um sich wirft. So sagt er z. B. zum Meister: „Pardon, excuse, mei lewe Meeschter. Ech hat ech de prime abord net remarkeert. Dir begreift, de ravissement, den eblouissement, den d'vue subite vu menger adorabeler Cousine mer okasioneert hut, aß d'faute, daß mer eso e manque de savoir vivre inqualifiable ganz innocement eschappeert aß."

Der „Holzknuot" antwortet ihm ironisch: „Aha! Et geseit e wuol, daß dir e studeerte Mensch sitt, dat nennen ech mer nach Lezeburger Deitsch schwetzen. Onseren verstet wuol net vill me derfun, t'aß iewel schen."

Alles, was Ficelle sagt, bildet eine Satire auf die Luxemburger Bürger, welche jeden Augenblick ein französisches Wort gebrauchen, auch wenn das luxemburgische oder deutsche noch so nahe liegt." [1])

VI. De Ramplassang.

Hat Nikolaus Steffen den „armen" Dicks schon wegen seines Stückes „D'Kirmesgèscht" recht hart mitgenommen, so that er das in noch derberem Maße wegen des „Ramplassang". Wenn man Steffen's Kritik Glauben beimessen wollte, dann wäre der „Ramplassang" unter allen schlechten Vaudeville's unseres Dicks wohl das schlechteste. Doch der Leser mag selbst entscheiden. Hier die selbsteigenen Worte des Rezensenten Nikolaus Steffen:

1) Beilage zur Allgemeinen Münchener Zeitung. Jahrg. 1894. Nr. 313 vom 12. November. Beilage-Nummer 261. Seite 4, Spalte 1—2.

„Das letzte bis jetzt [1]) aufgeführte Stück von Dicks ist „De Ramplassang“. Auch dieses Stück ist wohl kaum geeignet den Ruhm des Dichters zu vermehren. Dicks scheint sich in seinem „Scholtschein“ und seiner „Mum Sés“ erschöpft zu haben; seine späteren Stücke zeigen kaum mehr eine Spur von dem Genie, der in beiden Meisterwerken unseres Dichters athmet.

Der „Ramplassang“, ungeachtet verschiedener einzelnen guten Scenen und Situationen, ist im Großen und Ganzen steif, forcirt, prolix an sehr vielen Stellen, und streift sogar an einigen andern an's Gemeine. Das letzte ist namentlich der Fall in der Scene, wo Piérelé dem Méchel die Vortheile des Soldatenleben aufzählt: „D'Büschte stin der ewèch ewé Biésemsreiser, an hanner d'Oere' kent én der Ripkraut séen! Jojo! reis de Mont op a weis déng ongebotzt Dominoen! etc. etc. Das ist nicht mehr volksthümlich, das ist roh. Und in dem Lied: „An èngem jonge' Leitenant etc. heißt es unter Andern: „A fir en Hèr Majôer, do zét é kèng ma'm Oer“. Auch dieser Ausdruck ist ziemlich trivial; dergleichen unpoetischen Ausdrücke giebt es noch viele in diesem Vaudeville.

Wir glauben, daß Dicks, der, ungeachtet seines Geistes und seines Witzes, sehr bescheiden ist, und sich nur zu gerne Raths bei Andern erholt, sogar bei solchen, die in jeder Hinsicht tief unter ihm stehen, bei der Ausarbeitung des „Ramplassang“ sich viel zu sehr auf den Rath seiner sogenannten Freunde verlassen, und weniger aus eigenem Gefühle, als durch die etwaigen Lobhudeleien, oder was wissen wir, gewisser vorlauter Tonangeber, irre geleitet worden ist.

Doch das macht das Stück nicht besser, und entschuldigt auch den Dichter kaum. Dieser muß selbst wissen, was er zu thun und zu lassen hat. Er muß das Stück das er schreiben und auf der Bühne aufführen lassen will, vorher in seinem innern Geiste klar angeschaut haben und zwar in allen seinen Theilen, in allen Einzelnheiten. Die Personen, welche in demselben handelnd auftreten sollen, müssen lange bevor er noch Hand an's Werk legt, klar und lebendig vor seinem Geiste da stehen; jeder Charakterzug in demselben muß studirt, erwogen, der respektiven Persönlichkeit angepaßt, ihrem ganzen innern Wesen folgerichtig angemessen sein.

Hier heißt es keineswegs planlos und auf's Gerathewohl drauf los zu schreiben, und seine Personen erst dann vor seinem Geiste erscheinen zu thun, wenn man's eben für gerathen findet, sie auftreten und agiren zu lassen. Hätte unser Dicks das öfter erwogen, oder hätten nicht seichte Lobhudler und Speichellecker sein gesundes Urtheil durch ihr unzeitiges Beifallklatschen und Johlen beirrt, statt so vieler fehlerhaften

1) D. h. bis zum Jahre 1870.

Stücke, welche dem wirklichen Kenner nichts als ein mitleidiges Lächeln entlocken können, hätten wir Stücke, wie der „Scholtschein“ und die „Mum Sés“, die das Entzücken des Publikums und des Kenners und den Ruhm des Dichters selbst hoch bis zu den Wolken erschallen lassen würden.

Der Krebsschaden der Literatur sind jene seichten, unwissenden und eben darum so dummdreisten Gesellen, welche es sich in ihrem Dünkel überall herausnehmen, den Ton anzugeben, ohne mehr dazu berufen zu sein, als das Maulthier, das die Säcke des Müllers im Orte herumträgt. Wir selbst hatten die Ehre, bei der Lektüre des „Ramplassang“ im Lokale unseres Turnvereins gegenwärtig zu sein. Himmel welch ein Enthusiasmus da zur Schau getragen wurde! Welch ein Beifallklatschen! Welch ein Gelobhudel! — Doch galt dasselbe weit weniger dem Stück selbst, als dem Namen des Autors. Wäre das Vaudeville von einem Andern diesen Leuten angeboten worden, sie hätten es eben so laut und geräuschvoll ausgezischt und ausgepfiffen, als sie es hier gelobt haben. Die so höchst prolixe Beschreibung der Schobermesse und der hieher gehörige eben so unwahrscheinliche als lächerliche Dialog der beiden Liebenden, wurde als das nec plus ultra aller witzigen und geistreichen Schilderungen bis in den Himmel erhoben. Wer es hier hätte wagen wollen, Protest einzulegen, wäre schön angekommen. Man hätte ihm ohne Weiters die Thüre gewiesen. Arme Kunst, durch wen wirst du bei uns gelästert und geläugnet! durch Leute, die auch nicht den geringsten Begriff von deiner Würde, deiner Hoheit, deiner überirdischen Schönheit haben.

Wenn Dicks, seit der Aufführung seiner beiden Meisterwerke nur gesunken ist, so hat er es in erster Reihe diesen Leuten zu verdanken. Nur hätte er sich nicht von solchen seichten und unwissenden Gesellen beirren lassen, sondern er hätte seinem eigenem besseren Gefühle folgen sollen, das ihn so richtig bei dem „Scholtschein“ und der „Mum Sés“ geleitet hat.

De Blexem und de Chevrong, sind ein einziger Charakter in zwei Personen. Der ganze Unterschied ist hier, daß der eine Gottferdomme und der andere Crédieu! sagt. Die Geschichte vom Krokodillennest ist unter aller Kritik läppisch. Kleine Kinder amüsirt man auf diese Weise, nicht aber vernünftig denkende, gebildete Menschen. Der Janhagel lacht hier über einen höchst wohlfeilen Witz. Wenn solcher Wind wirklich Witz wäre, wie leicht würde es da sein, zu den witzigen Leuten zu zählen. Ein jeder wäre da geistreich, die Albernen am meisten.

Und dann das ewige: „Elo welle' mer emol e wénéch eráùs go'n; elo muss éch kucke go'n; da jé, los mer nach emol eráùs

go'n, etc. etc., um Handlung und Bewegung in's Ganze zu bringen! Nein, wahrlich! solche Theaterkniffe sind des wahren Dichters nicht würdig, sie sind zu seicht, zu sehr mit den Haaren herbeigezogen, zu lächerlich! —

Auch der „Ramplassang" ist leider in keiner guten Stunde geschrieben. Nicht ein Hauch der Begeisterung, nicht ein poetischer Odem weht durch das Ganze. Der Autor hat hier „kalt geschmiedet", wie man sagt. Es liegt weder Wärme noch Empfindung in seinem Stück. Dazu kommt die leidige, ewige Tendenz, die es noch um vieles frostiger erscheinen läßt. Dicks wollte unsern Soldatenstand personifiziren. Doch dazu hätte es nicht des Vaudeville's, nicht der poetischen Form bedurft. Poesie! du lieber Gott! wer Poesie im „Ramplassang" suchen wollte!

Doch genug! Es thut uns leid um die schöne gute Zeit, die unser Dicks an diesem Stücke vergeudet hat, indem er während derselben, wenn er gewollt, wenn er es der Mühe werth gehalten, eben so leicht ein gutes Stück hätte schreiben können.

Doch wird man fragen, warum hat das Publikum denn das Stück so warm aufgenommen? warum hat man dabei so gelacht? warum wurde es beklatscht? Lieber Leser! lege die Hand auf's Herz und frage dich selbst, und bist du aufrichtig, und hast du wirklich einen rechten Begriff von der Kunst, so wirst du dir wohl die Antwort selbst am Besten geben.

Die Musik zum „Ramplassang" ist besser, als der Text, obgleich dieselbe auch nur an den wenigsten Stellen ganz originell ist. Manches wohlbekannte Opern-Air klingt darin wieder. Wer kannte nicht die ernste, würdige Weise des „Éch sin en ale' Grenadéer" lange bevor sie im „Ramplassang" erscholl. Auch die Melodien der „Martha" von Flottow sind allen bekannt, und nur wenigen waren sie neu im „Ramplassang" hier.

Der Text der Lieder läßt auch Manches zu wünschen übrig. Ein gutes Lied ist der Eingangschor: „Bréngt ons Wurmeldénger hiér!" Auch die Scene hier ist meisterhaft. Ein wirklich gelungener Aufgang des Vorhangs! und nun der so ganz geeignete Chor. Solcher wohlgelungenen Scenen sollte das Stück noch viele haben! gerne wollten wir es darum loben und erheben. Völlig nichtssagend ist dagegen der Text der N° 2: „Éch sin en ale Grenadéer". N° 3: Kuckt, éch hât mir allzeit gesot" ist besser. Die Melodie ist ziemlich gut getroffen. Es ist eine der schöneren des ganzen Stückes. Auch N° 4 ist nicht übel. Auch in dieser Weise hat Dicks gezeigt, daß er Tondichter ist. Nur die Schmeichelei: „Éngle' wé zu Letzeburéch" etc. mögen dem Dichter — unsere Stadtmamsellen zu gut halten. N° 5: das Lied des Haupt-

helden des Stückes, des Schepestillsméchel, ist gut. Sagen wir im Vorbeigehen, daß dieser Schepestillsmechel zwar ein Zerrbild, aber nichts destoweniger der am besten getroffene und am plastischsten gezeichnete Charakter des ganzen Vaudeville's ist. Wie aber dieses alberne Mannsbild mit der städtischgebildeten Mamsell Lisebett zusammen kommen konnte, begreifen wir nicht. Doch das macht das Lied: „Êch sin en areme Rekrut" nicht schlechter. Sowohl der Text als die Musik sind das Beste im ganzen Stücke, wenigstens das charakterisch richtigste. Die Melodie zur N° 6 ist besser als der Text, obgleich auch dieser mehrere glückliche Verse enthält. N° 7: „Hètt éch d'Léer" ist wieder höchst unbedeutend. Die Melodie ist völlig nichtssagend. Dagegen ist die Musik zu N° 9: „Lisebètt, wan éch déch hètt", sehr schön, und zwar eben so schön, als der Text nichtssagend ist. Das Talent des Tondichters bricht im „Ramplassang" von Zeit zu Zeit durch, wie die herrlichen Sonnenstrahlen durch dunkles Gewittergewölk. Wir müssen hier wiederholen, was wir schon an einer andern Stelle gesagt haben: Dicks kann nichts ganz Schlechtes und Werthloses machen; er hat dazu ein zu richtiges Gefühl, und einen zu guten Geschmack. Und so steht denn auch für uns fest, daß der „Ramplassang" mehr von seinen sogenannten guten Freunden und Rathgebern, als von ihm selbst gemacht ist worden.

Die Milizleute kommen am Ende des Stückes — zwar wie gerufen, und dennoch mal à propos genug. Der Zuschauer fragt sich erstaunt: Ei sieh da! was thun denn die eben jetzt hier? Freunde, wozu seid ihr gekommen? — Nun! wozu, wenn nicht um den Schlußchor zu singen? Fraget doch nur den Dichter. Dieser Schlußchor ist kaum der großen Mühe werth, der sich die Milizleute hier so gutmüthig unterziehen. Und somit lassen wir den Vorhang nur getrost mit dem Dichter fallen". [1])

Nein, einer solchen herben Kritik können und dürfen wir unsere Zustimmung nicht geben. Allerdings müssen wir eingestehen, daß „De Ramplassang" nicht in allen Theilen so gut gerathen ist, wie „De Scholtschein" oder „d'Mum Sés"; das aber ist sicher, daß Dicks durch dieses Stück nicht im Geringsten seinen Ruhm geschmälert hat; im Gegentheil. Wenn wahr wäre, was Steffen behauptet, daß „das Beifallklatschen und das Gelobhudel weit weniger dem Stück selbst, als dem Namen des Autors galt", warum, fragen wir dann, warum wird denn noch heute, wo der Autor längst todt ist, das Stück noch so oftmals und auf den verschiedensten Bühnen in Stadt und Land aufgeführt und stets mit rauschendem Beifall begrüßt? Nein, so schlecht wie Steffen

1) Das Vaterland. 2ter Jahrg. Nr. 52 vom 29. Mai 1870. S. 1 bis S. 2. Sp. 2.

den „Ramplassang“ machen wollte, ist er doch nicht; wir wenigstens glauben den „Ramplassang“ eben zu den besseren Vaudeville's unseres Dicks zählen zu müssen.

VII. Op der Jûocht.

Das zuletzt besprochene Theaterstück unseres Dicks, „De Ramplassang“, war zu Luxemburg, durch die dortige „Turnergesellschaft“, am 22. November 1868 zum ersten Mal aufgeführt worden und erschien im folgenden Jahre 1864 bei Victor Bück, zu Luxemburg, im Druck. Von dieser Zeit an (1863) ruhte die Dicks'sche Muse während vollen sieben Jahren. Erst am 18. April 1870 führte die „Union dramatique“ von Luxemburg ein neues poetisches Erzeugniß de la Fontaine's auf. Waren alle bisher von Dicks verfaßten und veröffentlichten Theaterstücke „Einakter“, so hatte er es mit dem Stücke „Op der Jûocht“ auch einmal mit einem „Zweiakter“ versucht.

Der kurze Inhalt dieses „Komĕdĕstéckes“ ist folgender: Es stellt dasselbe eine Scene im Walde vor und in einem Försterhaus. Victor, der Eigenthümer der Jagd, ein Herr aus der Stadt, befindet sich mit zwei Freunden, ebenfalls Stadtherren, Conrad und Hilaire, auf der Treibjagd. Victor hat sich in Lischen, die reizende Tochter des Försters Néckel, verliebt und theilt seinen Freunden mit, daß er heute um Lischens Hand anzuhalten gesonnen sei. Lischen aber hat bereits ihren Geliebten gefunden und zwar in der Person des jugendlich kräftigen Haupert, eines braven, ehrlichen Jungen, der zudem ein ausgezeichneter Weidmann ist und mit Leib und Seele an Lischen hängt, sowie er auch mit aller Treue seinem Meister Néckel ergeben ist. Obwohl Conrad und Hilaire sich den Anschein geben, als billigten sie das Vorhaben ihres Freundes Victor, so verständigen sie sich doch im Geheimen, die Absichten desselben zu vereiteln. Ein glücklicher Zufall kommt ihnen zu Hülfe. Während Victor dem Lischen seine Liebeserklärungen macht, steht Haupert, von Eifersucht verzehrt, nahe bei den Beiden in den Hecken. Im Augenblicke, wo Victor Ernst machen will, legt Haupert das Gewehr auf ihn an und ruft zugleich ein energisches „Halt“. Erschreckt springt Victor zur Seite und schlägt sich in die Hecken. Plötzlich stürmt ein wildes Schwein heran. Victor legt an, schießt zweimal, verwundet die Bestie aber nur. Wuthentbrannt stürzt diese sich auf Victor und hätte ihn unfehlbar zerrissen, wenn nicht Haupert, alle Rachegelüste vergessend, mit einem wohlgezielten Schusse dem Thier den Garaus gemacht und so seinem „Dŏtsfeind“, wie er Victor betitelt, das Leben gerettet hätte. Aus Dankbarkeit verzichtet der Gerettete auf die Hand des Mädchens und ernennt seinen Lebensretter zum Förster, so daß dem Glücke der beiden Liebenden kein Hinderniß mehr im Wege steht.

„Op der Juôcht“ ist bei Weitem nicht mehr so gelungen, wie die bisher besprochenen „Komédéstécker“ unsers Dicks. Ja, wir stehen nicht an, zu behaupten, daß dasselbe eines der schwächsten Erzeugnisse aus Dicks'ens Feder ist. Auch wird dasselbe bei Weitem nicht so oft und nicht so vielerorts auf der Bühne aufgeführt, wie die früheren.

Hören wir, wie der schon früher erwähnte pseudonyme Kritiker „Feierabend“ sich über dieses Stück äußert:

„Op der Juôcht“ steht hinter den drei genannten Lustspielen (D'Mumm Sĕs, De Scholtschêm und D'Kirmesgèscht). Die Charakter der Jäger sind mager: D'Fescher an d'Jéer si Plèttleféer. Auch hier sind Lieder eingeschaltet, welche der unreifen Jugend nicht besonders frommen; ich glaube aber nicht, daß man mehr ungekünstelte Lust und Humor, mehr aufsprudelnde Fröhlichkeit und heitere Unbesorgtheit bieten könnte — doch das aber genügt nicht.“ [1])

Gestehen wir es nur ein, daß d i e s e Kritik noch sehr wohlwollend genannt werden muß. Hätte Nikolaus Steffen dieses Stück der Kritik unterzogen, wahrlich, sie wäre noch viel schärfer und viel beißender ausgefallen, als die des „Ramplassang“. — Und das mit Recht! Wir erkennen in dieser Arbeit kaum mehr an einzelnen Stellen den Dichter der „Mumm Sĕs“ und des „Scholtschêm“. Die Charaktere in der „Juôcht“ sind **mehr als mager**: sie sind rein nichtssagend. Victor ist ein Weiberged, während Conrad und Hilaire feige Memmen und Feinschmecker sind. Néckel, der alte Förster, verdient unsere Sympathien eben so wenig, wie die drei Jäger aus der Stadt, weil er seinem Herrn gegenüber Untreue übt, und nicht zufrieden damit, selbst ein Wilderer (braconnier) zu sein, auch noch seinen Schwiegersohn in spe, den Haupert, zum wilderen zu verleiten sucht. Haupert, der Anfangs unsere volle Achtung gewinnt, weil er seinem Meister den Unterschied zwischen Mein und Dein so kräftig vorhält, büßt doch wieder einen Theil derselben ein, weil er, von Eifersucht und Zorn sich hinreißen läßt und die Flinte auf seinen Nebenbuhler anlegt, sodann auch weil er in so kindischer Weise allsogleich lamentirt und jammert, wo ihm nur eine Widerwärtigkeit begegnet. Die am besten getroffene Figur ist unstreitig die des Lischen, welches, der edlen Weiblichkeit sich bewußt, trotzdem es nur ein schlichtes, gleichsam im Walde aufgewachsenes Mädchen ist, gegenüber verführerischen Liebeständeleien eines Stadtherrn, seine Würde zu bewahren versteht und auch in kritischen Momenten den Kopf hoch hält und muthiger und entschlossener auftritt, als irgend eine der im Stücke handelnden Mannspersonen.

Augenscheinlich bezweckte Dicks mit diesem Stücke nur die Persiflage so mancher Stadtherren in ihrer Liebhaberei für die Jagd; denn, zu seiner Ehre müssen wir annehmen, daß er nicht den Jagdsport über-

1) Luxemburger Wort, Jahrg. 1891, Nr. 185—186, S. 2, Sp. 2.

haupt lächerlich machen wollte. Trefflich ſind denn auch dieſe ſogenannten „Sonntagsjäger" im zweiten Auftritt des erſten Aktes geſchildert. Néckel, ein Waidmann durch und durch, verſteht es recht wahrheitsgetreu und in draſtiſcher, humorvoller Weiſe, ein Bild derſelben zu entwerfen. „Kuck, Haupert, wann éch dĕ Hèren âus der Stât esŏ eràus gesi kommen, mat dĕ blénkéche Polferhîer, dĕ brodĕert Jûochtsèck, dĕ mŏdesche Klédercher, da' kẹnt éch méch krank lâchen. Sin dât Jèer? Se sin ĕschter geresecht fir op e Bal ze goen, ewĕ fir d'Fèlder an d'Bescher ze duréchstrêîfen. Dât wèr îewel nun nach ewèl êndun, ower, dĕ wĕnéchst fun en gin op d'Jûocht, wèl et ewĕs dû, zum Beispil, Jèer am Hîerz sin. Bei desem as dĕ Ursâch, bei dém dĕ elei. Hûol nemmen emol dĕ drêi Hèren, dĕ mer hei erwarden. Do as den Hèr Conrad! Das e Gôrmang. E kẹnt nemmen hîer fir séch hêmeléch sât Paschtĕt z'îessen. Den Hèr Hilaire! Dé mécht dohém ewĕ wann en nemme Wâszer drénke kẹnt, an hei hènkt e séch allemol èng fatzéch un. An nun den Hèr Victor! Fir wât kẹnt dèn? Haupert, dât wês du bèsser ewĕ éch. Den Hèr Victor, das e Nascheler, e Fraleitsgèck".

Läppiſch, und zwar im höchſten Grade läppiſch, iſt das Benehmen der beiden Herren Conrad und Hilaire. Conrad ſtiehlt dem Hilaire ſeine beſte Flaſche Wein, während Hilaire dem Conrad den größten Theil ſeiner koſtbaren Paſtete wegſtibitzt. Hätte dieſes Benehmen ein wirklicher „Witz" ſein ſollen, dann mußte der Autor die ganze Geſchichte aber auch ſo darſtellen, daß nicht der Verdacht des Diebſtahls auf Lischen und Haupert gefallen wäre und daß das Räthſel der verſchwundenen Paſtete und der verſchwundenen Flaſche in humoriſtiſcher Weiſe wäre gelöſt worden, was aber ganz und gar nicht der Fall iſt.

Trivial müſſen wir auch geradezu nennen den Ausdruck: D'Fescher an d'Jè'r si' Plèttlefé'r, welcher als Refrain in einem Liede figuriert, das geiſtreich ſein ſoll, aber nichts weniger iſt, als das.

Ueberhaupt hat der Recenſent „Feierabend" vollſtändig Recht, wenn er ſagt: „Auch hier ſind Lieder eingeſchaltet, welche der unreifen Jugend nicht beſonders frommen". So z. B.

„A wan e Frei'r èng Freiesch hûot". —
„Si der bedrĕft, foll Krènkléchkêt',. —
„'T si fill schĕ Rŏsen an der Stât". —
„Du hûos Rècht, a losz mer leschtéch sin". u. ſ. w.

Daß auch manche gute Lieder ſich in der „Jûocht" finden, wer wollte das leugnen? Zu den beſſern dieſer Art gehören z. B.: „'T as alles gut gângen, an d'Jûocht dĕ as âus". — „Dir Hère sot, éch hun e Flẹnt, éch lẽnt et nét dem bèschte Frẹnt". — „Hĕert! am Besch an de Blîeder, dâuscht et wĕ en Donnerwîeder". —

Jedenfalls ist und bleibt wahr, daß die Mängel dieses Stückes viel bedeutender sind, als dessen Vorzüge.

VIII. De Gréngor.

Wie es uns scheinen will, hatte der geringe Erfolg — um nicht zu sagen der Mißerfolg — seines letzten dichterischen Produktes „Op der Juôcht“, Edmund de la Fontaine das Verfassen von „Komédéstécker“ für eine geraume Zeit verleidet. Wenigstens sind wir zu dieser Annahme berechtigt, wenn wir bedenken, daß er jetzt wieder nahezu sieben Jahre wartete, bevor er mit einem neuen Theaterstück in die Öffentlichkeit trat. Auch versuchte er es nicht wieder mit einem Zweiakter, sondern er griff, wie er es früher stets gethan hatte, neuerdings zu einem Einakter. „De Gréngor“ war der Titel seines neuen Musenkindes, welches den 28. „Hartmont“ (d. h. Januar) 1877 von der Gesellschaft „Union des jeunes gens“ zu Luxemburg zum ersten Male aufgeführt wurde. Gedruckt aber wurde das Stück erst zwei Jahre später, und zwar, wie alle vorhergehenden, bei Buchdrucker Viktor Bück, zu Luxemburg.

Das Wort „Gréngor“ — gestehen wir es nur ganz demüthig ein — verstehen wir nicht; oder besser gesagt: einen solchen Namen kennen wir nicht. Wahrscheinlich soll dieses der nämliche Name sein wie „Grégor“. So wenigstens wurde uns allerseits, wo wir nach der Bedeutung dieses Wortes Nachfrage hielten, geantwortet. Dem sei nun, wie ihm wolle; hatte Dicks mit der „Juôcht“ „Pech“ gehabt, wie wir Luxemburger uns so drastisch ausdrücken, wenn wir von dem Mißerfolg eines Unternehmens reden wollen, so hatte er aber auch wieder einen entscheidenden Erfolg mit dem „Gréngor“ zu verzeichnen. Ja, hier finden wir unsern „alten“ Dicks wieder, den Dichter des „Scholtschein“ und der „Mumm Sés“. In diesem „Komédéstéck“ hat Dicks seinen alten Ruf wieder vollauf bewährt. Im „Gréngor“ tritt er uns wieder entgegen mit all seinem Humor und seinem sprudelnden Witze. In den Jahren 1857 und 1858 hatte Edmund de la Fontaine die Luxemburger Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten gesammelt und herausgegeben. Der erste Eindruck, den die auch nur oberflächliche Durchlesung des „Gréngor“ auf den vorurtheilsfreien Leser wohl machen muß, ist der, Dicks habe eben in diesem Theaterstücke beabsichtigt, die Reichhaltigkeit des Luxemburger Dialektes an Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten, Alliterationen und Assonanzen zu beweisen. Wir wüßten nicht, ob in dem 55 Seiten umfassenden Schriftchen sich eine einzige vorfände, wo solche nicht mehrere Male vorkommen. Das aber müssen wir eingestehen, daß Dicks es aus dem ff verstanden hat, dieselben überall, ganz ungesucht, an passender Stelle anzubringen.

Der Hauptinhalt des Stückes ist folgender: Der Kaufmann Pèfferkiér hat seine elternlose Nichte, Klèrchen, von Arlon nach Luxemburg kommen lassen, um selbe an einen jungen tüchtigen Advokaten, Gustaf, zu verheirathen. Im Hause des Pèfferkiér soll die erste Zusammenkunft des Klèrchen mit dem Gustaf stattfinden, nachdem erstere bereits einige Tage daselbst zugebracht und dort auch den Buchhalter Gréngor kennen gelernt. Dieser, ein alter Hagestolz, dem bisher kein Frauenzimmer gefallen konnte, verliebt sich in Klèrchen und möchte den Advokaten verdrängen, um selbst an dessen Stelle zu treten. Die Hausmagd, Katrinn, die längst mit Jak, dem Commissionär des Kaufmanns, ein Liebesverhältniß hat, wird nun die Verbündete des Gréngor. Sie mag den Advokaten nicht leiden, weil sie ihm die Führung eines Prozesses anvertraut hatte, der aber in erster Instanz verloren gegangen ist. Auch stellt ihr Gréngor in Aussicht, er wolle ihrem Jak an der Eisenbahn eine einträgliche Stelle verschaffen, welche es ermögliche, daß Katrinn und Jak heirathen und einen eignen Hausstand gründen können. Beide suchen nun sowohl das Klèrchen gegen Gustaf, als den Gustav gegen Klèrchen einzunehmen, indem sie selbe beiderseits als äußerst häßlich an Leib und Seele darstellen. Sie unterrichten nun beide, wie es anzustellen sei, daß sie an einander gegenseitiges Mißfallen finden sollen — und es gelingt ihnen dieser Plan nur allzugut. Nachdem sich Gustaf und Klèrchen alle möglichen und unmöglichen Grobheiten gesagt, nimmt Gustaf Reißaus und Gréngor bietet dem Klèrchen Hand und Herz an, welches auch — da es par force nun einmal unter die Haube kommen will — ohne Zaudern sein Jawort gibt. Doch gelingt es dem Gustaf und dem Klèrchen, dem Gréngor und der Katrinn hinter die Karten zu schauen. Gustaf entlarvt den Gréngor und zwingt denselben, dem Klèrchen ihr Jawort zurückzugeben. Um dies zu bewerkstelligen benutzt er klug den Umstand, daß Katrinn's Prozeß im Appellhof gewonnen ist und Jak den an der Eisenbahn in Aussicht gestellten Platz nicht erhält. Doch, im ersten Eifer hatte Gustaf an Pèfferkiér einen Absagebrief geschrieben und Klèrchen gibt zum dritten Mal ihr Jawort zu einer Heirath — mit ihrem alten Oheim. Schließlich klären sich alle Mißverständnisse auf und Klèrchen wird doch die glückliche Braut des Gustaf, während Gréngor aus Ärger über seine fehlgeschlagene Hoffnung sich mit einer alten Betschwester, der Joffer Albertine, die ihm schon lange, aber vergebens, ihren Liebesantrag gemacht hatte, verlobt. Schließlich werden auch Jak und Katrinn ein glückliches Paar.

Wir müssen gestehen, daß Dicks in diesem Stücke es verstanden hat, mit Meisterschaft und getreu nach der Natur, seine Charaktere zu zeichnen. Das best getroffenste Porträt ist aber unstreitig das der Ka-

trinn, welche das formvollendete Muster einer ächten Kupplerin ist. Sie bietet ihre Dienste dem ersten Besten an, wenn es nur zu ihrem eigenen Vortheile gereicht und ist in der Wahl ihrer Mittel keineswegs skrupulös. Doch, was sie bisher angebetet hat, verbrennt sie und betet hinwiederum das an, was sie bisher verbrannt hat. Das heißt mit anderen Worten: Findet sie größeren Nutzen, denjenigen zu bekämpfen, dem sie bisher als getreue Helfershelferin beigestanden hat, so ist sie auch auf der Stelle bereit, demjenigen zu dienen, dem sie früher als Gegnerin sich bewiesen hat. Sie ist ein verschlagenes, verschmitztes Weibsbild — wie es deren leider heutzutage noch allzuviele auf Gottes weitem Erdboden gibt — das immer und überall seinen eigensten Interessen dient und dem dabei kein Mittel zu gut und keines zu schlecht ist, falls es nur seinen Zwecke erreichen kann.

Auch das Porträt des Klèrchen ist äußerst gut gerathen. Dicks schildert uns in demselben ein leichtfertiges, frivoles Ding, welches um jeden Preis dem Jungfernstande entrinnen und in den Hafen des Ehestandes einlaufen möchte, einerlei ob es eine Liebes-, eine Geld- oder eine Verstandes-Heirath eingehen muß. Es will absolut zu seinem Zwecke gelangen und bietet ohne Ueberlegung ihre Hand — gewiß aber nicht ihr Herz — einem Zweiten und Dritten an, wenn ihre Hoffnungen bei einem Ersten und Zweiten fehlgeschlagen sind. Es muß, wie bereits gesagt, und koste es was es wolle, par force unter die Haube kommen, einerlei mit wem, ob mit einem Jungen oder einem Alten, einem Schönen oder einem Häßlichen, einem Fremden oder einem Verwandten, einem ehrlichen Mann oder einem Tagdiebe.

Daß „Alter nicht vor Thorheit schützt", hat Dicks trefflich bewiesen in dem Bilde des verliebten, alten Junggesellen, des „Grèngor". Nachdem einmal die blinde Leidenschaft entfesselt ist, muß sie auch um jeden Preis gestillt werden; ob mit rechtlichen oder mit verabscheuungswürdigen Mitteln, als da sind Lüge, Verleumdung, Bestechung und wie sie alle heißen mögen, darauf kommt es nicht an. Hier gilt der leider nur allzuhäufig in der Welt angewendete Grundsatz: „Der Zweck heiligt die Mittel."

Auch das Bild der Joffer Albertine ist nicht übel; doch hätte Dicks unserer Meinung nach, das Bild einer Betschwester, einer sogenannten „Kwisel" eben so drastisch darstellen können, ohne auch mit heiligen Gegenständen in versteckter Weise Spott zu treiben, wie er es z. B. thut mit dem Ausdruck: „Du ale knéckéche Skapeléer". Das ist nicht mehr edel. Das ist wieder eine der Trivialitäten, in welche Dicks manchmal gefallen ist. Höchst trivial sind auch die beiden Porträts des Gustaf und des Klèrchen, wie er sie der Katrinn und dem Grèngor in den Mund legt: Von Gustaf heißt es: „Da wart, elo

mâchen éch îech sêi' Portrè. Hoer, ewĕ Leimrudden; Aen, ewĕ e gestachene Bock; Oeren, ewĕ Bârtschosselen; eng Nuos, ewĕ e Kîerzenhîerchen; e Mont, ewĕ en Tunnèl; Aremen, ewĕ e Wéweiser; Hènn, ewĕ Bleilen; Fangeren, ewĕ Angelskrép; Bên, ewĕ en Hésprénger, a Fĕsz, ewĕ e Banprĕter." Und von Klèrchen: „Hirt Gesîcht? Ewĕ e Bârtmèsser. Hirt Hoer? Ewĕ e Spannrècken. Hiren Halz? Ewĕ eng Holgénns. Hir Hènn? Fangeren ewĕ Stréckeisen. Am Ènn dach e klènge Fĕszchen? Fĕsz ewĕ Acheren.

Doch, was ſollen wir uns noch länger damit aufhalten? Dicks hat hier in ſchlagender Weiſe bewieſen, daß der echte Luxemburger bei all' ſeiner Gemüthlichkeit doch — ferngrob werden kann. Ob er aber damit ſeinen Mitbürgern im In- und Auslande einen Dienſt geleiſtet hat, iſt eine andere Frage? Wir wenigſtens glauben, daß eine ſolche Schilderung nicht grade zu unſerem — und auch nicht zu ſeinem — Vortheile gereicht.

Was all' die Liebeslieder dieſes Stückes ohne Ausnahme betrifft, ſo ſind ſie mehr ſchwach, als gut getroffen, und das hat auch der Erfolg bewieſen: Keines derſelben iſt in's Volk gedrungen — und das iſt auch wahrhaftig kein Schade.

Wenn wir im Großen und Ganzen den „Gréngor" auch als gelungen betrachten, ſo ſind wir doch weit davon entfernt, die Aufführung dieſes Stückes auf unſeren Theaterbühnen anzurathen; im Gegentheil: denn es wäre dieſes weiter nichts als eine Klippe, welche den Mitgliedern unſerer heranwachſenden männlichen und beſonders der weiblichen Jugend in Bezug auf Schamhaftigkeit und Zartgefühl geſtellt würde, an der wahrſcheinlich gar manches derſelben zum Schaden an ſeinem Seelenfrieden ſcheitern könnte.

IX. Den Hèr an d'Madamm Tullepant.

Im nämlichen Jahre und in der nämlichen Offizin (alſo 1879, bei Viktor Bück, in Luxemburg), wie „De Gréngor", erſchien das folgende Theaterſtück von Dicks, betitelt: „Den Hèr an d'Madamm Tullepant". Ob dasſelbe ebenfalls vorher von irgend einer Luxemburger Geſellſchaft aufgeführt worden war, vermögen wir nicht zu ſagen, da das Titelblatt dieſes Umſtandes nicht erwähnt, wie dies bei anderen der Dicks'ſchen „Komédéstécker" der Fall iſt. Von allen bisher beſprochenen Stücken iſt dieſer Einakter auch das kürzeſte.

Was wir von dem „Gréngor" geſagt, wiederholen wir bezüglich des vorliegenden Theaterſtückes. Auch hier „tritt Dicks uns wieder entgegen mit all ſeinem Humor und ſeinem ſprudelnden Witze". Köſtlich hat er hier wieder ſeine Charaktere gezeichnet und, wenn es ſich darum

handelt, die Lachmuskeln in Bewegung setzen zu sollen, so braucht man dieses Stück nur zu lesen oder einer Vorstellung desselben — wogegen wir nicht das Geringste einzuwenden hätten — beizuwohnen, und sicherlich wird dann dieser Zweck vollauf erreicht. Hier der kurze Inhalt: In einem guten, bürgerlichen Hause zu Luxemburg, welches dem „Hèr an der Madamm Tullepant“ gehört, wohnt ein braver, junger Herr, „De Jampiér“, zur Miethe. Derselbe wünscht die Nichte seiner Hausbesitzer zu heirathen und kommt an einem guten Morgen, zu Herrn Tullepant, um das Jawort zu erhalten. Dieser ist mit der Heirath wohl einverstanden, aber — er darf nichts thun, ohne die Einwilligung seiner Frau, welche stets über „Nervenschwäche“ zu klagen hat. Diesen Zustand seiner Frau schildert Tullepant dem Jampiér in der possirlichsten Weise. Jampiér will nun auch das Jawort der Madamm Tullepant einholen; aber diese ist eben — wie überhaupt stets — bei schlechter Laune. Doch sie geräth geradezu in eine unbeschreibliche Wuth, wie sie vernimmt, daß das einzige Wesen, das sie auf Erden liebt, — ein Kaninchen — verschwunden ist. Nicht nur läßt sie ihre Wuth aus an dem armen Freiersmann, dem sie sogar das Zimmer kündet, sondern sie erklärt ihm rundweg, daß sie erst dann, wenn das Kaninchen, das sie für todt hält, wieder lebendig zum Vorschein kommen würde, ihre Einwilligung zu seiner Heirath mit ihrer Nichte Euphrasie geben werde. Eine Nachbarin, „D'Joffer Neitfull“, welche längst ein Auge auf Jampiér geworfen hatte und sich denselben gar zu gerne geangelt hätte, hatte durch ein offenes Fenster des Zimmers, wo Jampiér sein Anliegen vorgebracht hatte, Alles erhorcht und darauf ihren Plan gebaut. Heimlich hatte sie das Kaninchen wegstibitzt und es dem „Giértener“, der in ihrem und auch in Tullepant's Garten gearbeitet hatte, als wenn es ihr Eigenthum wäre, geschenkt, mit der Bitte, dasselbe zu tödten und zu verzehren, aber beileibe keinem Menschen etwas davon zu sagen. Doch der „Giértener“, ein Junggeselle, ist des ledigen Standes müde und wünscht „D'Marrĕ“, Tullepant's Magd, zu heirathen. Er bringt deßhalb das Kaninchen seiner Angebeteten. Jampiér hatte dieser eben eine Belohnung von 1000 Franken versprochen, wenn sie das Kaninchen lebendig wieder herbei schaffen würde. Voller Freude läuft sie damit zur Madamm. Diese gibt nun ihre Einwilligung zur Heirath Euphrasie's mit Jampiér und auch der Giértener erhält die begehrte Zusage von Marrĕ.

Ausgezeichnet hat Dicks es verstanden die **„nervenschwache“** Madamm Tullepant zu zeichnen. Die Schilderung, welche er von diesem herzlosen Weibe entwirft, ist wirklich eine meisterhafte und so voller Humor und Satyre, daß der Leser oder der Zuschauer aus dem Lachen nicht herauskommt. Jeder Satz, jedes Wort athmet den Widerspruchsgeist,

und der arme Herr Tullepant ist mit einem solchen Ehegesponst nicht auf Rosen gebettet. Ebenso wenig wie er, kann die Magd ihr etwas zurecht machen und ein Jeder, auch der unschuldige Jampiér, müssen ihre übele Laune fühlen. Für ihren Mann, für ihre Dienstboten, für keinen Menschen hat sie ein gutes Wort. Alle und Jede, die mit ihr in Berührung kommen, haben von ihr zu leiden; für keinen Menschen hegt sie Liebe; über Alles und Jedes weiß sie zu raisonniren, zu tadeln und selbst in den gemeinsten Ausdrücken sich zu ergehen. So z. B. klagt sie über den ihr aufgetischten Kaffee: „Wat abscheiléche Kaffê! Gèlléch Eilepiss", und das ihr servirte Butterbrod: „È fĕ, wât ékeléch Brôd! T'mèngt ên 'tgĕf ê Gipps knaen. A ranzéche Botter". Doch weil selbst das gefühlloseste Wesen sein Herz an etwas hängen, eine sog. Passion haben muß, hat dieses herzlose Weib allerlei Passionen gehabt: Zuerst hing ihr Herz an Tand, Putz und eitlem Flitter, sowie am Besuch von Kaffeekränzchen: dann warf sie sich auf Frömmelei, vernarrte sich dann der Reihe nach in Singvögel, Hunde, Katzen und verfiel schließlich auf ein Kaninchen. Diesem Thiere zu Liebe, wäre sie bereit gewesen, das Glück zweier Menschen zu opfern, wie sie überhaupt durch ihr ewiges Kneifen und Brummen, Schelten und Zanken ihrem Mann das Leben, wenn nicht gerade zu einer Hölle, so doch sicher zu einem schrecklichen Fegfeuer gestaltete.

Ein Glück ist es für Herrn Tullepant, daß er sich in die Launen seines unglücklichen „nervenschwachen" Hauskreuzes zu schicken, demselben nachzugeben und sich mit einem gewissen Anflug von Humor darüber hinwegzusetzen versteht. Bei Allem dem aber ist und bleibt Herr Tullepant ein ächter und wahrer Pantoffelheld, wie Dicks einen solchen unmöglich besser hätte zeichnen können.

Bekannt ist, daß Dicks „fuchswild" werden konnte, wenn er hörte, wie Leute mit fremden Wörtern, namentlich französischen, den Luxemburger Dialekt verunstalteten. Auch hat er in allen seinen Theaterstücken diesen Gebrauch lächerlich zu machen gesucht. „Dicks", sagt von ihm ein Recensent, „ist nicht bloß ein Komiker im gewöhnlichen Sinne des Wortes; er ist auch ein Satiriker. Es hat noch kein Schriftsteller so gut wie er alles Fransquillionistische lächerlich gemacht. Er läßt seine Personen (in diesem Stücke die Marrĕ und den Giértener) sehr häufig jene verunstalteten französischen Wörter gebrauchen, die man besonders in der Hauptstadt so häufig hört, unter anderem: Pâszéen (Pensée), Garantien (Quarantaine), Baketiffercher (Bouquet tout fait), Bongkreitchesbir (Poire de bon chrétien), Marmottebir (Bergamottebirne). Einzelne seiner Typen sind nur deßwegen geschaffen, damit sie das Lächerliche einer solchen Verunstaltung der Mundart zeigensollen". [1])

1) Beilage zur Allgemeinen (Münchener) Zeitung. Jahrg. 1894, Nr. 313. Beilage Nummer 261, vom 12. November. Seite 5, Spalte 1.

Diesen Worten stimmen wir vollständig bei.

Was wir bereits bei Besprechung des „Grèngor“ hervorgehoben haben, trifft auch in dem „Hèr an d'Madamm Tullepant“ vollständig zu. Auch in diesem Stücke, weiß Dicks in der ungesuchtesten Weise, am richtigen Orte, unsere verschiedenartigen Luxemburger Sprüchwörter und sprüchwörtlichen Redensarten anzubringen.

Wenn wir in anderen Theaterstücken unseres Dicks uns gezwungen sahen, manchmal Anstößiges, Triviales zu tadeln, so ist das, wenn wir von dem oben citirten Ausdrucke „Gèllèch Eilepiss“ und einem zweiten „Pissang Wardang“ (für buisson ardent) absehen, hier nicht der Fall.

Wollen wir schließlich unsere Meinung kurz und bündig sagen, so behaupten wir, daß „Den Hèr an d'Madame Tullepant“ unter allen Dicks'schen Theaterstücken eines der gelungensten ist, weil es fast gar nicht das geringste Anstößige enthält, so humorvoll und witzig, wie fast keim zweites ist, und er darin seine Charaktere derart nach der Natur gezeichnet hat, wie nicht leicht in einem anderen seiner poetischen Produkte.

Ueber die Melodien der paar in diesem Theaterstücke vorkommenden Lieder ist es unnöthig, auch nur ein Wort zu verlieren, da keine eigenartige Composition von Dicks sich darin befindet, sondern alle, fremden Autoren entlehnt sind.

X. En as rosen.

Nach Erscheinen des Stückes „Den Hèr an d'Madamm Tullepant“, (1879) verflossen wiederum 6 Jahre, bevor Dicks neuerdings (1885) mit einem „Komédéstéck an engem Ackt“ vor das schauspiellustige Publikum trat. „En as rosen“ lautete dessen Aufschrift und ist dasselbe, einer Angabe auf dem Titelblatte gemäß, nach dem Französischen (Nom Franséschen) bearbeitet. Nur hat es der Dichter unterlassen, uns genauer die Quelle anzugeben, aus welcher er geschöpft, oder nach welcher er gearbeitet hatte. Nach Durchlesung dieses Theaterstückes muß man aber doch wohl dem Recensenten beipflichten, welcher darüber schreibt: „Ich weiß nicht, welches Stück Dicks als Vorlage benützt hat, jedoch hat er jedenfalls nicht mehr als die Idee dem französischen Stück entnommen, da alle Details echt luxemburgisch sind.“ [1]) Ist dieses Urtheil auch richtig, so ist doch nicht minder wahr, daß von allen Theaterstücken, welche zu Dicks'sens Lebzeiten im Drucke erschienen sind, es eines der mindest gelungenen ist. Jedenfalls aber ist es noch besser als die „Juôcht“ und stehen wir deßhalb nicht an, demselben die zweitletzte Stelle unter allen bisher besprochenen „Komédéstecker“ von

1) Beilage zur Allgemeinen (Münchener) Zeitung. Jahrg. 1894, Nr. 313. Beilage-Nummer 261 vom 12. November 1894. Seite 4, Spalte 2.

Dicks anzuweisen. Der Inhalt dieses 1885 bei Joseph Beffort zu Luxemburg (nicht mehr wie alle bisher erschienenen bei Viktor Bück) gedruckten Werkchen's ist, wie wir Luxemburger so bezeichnend zu sagen pflegen, **„äußerst dünn"**. Man höre: Das Stück spielt auf einem Dorfplatze. De „Jampier Fox" ein Spielmann, der seit zwei Tagen seinen früheren Meister „Anton Strechel" ohne Abschied verlassen, aber dessen Hund, der auch „Fox" heißt, heimlich mitweggenommen hat, soll des Metzgers „Néckert" Tochter „Rös" heirathen, während auch des Letzteren Nichte die „Babel" denselben als Mann haben möchte. Die Hochzeit soll vor dem Bürgermeister eben stattfinden, da wird diesem gemeldet, daß ein gewisser „Fox" rasend sein soll. Er meint nun, es sei der Bräutigam von dieser Krankheit befallen, während es sich doch in Wirklichkeit um den Hund handelt. Durch allerlei Umstände, auf welche wir hier nicht näher eingehen können, glaubt der Jampier nun selbst, er sei wirklich von der Tollwuth befallen. Ein Arzt, ein sogenannter „Wassergucker" spielt im Stück eine Hauptrolle. Auch er hat ein Auge auf die Rös geworfen. Diese will nun vom Jampier nichts mehr wissen; die Babel klärt das ganze Mißverständniß auf und Jampier nimmt nun letzteres zur Frau, während der „Doctor Mîerĕdéch" die Rös als Gattin heimführt.

Der Inhalt dieses Stückes, haben wir gesagt, ist äußerst dünn; ja er ist noch mehr als das: er ist läppisch, lächerlich, und unwahrscheinlich im höchsten Grade. Das könnte schon ein kleines Kind herausfühlen. Die „Wahrscheinlichkeit" muß ja stets in einem Stücke, welcher Art es auch sein mag, gewahrt bleiben; aber hier ist sie es nicht im Geringsten. Daß ein Bürgermeister, und wäre er auch noch so bornirt, glauben sollte, ein Mensch der ihm bisher ganz verständig schien, sei plötzlich tobsüchtig geworden, ohne ein anderes Anzeichen dafür zu haben, als seinen Namen, ist doch allzunaiv. Daß die Bewohner eines ganzen Dorfes bei dieser Kunde wie kleine Kinder davon laufen und sich überall verstecken, wenn der Gefürchtete nur von Weitem gesehen wird, ist einfach lächerlich; daß eine Braut im letzten Augenblicke aus Angst vor einer durch Nichts bewiesenen Krankheit so leichtsinnig hin, ihren Bräutigam aufgebe und dadurch nicht allein diesen, sondern auch sich selbst dem allgemeinen Gerede und Gespötte aussetze, ja schließlich noch zur selben Stunde einem Andern, der schon ohnedem die Zielscheibe des Witzes und des Spottes von Seiten Aller derer ist, die ihn kennen, sich in die Arme werfe, als wenn sie für den Ersten Besten feil wäre, ist, um nicht mehr zu sagen — mehr als kindisch. Nein, hier hat Dicks, der das Menschenherz und namentlich das des Weibes, so gut zu kennen scheint, sich eine Blöße gegeben, wie man es sich von dem genialen Dichter niemals hätte im Traume einfallen lassen. Die Charak-

tere des Bürgermeisters „Ponktom“, des Metzgers „Néckert“, der Rŏs und des Jampier sind absolut verfehlt. Ja, was diesen letzteren speziell betrifft, wie kann Dicks es sich herausnehmen, denselben als eine solch klägliche Figur dem Leser oder dem Zuschauer vorzuführen, der, weil alle Welt glaubt, er sei von der Tollwuth befallen, es darum auch selbst von sich glauben soll!

Doch **eine** Charakterschilderung — das müssen wir belobigend anerkennen — ist äußerst gut gerathen. Es ist die des „Dockter Mîerĕdéch.“ Besser hätte Dicks diese sogenannten, allerdings beim ungebildeten Volke noch immer allzuhoch geschätzten und allzusehr consultirten „Wasserkicker“ nicht abconterfeien und das Lächerliche ihrer Heilmethode an den öffentlichen Pranger stellen können, als er dies hier gethan. „Kuckt, wan éch elo dès Wâsser, nemmen e Branntweinsglîesche foll an enger Flèschelchen hètt, da sîet éch îech eső gûor op dén Hont, dén e gebast hûot, lang- oder kûrzhêréch wor.“ Wie könnte Jemand mit köstlicherer Ironie, mit beißenderem Spott solche Quacksalber bloßstellen, als Dicks es in diesem Stücke so trefflich zuwege gebracht hat!!!

Eine Unart, oder besser gesagt, eine Eigenheit, eine Eigenthümlichkeit, welche eine sehr große Anzahl von Menschen, — fast wären wir versucht zu sagen: der größte Theil der Menschheit — an sich hat, besteht darin, sich gewisse sinnlose, nichtssagende Redensarten oder Wörter anzueignen und fast bei jedem zweiten oder dritten Satze zu gebrauchen. Prächtig hat Dicks es verstanden, diese üble Gewohnheit überaus lächerlich zu machen. Der Bürgermeister Ponktom mit seinem stereotypen „op alle Fal“, der Néckert mit seinem ewigen „Mĕ oder wĕnéger“, die Rŏs mit ihrem abgedroschenen „Dât as mer esŏ lang wĕ brĕt“ werden dadurch zu gar komischen Figuren gestempelt, die unsere Lachmuskeln stets in Bewegung setzen.

Auch in gemüthlicher, humoristischer Weise hat Dicks es verstanden das echte „Hochdeutsch“ zu schildern, welches viele Luxemburger schreiben. Man lese nur den Brief des Spielmannes Anton Strechel an den „Herr Burgermeschter“ sowie seine Bekanntmachung in Betreff des verloren geglaubten Hundes (2. und 9. Optrett) und man muß sagen, daß Dicks hier in naturgetreuer Weise das Mangelhafte in dem schriftlichen Gedankenausdrucke seiner größtentheils ungebildeten Landsleute in die Lächerlichkeit zu ziehen gewußt hat.

An Humor und guten Witzen fehlt es ebenfalls nicht in diesem Stücke; nur Schade, daß der Stoff dazu so schlecht gewählt war.

Man sollte denken, Dicks habe selbst herausgefühlt, wie unbedeutend dieses Theaterstück in seinem inneren Wesen sei und deßhalb habe

er sich nicht getraut, dieses sein famoses Opus in den Buchhandel zu werfen, und es darum „als Manuscript" drucken lassen, wie das Titelblatt dieses besagt.

XI. Èng Stemmonk.

Nach Edmund de la Fontaine's Hinscheiden, am 24. Juni 1891, fanden sich in dessen Nachlasse noch verschiedene bisher ungedruckte poetische Arbeiten vor, welche Hr. Wilhelm Stomps, Musikalienhändler in Luxemburg, mit Erlaubniß der Familie mit den bereits in Nr. II —X von uns besprochenen Theaterstücken in einer „Vollständigen Gesammt-Ausgabe der Operetten in Luxemburger Mundart von Dicks" (mit Clavierbegleitung) in 12 Quartheften edirte.

Das erste dieser posthumen Werke führt den Titel: „Èng Stemmonk. Komèdèstéck mat Gesank an èngem Akt (aus séngem Nachlass) fum Dicks, Musék fum Alb. Berrens." (Heft 10.)

Bezüglich dieses Stückes können wir uns kurz fassen. Unserer Meinung nach wäre der Druck desselben besser unterblieben; denn das Stück kann Dicks keine neue Lorbeeren verschaffen. Was der Verfasser eigentlich damit bezweckte, begreifen wir nicht. Sollte es etwa abgesehen gewesen sein auf eine Persifflage unseres Wahlgesetzes? Oder wollte, was uns wahrscheinlicher dünkt, Dicks die in einigen Staaten namentlich Nordamerika's) in Scene gesetzte „Emancipation der Frauenwelt" lächerlich machen? Doch dann hätte er dieses in einer würdigeren Weise thun sollen, als es hier wirklich geschehen ist: Auf einem Dorfe soll zur Wahl eines neuen Bürgermeisters geschritten werden. Die Frauen, erbost darüber, daß ihre Männer sie nicht um Rath gefragt haben, wem sie ihre Stimme geben sollen, haben erfahren, daß „de Krauselhènnes" der Auserkorene der Männer ist. Die Frauen wollen nun zeigen, daß auch sie in Sachen der Politik ein Wort mitzusprechen haben und sie bringen es durch gute und böse Worte, sowie durch Thränen und Drohungen bei der Männerwelt dahin, daß „den Tûtklos", der Dorfhirte, mit 3 Stimmen über den Krauselhènnes den Sieg davon trägt. Natürlich freuen sich die Dorfschönen über ihren so glänzenden Sieg, bis „de Fiédernatz", der Gemeindesekretär, ihnen begreiflich macht, die Wahl des Tûtklos, als eines Ausländers, sei ungesetzlich und so der Krauselhènnes doch wirklich gewählt. Sodann richtet der neue Bürgermeister einige Worte der Versöhnung an die aufgeregten Weiber, die er besänftigt und schließlich wird die Einigkeit besiegelt durch das Lied „Hont a' Kâtz ferdrĕt séch net", was Alle gemeinschaftlich singen, worauf dann ein Tänzchen folgt, an dem sich Alles betheiligt.

Was wir an diesem Theaterstücke besonders rühmen oder hervorheben sollten, wissen wir wahrhaftig nicht. Einen „Charakter" im eigent-

lichen Sinne des Wortes hat Dicks hier nicht gezeichnet, es müßten denn die beiden zungenfertigen, streitlustigen Weiber „d'Kafféslis“ und „d'Babbeltrein“ sein, welche es aus dem ff verstehen, sich gegenseitig „Grobheiten“ an den Kopf zu werfen, wie's die berühmten „dames des Halles“ zu Paris nicht besser verstehen.

Daß Dicks auch hier wieder gezeigt, wie äußerst „höflich und liebenswürdig“ so manche Luxemburger Megäre und Xantippe zu sein versteht, ist allerdings richtig; doch hat er damit gewiß der Luxemburger Damenwelt nichts weniger als ein Compliment gemacht und sicherlich auch nicht dazu beigetragen, daß der gute Ruf derselben im In- und Auslande bewahrt bleibe. Luxemburger Sprüchwörter und sprüchwörtliche Redensarten — und zwar nicht grade die feinsten und zärtlichsten — hat Dicks auch in diesem Stücke überall an passender Stelle einzustreuen gewußt.

Alles in Allem betrachtet, können wir nur sagen, daß unserer Ansicht nach das Stück gänzlich verfehlt ist. Auch sind wir die Letzten, welche das Aufführen desselben billigen könnten, da das Einzige, was dabei herauskäme, nur zur Verrohung, nicht aber zur Verfeinerung der Luxemburger Sitten führen müßte.

Was von dem ganzen Inhalt gilt, gilt auch insbesondere von den in das Stück eingelegten Liedern. Schon die Titel einiger derselben zeugen von der Trivialität des Ganzen: „Haut mâche mer Rawelasion.“ — „Bei sŏ mŏunchem domme Still.“ — „Wann dĕ Gäns spatzère gin.“ — „Hond a' Kâtz ferdrĕt séch net.“ Wie nobel!!! Ach, wie nobel!!!

XII. De Schoster Bóbó.

Dieses ist das letzte der unter Dicks'sens Namen erschienenen Theaterstücke. Doch ging es nicht in der uns heute vorliegenden Gestalt aus des Verstorbenen Feder hervor. In seinem Nachlasse fand man nur den Entwurf desselben. Der noch lebende Luxemburger Dichter **Nikolaus Steffen-Pierret** hat denselben sodann ausgearbeitet und in jene Form gebracht, in welcher er im Heft 11 der „Gesammt-Ausgabe“ der Dicks'schen Operetten veröffentlicht wurde unter der Aufschrift: De Schŏster Bŏbŏ. Komèdèstéck mat Gesank an èngem Akt. No èngem Entworf fum Dicks, bearbécht fum N. S. Pierret, Musék fum G. Kahnt.“ Hier der kurze Inhalt des Stückes: „Luppes“, der Geselle des wegen seiner Geschicklichkeit zum „Bottier de la Cour“ ernannten Schuhmachermeisters „Bŏbŏ“ sollte des Letzteren Tochter die „Agnes“ als Frau heimführen. Aber der „Lĕnĕ“ der Frau des Bŏbŏ ist der Kamm geschwollen, seit ihr Mann „Botter (für Bottier) de la cour geworden ist und der „Lichteschein“, ein reicher Herr, bei Bŏbŏ

arbeiten läßt. Lichteschein versteht es auch prächtig, der Mutter schön zu thun, dem Töchterchen den Kopf zu verdrehen und auch den Vater für sich einzunehmen. Hauptsächlich auf Betreiben der Mutter, welche ihr Kind nicht einem „armseligen Schuster" geben will, erhält Luppes von der Agnes „einen Korb." Dieser klagt seiner Tante „Karlin" sein Leid. Um den ihrem Neffen zugefügten Schimpf zu rächen, geht Karlin in Böbö's Haus, geräth in Streit mit der Lëné und will diese mit dem Besen züchtigen. Darüber kommt Böbö und er schlägt mit dem Knieriemen auf die Karlin los. Befragt über die Ursache des Streites, antwortet die Lëné dem Böbö, es sei derselbe daher gekommen, daß Agnes dem Luppes den Laufpaß gegeben habe und den Lichteschein heirathen solle. Doch davon will Böbö nichts wissen, Lëné aber will ihm den Kopf halten und dem Lichteschein, trotzdem derselbe als „Dieb" und „falscher Spieler", der zu Paris zu 10 Jahren Gefängniß verurtheilt worden war, bekannt geworden ist, was sie natürlich nicht glauben will, doch, selbst gegen ihres Mannes Willen, der Luppes als Eidam wünscht, ihre Agnes zur Frau geben. Erbost über den Eigensinn seiner Frau, greift Böbö neuerdings zum Knieriemen und walkt dieselbe tüchtig durch, so daß dieses argumentum ad hominem sie zur Vernunft zurückbringt. Auch Agnes sieht ein, daß sie gefehlt hat. Luppes nimmt den Schein, als wolle er auswandern und nichts mehr mit der Agnes zu thun haben. Schließlich findet doch eine allgemeine Versöhnung statt und die Hochzeit zwischen Luppes und Agnes ist beschlossene Thatsache.

„Ende gut, Alles gut", möchten wir in Bezug auf dieses Stück ausrufen. Ist das Stück „Eng Stemmonk" eines der schlechtesten, so ist hingegen „De Schöster Böbö" eines der besten und gelungensten die uns Dicks hinterlassen und die er überhaupt geschrieben hat. An sprudelndem Humor, an naturwüchsigen Witzen wird dasselbe wohl von keinem anderen der Dicks'schen Theaterstücke übertroffen. Von Anfang bis zu Ende werden die Lachmuskeln des Lesers oder des zuschauenden Publikums in steter, ununterbrochener Bewegung gehalten. Besonders auffallend, und gut angebracht sind die äußerst kräftigen und sinnreichen Sprüchwörter und sprüchwörtlichen Redensarten welche dem Leben und zumeist der Sprachweise der „ehrsamen Schusterzunft" entnommen sind. Alle in diesem „Komédéstéck" auftretenden Personen, ohne Ausnahme, sind ganz richtig gezeichnet und getreu nach der Natur geschildert. Auch die einzelnen Lieder bilden mit dem übrigen Stoffe ein ächt harmonisches Ganze. Was aber das Schönste und Beste darin ist, ist, daß dieselben nichts Anstößiges enthalten, wie manche andere Lieder unseres Autors. Auch, von einigen Kraftausdrücken abgesehen, finden wir nicht das Geringste Triviale. Unter allen auf unseren Bühnen aufzuführenden

Dicks'schen Theaterstücken dürften wir wohl das vorstehende mit gutem Gewissen, als eines der besten und gelungensten empfehlen.

XIII. Die übrigen poetischen Erzeugnisse Edmund de La Fontaine's.

Uns dünkt, als hätten die Erben Edmund de la Fontaine's oder der Herausgeber der „Gesamt-Ausgabe" der Dicks'schen Operetten die drei Stücke „De Feianner Wêissert", „Um Friddensgerîcht" und „De scheie Jong" nur deßhalb veröffentlicht, um eben die Zahl **zwölf** (also eine gerade Zahl) von Lieferungen für die Sammel-Ausgabe voll zu machen. Warum hat man dann nicht auch „De Wellefchen an de Fischen", sowie noch manche andere im Nachlasse von Dicks vorgefundene Gedichte ebenfalls publizirt? Jedenfalls hätte „De Wellefchen an de Fischen" eher verdient, in einer Gesammtausgabe der Dicks'schen Operetten zu erscheinen, als die drei oben citirten Stücke, in Bezug auf welche wir uns sehr kurz fassen können.

„De Feianner Weissert. Eng humoristisch Soloscène", ist die vollständige Aufschrift des ersten derselben in der Lieferung 12. Bekanntlich gehen alljährlich eine Anzahl von Luxemburger Tüncher („Weissert-ten"), namentlich aus Vianden, im Frühjahre in die angrenzenden Länder, um daselbst durch Ausübung ihres Handwerkes sich ein Stück Geld zu verdienen, wovon sie dann, im Herbste in die Heimath zurückgekehrt, den Winter hindurch leben. Ein solcher „Feianner Wêissert" erzählt nun in diesem Stücke, wie es ihm auf einer solchen Reise ergangen ist. „Humoristisch" betitelt Dicks diese „Soloscène"; wir aber vermögen darin nicht viel Humor und noch weniger Witz herauszufinden. Oder sollte das wohl ein **Witz** sein, daß der „Mètte aus der léwescht" (so lautet der Name des „Feianner Wêissert") von seinem Kameraden, „dem Klôs" sich als Bär verkleiden läßt, damit sie Beide wieder etwas in die Börse bekommen? Auch die beiden Strophen am Anfange und am Schluße der Scene können uns nicht recht gefallen, namentlich aber die letztere nicht, wo Dicks, um seiner Eitelkeit zu genügen, das Publikum zum Applaus auffordert:

Si dir mat mir zefride nun,
Da get mer dat z' erkénnen,
Dir wesst jo, wĕ der dât sollt dun,
A klappt mat bĕden Hennen.

Ein solches Haschen nach Beifall ist eines Dichters unwürdig.

„Um Friddensgerîcht. E' Spâss mat Gesank an engem Akt" sollte wohl dazu dienen, unserm Dicks, der ja im ganzen Lande wegen der humoristischen Einfälle und salomonischen Urtheilssprüche in seiner friedensrichterlichen Stellung bekannt und berühmt war, die Gelegenheit zu bieten, ein Gegenstück zu liefern zu dem Gedichte „De Fridensrich-

ter“ von Fendius. Doch hier hat Dicks den Kürzeren gezogen. Das 15 vierzeilige Strophen umfassende Gedicht von Fendius enthält bei weitem bedeutend mehr Witz und Humor als der nahezu 7 Quartseiten umfassende „Spâss“ mit seinen 7 Auftritten. Auch hat Fendius es besser verstanden, in seinem kurzen Gedichte, als Dicks in seinem langen Schwank, die Manie so vieler unserer Landsleute, für jede Kleinigkeit vor Gericht klagbar zu werden, lächerlich zu machen. Das Beste an dem ganzen Schwank ist unstreitig das Lied, womit die ganze Handlung eingeleitet wird.

„De scheie Jong“ ist einfach ein recht albernes Liebeslied, wie Dicks deren leider nur allzuviele verfaßt hat. Auch dient dasselbe hier bloß als Lückenbüßer, um doch die Zahl der Seiten für eine „Lieferung“ in etwas zu erhöhen.

De Wellefchen an de Fîschen. Ėng âl Séchen, nei a Reimen gesât. Ueber dieses äußerst trefflich gelungene Stück, welches zum ersten Mal in der „Luxemburger Volkszeitung“ [1]) und später in „Ons Hémecht“ [2]) veröffentlicht worden ist, und welches mit viel größerem Rechte in der „Gesamt-Ausgabe“ der Dicks'schen Operetten einen Platz verdient hätte, als die drei oben besprochenen Stücke der 12. Lieferung, schrieben wir bereits früher:

„Was ein Dorn werden will, spitzt sich bei Zeiten.“ Dieses Sprichwort hat sich an Edmund de la Fontaine so recht bewahrheitet. Lange schon ehe er etwas von Poesiestudium wußte, hatte er sich auf's Dichten verlegt; außer verschiedenen kleineren Poesien, die sich noch ungedruckt in seinem Nachlasse vorfinden, hatte er sich, — man höre und staune! — kaum vierzehn Jahre alt, an die Abfassung eines größeren Stückes gewagt. Nach seinem Tode fanden es seine Erben unter den hinterlassenen Papieren. Seine Geschwister erklärten ausdrücklich, sich ganz genau erinnern zu können, daß Edmund erst 14 Jahre alt gewesen sei, als er „De Wellefchen an de Fîschen, ėng al Séchen nei a Reimen gesât“ dichtete. . . . . Dieses Gedicht . . . . . ist noch fast genau so, wie es der vierzehnjährige Knabe angefertigt hatte. „In späteren Jahren“, so schrieb uns die Tochter des Herrn Edmund de la Fontaine, „hat er nur einige kleine Änderungen daran vorgenommen.“ [3])

Und wirklich, was sollte Dicks, wenn er heute noch lebte, wohl an diesem Stücke umändern wollen oder können? Wir wüßten es nicht. In der vorliegenden Fassung ist es und bleibt es ein Meisterstück in seinem Genre, eine „wahre Perle der vaterländischen Dichtkunst“, wie sich der Redakteur der „Luxemburger Volkszeitung“ so ganz zutreffend

1) Jahrgang 1894, Nr. 27, 28, 29 und 31.
2) Jahrg. 1895 (I) Nr. 8, S. 234—238.
3) Ibid. S. 233—234.

ausgedrückt hat. [1]) Wahrlich! hätte uns Dicks nur dieses einzige Gedicht neben seinem „Vulleparlament am Gréngewald“ hinterlassen, so würde das völlig hinreichen, ihm eine bleibende Stelle und einen Ehrenplatz unter den Luxemburger Nationaldichtern zu sichern.

Noch viele andere kleinere Gedichte, welche bisher ungedruckt geblieben sind, fanden sich in Dicks'sens Nachlasse vor. Einige davon haben wir bereits früher mitgetheilt, nämlich „Holiwer“, „Am Wanter“, „Hamebritt“, de Santmènnchen“ und „De Meisjut“. [2]) Unsere Leser werden sich wohl selbst ihr Urtheil über den Werth derselben längst gebildet haben und sind wir überzeugt, daß, wie wir selbst, auch alle Freunde unserer vaterländischen Litteratur, recht von Herzen bedauert haben, daß in der Gesammtausgabe der poetischen Werke von Dicks nicht auch noch alle diese kleinen Gedichte veröffentlicht worden sind.

Wie uns mitgetheilt wurde, soll die Familie des Verstorbenen sich mit dem Gedanken herumtragen, alle die kleinen, bisher noch ungedruckten Gedichte Edmund de la Fontaine's zu sammeln und in einem eigenen Bändchen zu veröffentlichen. So sehr wir auch wünschten, daß dieser Plan verwirklicht werde, können wir der ehrenwerthen Familie doch nur davon abrathen, falls sie nicht persönlich große pekuniäre Opfer dafür zu bringen bereit ist. Wir sind nämlich der festen Ueberzeugung, daß sich im ganzen Luxemburger Lande keine 100 — sagen und schreiben hundert — Subscribenten dafür fänden. Will die Familie uns aber diese Sachen zur Veröffentlichung in „Ons Hémecht“ anvertrauen, so sind wir jederzeit gerne dazu bereit, nach und nach, so wie der Raum es uns gestattet, dieselben in unserer Zeitschrift zum Abdrucke gelangen zu lassen. Mit diesem Wunsche schließen wir unsere Studie über Dicks und seine poetischen Arbeiten ab.

M. BLUM.

1) Jahrg. 1894. Nr. 25.

2) Jahrg. 1896. Nr. 2, S. 86—88.

VIII.

Lentz Michel.

I. Biographische Studie.

„So wären wir denn bei dem populären Verfasser unserer vielgepriesenen und vielgesungenen vaterländischen und nationalen Volkslieder angekommen. Jeder wird hier unbedenklich den Namen **Michel Lentz** nennen; denn wer von allen unsern Nationaldichtern hat so viele Vaterlandslieder geschrieben, als Herr Lentz, wir meinen in unserm Dialekt?" [1])

Mit vorstehenden Worten, welche der verstorbene Dichter Nikolaus Steffen seiner Kritik über Michel Lentz' Lieder und Gedichte vorausschickt, möchten auch wir in gegenwärtiger Nummer der „Hémecht" die Aufmerksamkeit unserer Leser und Vereinsmitglieder auf den zweiten unserer Luxemburger Nationaldichter hinlenken.

Nachdem wir eine längere, biographische Notiz über Edmund de la Fontaine, zugenannt Dicks, veröffentlicht haben, sehen wir es als eine heilige Pflicht an, ebenfalls eine solche über Michel Lentz, den genialen Verfasser des „Feierwôn und der „Hémecht", dem gebildeten Publikum vorzuführen.

Allerdings fanden wir hier schon eine Vorarbeit; [2]) doch schien uns dieselbe allzudürftig und des großen Dichters nicht würdig genug. Deshalb haben wir uns die Mühe nicht verdrießen lassen, anderwärts, so weit es uns möglich war, Nachforschungen über Lentz'ens Lebenslauf anzustellen und eine weitläufigere Biographie desselben zusammenzustellen. Wenn dieselbe aber doch, trotz aller angewandten Mühe, nicht **das** geworden ist, was wir wünschten und erstrebten, weil es uns eben an dem nöthigen Quellenmaterial fehlte, so möge der geneigte Leser uns dieses nicht verübeln, sondern mit unserm guten Willen vorlieb nehmen.

Michel Lentz erblickte das Licht der Welt zu Luxemburg, am 21. Mai 1820. Seine Eltern, Johann Peter Lentz und dessen Ehefrau Anna Spresser, bewohnten das Eckhaus der Chimay- (oder Dreikönigs-) Straße und der Liebfrauenstraße. Der Vater unsers Dichters war seines Zeichens Bäckermeister und betrieb nebenbei ein recht schwungvolles Getreide- und Mehlgeschäft. Natürlich besuchte der kleine Michel die

1) Das Vaterland. Wochenblatt für Luxemburgische National-Literatur Luxemburg. M. Bourger. Jahrg. I, 1869. Nr. 4 vom 27. Juni 1869, S. 1, Sp. 2.

2) Michel Lentz. Ein Gedenkblatt an unsern Nationaldichter, von Gregor Spedener Luxemburg. P. Worré-Mertens. Selbstverlag des Herausgebers. 1895. — Unsere obige Bemerkung bezieht sich nur auf die biographischen Notizen.

Primärschulen seiner Vaterstadt. Da die Eltern wohlbegütert waren und der Sohn Anzeichen eines recht geweckten Geistes zeigte, beschlossen Vater und Mutter, denselben das Athenäum von Luxemburg besuchen zu lassen. Im Oktober 1833 trat er in Sexta, die damalige unterste Klasse, ein und zeichnete sich unter seinen Mitschülern aus durch Fleiß und gute Fortschritte: Beweis dafür ist der Umstand, daß sein Name in den alljährlich am Schluß der einzelnen Schuljahre herausgegebenen Programmen der Anstalt, so lange er diese besuchte, auf der Liste jener Schüler figurirte, welche die höchsten Censurnummern erhalten hatten.

Nachdem er zu Ende des Schuljahres 1839—1840 die Maturitätsprüfung bestanden, bezog er im Herbste desselben Jahres die freie Universität Brüssel, wo er vorzugsweise sich den philologischen Studien widmete. Doch sein Aufenthalt in Brabants Hauptstadt war nur von kurzer Dauer; er verblieb nämlich daselbst nur ein oder höchstens zwei Jahre. Als im Jahre 1842 die Reorganisation der Luxemburger Regierung stattfand und der Dienst in den einzelnen Abtheilungen neu geregelt wurde, meldete sich Michel Lentz zur Aufnahme in die Landesverwaltung. Sein deßfallsiges Gesuch wurde beifällig aufgenommen und ward er durch Ministerial-Beschluß vom 26. Dezember 1842 zum Expeditionär am Sekretariate der Regierung ernannt, welches Amt er mit Neujahrstag 1843 antrat. „Es begann nunmehr (für Michel Lentz) der harte Kampf durch die ungezählten Stufen des Subalternbeamtentums, die endlos scheinende Zeit der Einschränkungen, der Entbehrungen, von der alle jene zu erzählen wissen, die in irgend einem Verwaltungszweige von der Picke auf sich emporgeschwungen haben.“ [1]) — „In dieser bescheidenen Stellung entfaltete Michel Lentz eine rastlose Arbeitslust, die es ihm ermöglichte, in verhältnißmäßig kurzer Zeit sich mit dem Gang der Verwaltungsgeschäfte eng vertraut zu machen. Seine Aufopferung fand höheren Orts die gebührende Anerkennung.“ [2]) Durch einen Ministerial-Erlaß vom 21. März 1845 wurde er der damaligen ersten Abtheilung der Regierung zugetheilt. [3]) (Attaché à la première division du Gouvernement.) Sodann wurde er durch Reskript vom 3. August 1848 zum Commis zweiter und durch dasjenige vom 7 März 1849 zum Commis erster Klasse ernannt. Schließlich promovirte er durch Königlich-Großherzoglichen Beschluß vom 31. Dezember 1857 zum Unterbüreau-Chef. In dieser Stellung verblieb er nahezu 12 Jahre, bis er am 15. Juli 1869 als Rath an der Rechnungskammer seine letzte Anstellung erhielt, in welcher er ausharrte, bis zum 3. Juni 1892, an welchem Tage ihm ehrenvolle Entlassung aus dem Staatsdienste mit Pension

1) Loc. cit. S. 4.

2) Loc. cit. S. 3—4.

3) Entspricht dem heutigen Departement des Innern.

auf die Staatskasse bewilligt wurde. Vom Jahre 1870 an bis zu seinem Pensionsantrite war Lentz auch ständiges Mitglied der sogenannten Pensionskommission. [1])

Mehrere höhere Auszeichnungen, welche sowohl dem Beamten als auch dem Dichter galten, wurden Michel Lentz zu Theil. Am 16. Februar 1865 erhielt er das Ritterkreuz des Ordens der Eichenlaubkrone; am 17. Februar 1879 avancirte er zum Offizier desselben Ordens, nachdem er bereits am 17. Dezember 1876 zum Ritter I. Classe des Ordens vom Weißen Falken des Hauses Sachsen-Weimar war ernannt worden. [2]) Endlich verlieh ihm Großherzog Adolph, gelegentlich seines feierlichen Einzuges in seine Haupt- und Residenzstadt Luxemburg, am 24. Juli 1891, das Comthur-Kreuz des Großherzoglichen Hausordens, d. h. des Adolphordens. (Commandeur II. Classe.) [3])

Im Jahre 1851 vermählte sich Michel Lentz mit Fräulein Johanna Reuter, Tochter des früheren Oberlehrers der Primärschulen der Stadt Luxemburg, des allgemein geachteten und beliebten Herrn Johann Peter Reuter [4]) und der Agnes Glave. Dieser Ehe entsprossen drei Kinder: ein Sohn und zwei Töchter. Der Sohn, Herr Edmund Lentz, ist Procurist und kaufmännischer Direktor der hierlands so rühmlichst bekannten Gesellschaft Utzschneider und Cpie, Fayencefabrik in Saargemünd. Die älteste Tochter, Fräulein Mathilde Lentz, ohne Stand, wohnt in der Stadt Luxemburg, während die jüngere Tochter, Elisa, mit Herrn Viktor Clement, Kaufmann und Schöffe in Luxemburg, vermählt ist.

Wie bereits gesagt, erhielt Herr Michel Lentz seine Anstellung als Rath an der Rechnungskammer (Conseiller à la Chambre des comptes) am 15. Juli 1869. „Sein sehnlichster Wunsch war nunmehr erfüllt: er hatte ein einträgliches und ruhiges Amt, welches ihm zur Ausübung seiner Lieblingsbeschäftigung sehr viele freie Stunden gewährte. Und hier ist es eben, wo wir der Schaffenslust unseres Dichters nicht genug Bewunderung zollen können. Nach den überstandenen Miseren des Subalternbeamtentums in den Hafen einer ruhigen Stellung eingelaufen, folgte Lentz nicht dem Beispiele der Mehrzahl seiner Collegen, die an

1) Auszug aus dem „Registre matriculaire des fonctionnaires et employés de l'État", vol. I.

2) Ibid. — Vgl. auch: Relevé général des décorés luxembourgeois de l'Ordre de la Couronne de Chêne et de l'Ordre du Lion d'Or de la Maison de Nassau ainsi que d'Ordres étrangers. 1886. (15 juillet.) Luxembourg. Vict. Bück. 1886. p. 4 et 26.

3) Luxemburger Wort, Jahrg. 1891, Nr. 104, S. 3, Sp. 2.

4) Ein schöner Nekrolog dieses äußerst tüchtigen Schulmannes befindet sich im „Luxemburger Schulbote", Jahrg. XVII, 1860, S. 44—47. Derselbe ist ebenfalls separat erschienen.

diesem Wendepunkte des Lebens nach den Mühen der verflossenen Jahre sich in beschaulicher Nichtsthuerei ausgeruht haben; nein: Lentz war ein Arbeiter — und sobald der Staat seine Kräfte und Zeit minderstark beanspruchte, stellte er die gewonnene freie Zeit in den Dienst der heimatlichen Literatur und lieferte somit den erneuten Beweis, daß eben das Kenn- und Lichtmal eines genialen Dichters seine Schaffenskraft und Schaffenslust ist, die selbst an der Schwelle des Greisenalters nicht erlahmt, sondern sich frisch und jugendrüstig erhält." [1])

Doch war es Michel Lentz leider nicht beschieden, der wohlverdienten Ruhe längere Zeit zu genießen. „Am Ende seiner Laufbahn, da er sich anschicken durfte, die Früchte eines reich ausgefüllten Lebens in Ruhe zu genießen, ereilte ihn (im Jahre 1893) das harte Geschick, daß (in Folge von Altersschwäche und zu angestrengter geistiger Thätigkeit) sein Augenlicht erlosch. Auf einen Mann von so lebhafter Geistesthätigkeit mußte dies Versinken der Außenwelt um ihn her besonders deprimirend einwirken, und so, wie wir ihn die letzte Zeit an der Hand eines sorgsamen Enkels durch die Straßen schreiten sahen, war er uns kaum noch das äußere Bild jenes beweglichen, anregenden Menschen, welcher Allen, die ihn kannten, unvergeßlich bleiben wird." [2]) Recht schön spricht sich auch hierüber Herr Spedener aus in folgender Weise: „Die Jahre schienen den Dichtergreis nicht zu drücken, aber eine schwere Prüfung hatte das Schicksal ihm aufgespart: Michel Lentz litt in seinen letzten Jahren an Augenschwäche. Schmerzvoll muß es für den Dichter gewesen sein, den Abend seines schöpferischen Lebens in jener Dämmerung zubringen zu müssen, die kein Licht mehr verscheucht, keine Sonne verdrängt. Wir begegneten den Dichter in dieser Zeit zu wiederholten Malen auf der Straße, wie er am Arme seines besorgten, mit kindlicher Liebe ihn leitenden Führers langsam daherging, — und wir alle, die wir in Lentz den eigentlichen Schöpfer unserer nationalen Litteratur verehrten, dessen Lieder zur Aufrechthaltung unserer Selbstständigkeit vielleicht mehr beigetragen haben, als die „Wacht am Rhein" zu den deutschen Siegen, wir alle hätten das uns erreichbar Kostbarste willig und mit Freuden drum gegeben, wenn nur unser Nationaldichter in den letzten Strahlen seiner herbstlichen Lebenssonne uns die letzte verlöschende Kraft seines dichterischen Geistes hätte widmen können". [3])

Am 8. September 1893 bewegte sich ein höchst imposanter Leichenzug, derjenige des hochw. P. Ambrosius Zobel, durch die Straßen der Stadt Luxemburg. Es war 4 Uhr Nachmittags. Wohl wenige oder gar keiner der Leidtragenden mochte ahnen, daß gerade in dieser Stunde

1) Greg. Spedener, loc. cit. S. 6—7.
2) Luxemburger Zeitung. Jahrg. 1893, Nr. 251, S. 2. Sp. 3.
3) Loc. cit. S. 10.

ein anderer, eben so bekannte und eben so beliebte Volksmann ausgelitten und ausgerungen hatte, dem noch ein großartigeres Begräbniß zu Theil werden sollte, nämlich unser großer Nationaldichter Michel Lentz.

Doch bevor wir näher auf die Bestattungsfeierlichkeiten eingehen, sei es uns erlaubt, noch Einzelnes aus dem Leben von Michel Lentz besonders hervorzuheben.

Mit vollem Rechte schrieb über ihn die Luxemburger Zeitung: „Er lebte und starb als Luxemburger, innerlich und äußerlich: das ist die Signatur seines Lebens..... Wer mit dem Verstorbenen dienstlich verkehrte, lernte in ihm einen Beamten von peinlicher Gewissenhaftigkeit und ausdauerndem Fleiße kennen. Was er seiner Familie war, davon legen die denkbar herzlichsten Beziehungen, in welchen er zu den Seinigen stand, beredtes Zeugniß ab. Dieselbe Verehrung, die sie ihm zollten, wurde ihm übrigens von Allen entgegengebracht, die mit ihm in Berührung kamen, und „Papa Lentz" war nachgrade im bestem Sinne ein Allerweltspapa geworden.

Doch nicht jene allein, die ihm am nächsten standen, werden seinen Verlust betrauern; das ganze Land verliert in ihm den Mann, welcher ein Menschenleben hindurch gleichsam als die Verkörperung des Nationalgedankens unter uns wandelte und für seine glühende Vaterlandsliebe immer wieder neuen Ausdruck suchte und fand. Der Titel „Nationaldichter", der ihm seit Jahren allerseits ganz spontan zuerkannt wurde, hat bei ihm seine volle Bedeutung gehabt und er wird als unser Lyriker neben unserm Dramatiker Dicks den fernsten Luxemburger Geschlechtern unvergessen sein..... Der Boden, auf welchem die ersten Lentz'schen Lieder wuchsen, war jene von morgenfrischem Freiheitssinn getragene Vaterlandsliebe, wie sie in den vierziger Jahren, in der Turngesellschaft oder heutigen Gym (Société de Gymnastique) einen Hort gefunden hatte. Viele jener Lieder sind denn auch im guten Sinne Gelegenheitsgedichte gewesen und auch Lentz dürfte von sich sagen: Was mir nicht gelebt, das ist mir nicht gedichtet". [1])

„Mit dem Eintritt in die Landesverwaltung beginnen bei Michel Lentz die ersten poetischen Versuche in dem Dialekte unserer Heimath. Freilich haben die Jungfernfrüchte der Lentz'schen Muse die verschwiegene Mappe nicht verlassen, aber allmählig wurden seine Lieder in geselligen Kreisen vorgetragen und lange, bevor der „Feierwôn" den Namen des Dichters aus seinem engen Bekanntenkreise hervorgezogen, sang Lentz mit gleichgesinnten Freunden manches selbstgedichtete und selbstcomponierte Lied bei fröhlichem Becherläuten". [2])

---

1) Luxemburger Zeitung, loc. cit.

2) Greg. Spedener, loc. cit., S. 4.

Der „Gym" gehörte Michel Lentz als eines der hervorragendsten und treuesten langjährigen Mitglieder mit Leib und Seele an. Auch hat er derselben im Allgemeinen, sowie einzelnen Mitgliedern derselben, mehrere seiner schönsten Lieder und Gedichte gewidmet. [1])

Die Mitglieder dieser Gesellschaft waren Herrn Michel Lentz aber auch mit aller Anhänglichkeit und Liebe zugethan und ließen keine Gelegenheit vorübergehen, um ihm auch einen Beweis davon zu geben. Man wird es uns gewiß nicht verübeln, wenn wir an dieser Stelle einen Bericht einschalten über eine besondere Festlichkeit, welche bei Gelegenheit der Feier des vierzigjährigen Stiftungsfestes der Gesellschaft, die Mitglieder derselben ihrem hochverehrten Freunde bereiteten:

Das Bankett der „Gymnastique"
am 27. April 1889
zu Ehren des luxemburgischen National-Dichters
Michel LENTZ,

Es ist wohl nie, seit unsere schöne Stadt steht ein glänzenderes Fest in deren Mauern gefeiert worden, als dasjenige, welches die „Gymnastique" am vergangenen Samstage unserem Nationaldichter Herrn Michel Lentz zu Ehren veranstaltet hatte Obschon nur Mitglieder der Gesellschaft zu der Feier zugelassen worden, war doch der Festsaal im Cercle-Gebäude bis zum letzten Platze besetzt; die Zahl der Theilnehmenden überstieg hundert und vierzig. Der Saal sowie der Tisch waren in passender Weise mit Blumen und Sträuchern geschmückt. . . . . .

Um halb acht Uhr wurde Herr Lentz, sein in Saargemünd wohnender Sohn, Herr Edmund Lentz, dem wir Luxemburger ja auch so viele schöne Lieder und Weisen verdanken, und Herr Victor Clement, der Schwiegersohn des Gefeierten, von dem Präsidenten in den Festsaal geleitet. Ehe man sich zu Tische setzte, erschienen ungefähr vierzig kleine Mädchen und Knaben in festlicher Kleidung, mit den Nationalfarben geschmückt, und sangen einige Strophen aus dem Feierwon; darauf hielt die siebenjährige Margarethe Fischer folgende Ansprache:

Herr Lentz.

Mir Kanner bréngen iéch haut ob èren Éerendag e Pokétchen; mir wenschen, dass der nach lâng gesond an zefrieden ennert ons bleiwt, an dass der ons nach oft léert, dât Land wât mir esô gier hun a schéne Liddercher ze besangen.

1) Z. B. D'Séche fun der röder Gêss. („Spass an Iérscht", S. 64—66.)
Turnerlidchen. (Ibid. S. 104—106.)
E Leiertŏn. (Ibid. S. 108—110.)
Trŏscht. (Ibid. S. 124—125.)
Wât as d'Liéwen? (Ibid. S. 174—177).
D'Turnen („Hiérschtblumen". S. 104—105.)
Klackentŏn. En Noruf un de P. Klein. („Spass an Iérscht," S. 226—227.)
Mer kommen haut fech d'Hol ophenken. Méngem Frend Dargent 1860. (Ibid. S. 229—230.)
Gilli Capus. (Eng Rês an den Oriént.) („Hiérschtblumen." S. 324—328.)

Mir biéden zu onser Hérrgott dass en onso Wonsch erhéort.

Nachdem die Kleine ihren prachtvollen, mit den luxemburgischen Farben geschmückten Blumenstrauß überreicht hatte, antwortete der tief ergriffene Jubilar mit folgendem Gedichte:

Un d'Kanner

dé mer de Feierwon an d'Hémecht hu gesongen um 40jèrége Steftonksfèst fun der Gymnastique, den 27. Abrel 1889.

Méng léf Kanner,

Wé huot dir dach fir méch sò schén
A fein am Takt mat krèfteg Tén
Dé Liddercher gesongen;
D'Broscht wor mer bal zersprongen
Sò as se foller Gléck a Fréd.
Nu lauschtert wât mein Hiérz iéch sét:
Gott soll iéch op èr Wéon
Elauter Blume stréen,
Fiòle fresch a Résercher,
Fir dat dir mat de Fésercher
Begénon net sollt Stèng an Diér.
Et soll och ère gudde Stiér
Frò a gesond am Friden
Iéch féeren heiniden,
Dass d'Èltren dé hir Léft iéch gin
Iéch emmer braf a weis gesin.
A wât er schénes hofft an dènkt
Dât gef iéch fun dem Gléck geschènkt,
Dat leschtég dîr durch d'Liéwe sprangt,
A lang aus foller Broscht nach sangt
Wé haut sò gut dé Weisen
Fu Frankreich, Belgié, Preisen,
A fun dem léwen Hémechsland,
Fun dem dîr drot a Flètsch a Band
Dé Farwe wò mer stoltz drop sin,
An dé mir fir kèng aner gin.

Ech wèrd fergiéssen net dén Dâg,
Wé dir mir sò fil Fréd gemâch,
A soen iéch mei bèschten Dank
Fir ère prèchtége Gesank.

Loszt iéch och gut dê Sâchen
Hei aus dèr Titche schmachen.

M. Lentz.

Dann überreichten noch sämmtliche Kinder Sträuße und Sträußchen und erhielt ein jedes ein Exemplar des ihnen dedizirten Gedichtes und eine mit Goldband umgebene Zuckerdüte.

Von dem Singen der Hémecht wurde Abstand genommen, da man die sichtliche Rührung des Gefeierten nicht noch steigern wollte, und die Kinder entfernten sich, froh und glücklich, das ihrige beigetragen zu

haben, um den zu ehren, in deſſen herrlichen Liedern ſie ſo oft alles beſingen, was ſie als ſchön und heilig anerkennen.

Die Stimmung war von Anfang des Bankettes eine der Gelegenheit durchaus entſprechende; ein jeder fühlte, daß es galt, bei dieſer Gelegenheit, die nationale Idee wie einen goldenen Faden durch das Feſt, welches unſerm Béranger gegeben wurde, zu flechten, und wurde die fröhliche Stimmung in keinem Augenblicke von der bekannten luxemburgiſchen Ausgelaſſenheit überflügelt.

Beim Deſſert erhob ſich der Präſident, Herr Advokat-Anwalt Paul Eltzer, und feierte in folgender, in luxemburgiſcher Mundart vorgetragener Rede, die Verdienſte von Michel Lentz:

Wa mir haut d'féerzégjéhregt Fest fun der Gym feiern, dann as et wèll mer haut nach gerad wé fir 40 Joer un den Égenhêten fun der Gesellschaft festhâlen, nèmléch un der Gemitlechkêt, ènger, wann och oft ausgelôssener Frélechkêt, un onser Freihêt an un onsem Nationalgèsecht. Mir kennen dât Fest net besser feiern, as wé doduréch, dass mer dén éeren, dén net elèng dé Égenhêten fun onser Gesellschaft an èngem hégo Grâd besetzt, ma dén och wosst so am Folék erfirzerufen.

Mir si stolz hién haut als onsen Érebirger ze besetzen, en huot ons dé gemitléch Liddercher gin, mat déne mer onse sauere Gréchen ferséssen, dé Liddercher dé d'Letzeburger an der Friémd sangen, wan d'Hémwéh se ukent; en huot ons de Feierwon gin mat dém d'Letzeburger séch stolz opwèrfen gént all Friém dé kémmen fir ons Grènzen emzewèrfen. En huot ons d'Hémécht gin, wó hién a grósso Wîrder dé déf Léft beséngt, dé all Letzeburger fir sei klèngt Lènnchen am Hiérz drét, dât zweschen dén âneren Natiónen do leit wé èng klèng Oasis, wé d'Glék an de Fride bléen. D'Wuort fum *Michel Lentz* as grósssartég: Sei *Spâss an Iérscht* an séng *Hiérschtblumen* sin ewé zwê Spigelen wó d'letzeburger Folékskiéwen séch molt a schéne Farwen an a krèftege Linien.

De *Michel Lentz* huot onst Folékskiéwen esó besongen, dass mer haut besser de Wiért fun onser Sprôch erkènnen, an dir musst net fergiéssen, dass d'Sprôch an den Égenhêten fun èngem Folék èng wichtég Plâtz ânhelt. Him ferdanke mer et, dass mer haut mé un onsem Land hènken, wèll nun all Letzeburger Hiérz an dé Wirder esó e stârke Widerhall huot font dé onse Régènt gesót huot wé en an d'Land kom as: *Mir welle bleiwen wât mer sin.* (Bravo!)

Dir erlâbt mer, Herr *Lentz,* iéch am Nuom fun der Gesellschaft als Zécho fun onser Bewonneronk an onsem Dank dese Bécher unzebidden. (Bravo!)

All dé dest Geschènk gesin, sollo wessen wé mir onsen Nationaldichter geéert a wé mir ons sèlwer geéert huon. Dir braucht net e lauter letzeburger Gréchen draus ze drénken, ma dir kéant och fransésche Bordo an deitsche Rheinwein draus drénken. Ère Patriotismus stéht esó hêch, dass ké Mensch drun zweiwelo wiérd, och wann der friém Weiner aus dém Bécher drénkt. (Stiérmesch Bravos.)

Er überreichte zum Schluſſe Herrn Lentz einen prachtvollen ſilbernen, im Styl

Louis XV. gearbeiteten Pokal, auf welchem sich außer dem luxemburgischen Löwen und dem Monogramme des Gefeierten folgende Inschriften befinden:

d'Gym hierem *Michel Lentz.*
Frot dîr no alle Seiten hien
Mir welle bleiwe wat mer sin.
Letzebureg de 27. Abrel 1889.

Es wurden dann dem Jubilar die Briefe und Depeschen, welche aus allen Gauen des Landes sowie von all den im Auslande wohnenden Luxemburgern, zu welchen die Kunde von dem zu feiernden Feste gedrungen war, eingelaufen waren, überreicht; es waren 42 Depeschen und 77 Briefe. Bei deren Inempfangnahme ergriff den Jubilar eine tiefe Rührung und hatten seine Tischnachbaren alle Mühe, ihn an die nöthige Fassung zu gemahnen.

Wie einfach auch manche dieser Gratulationen abgefaßt sein, wie hochpoetisch auch manche andere klingen mag, alle zeugen von der unbegrenzten Hochachtung und Anerkennung, welche Michel Lentz sich bei seinen Landsleuten erworben und von dem ewigen Monument, welches er sich in deren Herzen errichtet hat.

Wir können unmöglich bei der großen Zahl der eingegangenen Depeschen und Briefe auf jede einzelne Pièce eingehen; wir wollen aber doch besonders auf den Brief von einer in Paris wohnenden Luxemburgerin, Frau R. Lambert, geb. Worms aufmerksam machen und ihr hiermit mittheilen, daß der Jubilar ganz besonders durch ihr liebes Schreiben gerührt war.

Auch die Depesche des Hrn. Wilh. Lachnit aus Köln und Frau geb. Ferron (dieselbe ist ein Pathenkind des Jubilars) nahm der Gefeierte mit sichtlichem Wohlgefallen in Empfang.

Ferner sei auch hiermit der von Herrn Faber in Ettelbrück eingesandten Verse gedacht. Es ist das kleine Gedicht eine Perle, und können wir dem Autor ebenfalls die Versicherung geben, daß Herr Lentz eine innige Freude an demselben hatte.

In folgenden Worten toastirte der Gefeierte:

Dir Hèren,

Et sin nun 15 Joer, du hu mer dat 25zegst Steftongsfest fun onsem Ferein gefeiert. An dem Toast, dén éch du hu brûogt, hun éch um Enn gesot:

Ech hiéwen d'Glâs: Klor wé de Wein
Schéng d'Sonn allzeit dem Turnferein
Dat hié soll bléen a besto'n
Só lang as wé nach Hiérzer schlo'n
Fir d'Hémechsland só frei a schén
Mam Gléck so hèll wé d'Kannertrén,
Dat Hand an Hand dîr firu baut
Um Wiéréck dât mer feiren haut;
Wat d'Enégkét zesuome schmîd
Hûot kês d'Gewalt zum briéche krit.

A wât ech du gewenscht, et as zur Wórecht gin. Haut feire mir dât 40zegst Steftongsfest, an d'Gym stét erem do an hîrem fréere Glanz, an huot durch d'Enégkét, muonchem Sturm getrotzt, dén iwer s'as gezuen. Mir zu Éeren hûot dir dât Fest wolt feiern. Aus dem défste fu méngem Hîerz well éch ièch mei warmen Dank soen fir dé Sympathie dé dîr mîr entgént bréngt, a mei sélegt Gefill an é Wurt léen: Dank, dausend mol Dank. Wiê fun ièch góng net schon am schlengeléche Pâd an èngem donkle Besch,

wan d'Sonn durch d'Blieder Gold firun en hûot gesift an d'Fullen rondrem hir Liddercher am Lâf hu gesongen. So fâlen haut d'Sonnestralen fu Gléck an Zefriedenhêt mir op de Liéwenspâd, op dem éch wèrd wandren mat der Erenneronk un desen Owend, zum Tróscht an zur Fréd fu méngen âlen Dég. An dir huot mîr nach dé prèchtége Bécher geschènkt: Dén as fir méch wé èng hélég Haussteier, dat schénst Stéck bei méngem Hièrd, dat éch well fersuorgen an ophiéwe wé e Schâtz an draus drenken bei all grósser Geléenhêt. Et werd wé e Frend sin, dé mîr ferzielt fun allen dénen treien Hîerzer, dé éch em méch hei gesin. A wât as den Drâm fun allen dénen dé do schreiwen, molen, dichten a Méschterstécker haen aus Stén a Marber? *Ferstanen ze gin fun der Wèlt:* Ferstanen, dât Wûrt em dât séch d'Gléck an dem Stot an an der menschlecher Gesellschaft drét. Dât grószt Gléck hun éch font op dé schénen Dâg fun haut, dé Sonnebléck a mei Liéwen, wófun net elèng hei zu Letzebureg, ma aus allen Ecken fum Land, fun Dierfer a Stied a weît iwer séng Grènzen aus Frankreich, Belgié, Preisen, an Télégrammen, Bréf a Prosa an a Wersen mir de Beweis hu brûocht. A gesin éch méch hei um Desch, mat esó fillen treien Hîerzer emgin, dan as et natirléch, dass éch och un dén Owend dènken, wó mer onse Frend *Gilli Capus* gefeiert hun, dé fu sénger zwéter Rés an den Oriènt erem wor kom. Ech sin och op e Biéreg geklommen. Do fond éch èng frendlég Gesèllschaft fun Dammen. Eng derfun kemt mer mat Lècheln aus de freien Aan entgènt am zimpele Kléd an dé éch mat èngem onggeschminkte Baurekand ferglach a fun dèr éch gesot:

Naturkand wé èng Blimchen op der Héd,
Du Sproch só frei, só krèftig, kurz a gut,
Bleif wâs de bas, wât och de Friéme sét
Bleif emmer déngem Folk sein hêlégst Gut.

An si sét: Jonge Mensch; dîr hûot e gudde Gott zwó reîch Gowen an déng Wé geluogt: d'Harmonie an d'Musék fum Wersmosz, an èng feirég Léft fir dei Land.

Fun der Hécht hei kuk erôf wé et do ausgesprét firun der leît. Geseis de do dé eise Benn dé derdarch séch zéen a wóop de Feierwôn peift mat der Plimé fun Damp op der Stir a mam Wand flét fu Stâd zu Stâd, fun Duorf zu Duorf; héers du den Huomer klappen an der Wiérekstât, den Amboss klénken wó se d'Eise schmîden fir Plé a Maschinen ze mâchen fir der Iérd emmer an emmer mé ofzegewannen; geseis de dé Reichtom fum Land, d'Iérz schmèlzen an der Glosz fum hégen Uowen; héers du se hir sanft Liddercher sangen, d'Kwellen an d'Bâchen an zéen zum éwege Miér mat dé grósze Wâsseren; héers du d'Fillercher peifen a ramóeren durchenên a Besch an Hêcken an séch des Liéwens fréen; geseis du do hannen e Stiérche blénken an der Sonn; dat ass d'Schuor fun èngem Pló, dé get geléd fun èngem Kand fum Land, dât derhannert séng Freihét séngt. An den Dâl, an de Bescher fu stolzen Echen a Bichen, op de Bierger wó dé ferfâlo Burge stin dé ferziéle fu fergangnen Zeiten; an d'Gewânen, an d'Gârden an dénen Stiéd an Dîrfer leien. An aus dem Allem schmelzt séch zesuomen wé èng Stemm dé séngt èng onfergènkléch Symfonie dé *d'Natur* an *d'Arbécht* hésch an der all Krèften zesummen ténen fir d'Gléck an de Ségo fun déngem Land. An héch do uowen un de Wolken, mat èngem goldne Strâleglanz emgin, zwê Genien: Dén ên drét an der Hand en Olivenzweig: dât ass de Frieden; dén âneren e Schwiert mat èngem Schold, wó drop stêt

„Mei Rècht“ ; dât ass d'Freihêt fir d'Land zo beschîrmen gént Stûrm a Wiéder. Num zé erôf an déng Hémecht, a so en dât alles a Liddercher dé sange fu Freihét, fu Gléck an Zefriedenhêt, fun dem éwege Gott dén séng Hand só oft a Geforen îwer et huot gehâlen ; fun der Familjen beim stellen Hiérd, am Spâss an am lérscht, só wé d'Liéwen et mat séch bréngt. *Dât as déng héleg Flicht.*

An ech sin erôf gânge fum Bierég an hu méng Rés ugefângen. Ech wor op de Letzeburger Parnass bei d'Muse geklommen an ech hu Gedichter geschrîwen a Liddercher gesongon fir mei Land, dât nach kèng hât. An dât wor net schwéer :

Wann e Land esó frei an esó schén ass wé meînt,
Fir d'Freihêt all Hiérzer dra schloen,
An enrem Strédâch esó gut wé am Schlass
Seî Folék ké Joch huot zo droen :
Ech brauch net méng Leier zo zwangen,
Et ass esó lîcht zo besangen,
Mat hiérzlécho feirégen Tén,
Wann e Land ass só freî an só schén.

Dé éscht hun éch wé Bréfdauwen ausflée gelosz a gekukt, op se och de Schlâg fenten, wuor éch so geschéckt. An si hun e fond. Dât wòr d'Hiérz fun de Kanner fum Land, an da sot ech : 'T as gerôden. An dât grószt Hiérz wolt ech droen dé héleg Léft, dât gliddégt Feier, dât a méngem brennt fir dé léf Hémecht, fun der éch soen

Meî Land ass meî Liéwen
Méng Léft ass meî Land,
Ech rufen 't an d'Welt aus
Mam Sturem a Wand.
Meî Land ass meîn Dénken,
Meîn Drâm, meî Gebiéd,
Dât déf aus dem Hiérz
Zum Allmèchtège riéd !

A fun dém éch haut besonnesch well soen :

Dém Lènnchen wó dé Schmuolmesch wunt
A wó dé Blimche blét,
An dém, só weît séng Biérger stin,
Muonch Hiérz só wârem schlét,
Fersuorg den Himmel Ró a Frîd
An alle Mensch vergonn
Dém hélge klènge Kepchen Iérd
Séng Plètzchen an der Sonnn.

An dèr Plètzche wó et och hêscht :

Seî Folek fró séch soe kann.
An 't si kèng eidel Drêm :
Wé wuont et séch só hêmléch dran,
Wé as't só gut dohém.

Do welle mir all zesummen hâlen mat ènger Énégkêt fun Eisen, an èng a fest zesumme sto'n, an et rufen dat et weit aûs no *Osten* a *Weste* klénkt iwer ons Grènzen, dat se ons dé Plètzchen an der Sonn fergonnen, an dann mam letzeburger Sèngerbond soen :

Dem Hémechsland no Süd an Nord
Héch op zum Himmel schâl
Aus voller Broscht wé ên Akkord.
En hêlege Choral!
Só lâng d'Sonn op ons Biérger schéngt,
Treî Hiérzer dran nach schlo'n.
Eng Stemm nach dran e Liddche séngt
Soll him sei Gléck besto'n.
Vivat Letzeburg, dreimol vivat!
Vivat d'Gym, dreimol vivat!

Herr Leutz brachte dann in folgenden Worten einen Toast aus auf unsern König-Großherzog und auf den Herzog-Regenten:

Dir Hèrren!

Féerzég Joer fun onser Gesellschaft feire mîr haut; féerzég Joer sin et nun, dass mîr enner dem Zepter fun onsem Kinek liéwen. Enner ons hei setzen der Hll, dé sech net erennern, wé et fir déne Joren hei huot ausgesin, a si gesin nemme wât ons dé lang Rei Joren huot bruocht. An dât kenne mîr mat Stolz weisen. Kuckt ons schén Stroszen a Brécken, dé wé e Spaweck d'Land durchkreizen, kukt ons Eisewéen, no England dé mésch um ganze Kontînent; kuckt ons Schólen an ziélt se wó ons Kanner dra léeren a schaffen, an dé un Zuol all Dâg wuossen. Kuckt ons Institutiónen, wó de freîe Gêscht derduréch zét, well se d'Wiérek sin fu freie Mènner, dé se ferbessert hun zenter 40 Joer zum allgemèng Ségen, zum matériellen wé zum géschtegen Opschwonk. An duorzó huot onse Kinék, trei den Traditiónen fu séngem Papp, ons d'Freihêt geloszt, onse Stot sèlwer ze mâchen, an allzeit dem Minister séng Ennerschreft gin. Hién ass an der ganzer Krâft fum Wûrt e konstitutionnelle Kinek. A wómat hu mîr dât alles fierdég bruocht. Mit èngem klèngen Haushaltsgeld hu mîr grósz Sâche gemâcht, mat Spuorsamkét an Uordnonk onse Stot geféert, an ech kont mat Recht sangen am Lidche fun der Freîhêt:

Wât onse Fleiss an d'Arbéchtskrâft
An hèll an deischtrer Stonn,
An onse freie Gèscht geschâft
Leit kloor do wé d'Sonn:
All Gléck dât mîr em ons gesin,
Der Freîhêt mîr et schelleg sin.

An zu der Freîhêt wor sein Trón dât bescht Fondement scho 40 Joer. An duorfir welle mêr och un en dènken haut op onsem Fest, zemol onst ganzt Land esó déf muss bedauren dass d'Krankhêt, dé béss, e leiden huot gedón an hién ons Geschéften huot aus der Hand misst léen, fir no dem Familiepakt se onsem Regént, dem Herzog Adolf fun Nassau unzefertrauen. Wé huot dén séng konstitutionnell Flichte *an ons* ferstân. En huot ons d'Hand gerêcht an ass ons entgént kom. Op der Grenz schon huot en ons Hiérzer gewón durch ê Wûrt: „Ech gi meî lèscht Blut fir d'Gleck fum letzeburger Land.“ Dât Wûrt huot durch d'Land geschâlt fun dem Gutland bis an d'Biérger fum Eslénk. A wé en den Êd geléscht a sot: „Ech hu méng Hémecht ferluor an hei eng nei fond, a mîr wellen bleiwen wât mer sin“, du huot en ons aus dem Hiérz geschwât, a mîr konnte roég sin iwer ons Zókonft. A wann et donnere géf op der Grénz no Osten, a krâcho gèf op der Grénz no Westen, da sténg onsen Adolf fest wé ons Fiélzen an der

Mett fum Land, a géf seng Henn ausstrecken an ons beschîrmen: an de Sturem géf sech léen. Jò, a mîr kenne Fertrauen hun: *Et huot nach kês en Nassauer sei Wuort gebrach.* Duorfir welle mîr ons Gliéser follen an drénken op Kinék a Regènt.

Vivat! Vivat! Vivat!

Herr Staatsminister Eyschen hielt am Schlusse des offiziellen Theiles folgende Rede:

Meine Herren!

Es steht geschrieben, der Vater wird in seinen Kindern belohnt. Dies ist der Fall bei M. Lentz. Der Vater hat dem Sohne seine Lieder in's Herz gesungen; heute tönen dieselben verjüngt aus dem Herzen des Sohnes wieder.

In unserer Kinderzeit gab es noch keine nationalen Lieder, wie es auch noch manche andere gute Dinge nicht gab, deren wir heute froh sind. Dank den edlen Gebern.

Welch schönen Eindruck muß das heutige Fest auf diese Kleinen gemacht haben welche eben hier, in unserer Mitte, unserm Volksdichter die schönste der Huldigungen dargebracht haben!

Unsere Kinder sind die Zukunft, sie sind unsere Hoffnung. In den letzten Wochen, wo alle Luxemburger so treulich geholfen haben, Vergangenheit und Zukunft recht fest zusammenzukitten, haben wir ja nur für Diejenigen gewirkt, welche nach uns kommen. Mögen dieselben die Freude und der Stolz ihrer Eltern sein, wie Edmund Lentz die Freude und der Stolz seines Vaters ist!

Indem wir auf das Wohl des Sohnes trinken, ehren wir ja den Vater!

Diese Rede wurde in der bekannten brillanten Weise vorgetragen und verfehlte sie nicht, den donnernden Beifall der Theilnehmer hervorzurufen.

Die Capelle des in Metz garnisonirenden 130. Regimentes, welche das Concert, welches ausschließlich aus luxemburgischen Pièces zusammengesetzt war, spielte, hat ihre Aufgabe in vorzüglicher Weise erledigt.

Einem jeden Theilnehmer an dem Feste lag der Text der zu singenden Lieder vor und sind wir überzeugt, daß nie Herr Lentz die Kinder seiner Muse besser hat vortragen hören als wie von den 140 Mitgliedern der Gymnastique, welche sich ihm zu Ehren versammelt hatten.

Besonders die „Hémecht" wurde verschiedene Mal in großartiger packender Weise gesungen; die letzte Strophe Oh du do uowen dem séng Hand etc, welche nach alter, in der Gesellschaft stets beobachteten Gewohnheit, stehend gesungen wurde, drang wie ein frommes Gebet zum Himmel und sind wir überzeugt, daß es den hochwürdigsten Nachbarn des Cercle nicht wenig gefreut haben wird zu hören, wie schön die Mitglieder der „Gym" bei Gelegenheit zu beten verstehen.

Allgemein wurde bedauert daß Herr E. H., welcher bei den frohen Zusammenkünften der Gesellschaft das hohe Lied vom Vaterlande stets zuerst anstimmte, durch Krankheit verhindert war, bei dem Feste zugegen zu sein.

Gegen halb zwei Uhr verabschiedete sich Herr Lentz und wurde ihm zu Ehren als „Gute Nacht" der Foierwôn in feierlicher Weise nachgesungen.

Nachher wurde noch weiter gesungen und auch „pas mal" getrunken und längst hatte man bereits „Fern im Osten über Madagascar Frühlicht erglänzen" sehen als sich die letzten Gäste nach Hause begaben.

Die Gym wird den 27. April 1889 in goldenen Buchstaben in ihre Annalen niederschreiben und die Mitglieder, welche an dem Feste Theil genommen haben, werden stets mit Freude des Tages gedenken, an welchem sie ihrem Ehrenmitgliede, dem

Sänger des lieben Heimathslandes, ihren Dank und ihre Liebe in so schöner Weise aussprechen konnten.

Es sei uns gestattet, nach diesem Berichte, noch eine kurze Schilderung des Charakters von Michel Lentz, nach dem bereits öfter citirten „Gedenkblatt" von Gregor Spedener, der vorliegenden Biographie einzuverleiben:

„Wo uns Lentz in seinen Dichtungen zur Bewunderung nöthigt, da haben wir es mit dem Dichter und dem Menschen zugleich zu thun. In seinem Naturell finden wir auch nicht den leisesten Widerspruch mit seinem geistigen Schaffen: er war ein Patriot von reinster, tiefinnigster Liebe für sein Vaterland, und was aus seinem dichterischen Geiste übergeflossen ist in die Feder, das ist alles nur der echte, wahre Abglanz seines für's Vaterland erglühten Herzens, das in harmonischem Einklange stand mit seinem Volke, aus dessen ureigenster Sprache er das nationale Kolorit für seine sämmtlichen Dichtungen schöpfte.

„Lentz war seiner ganzen Anlage nach nicht zum Pessimisten geboren. Wer Kunst und Natur als zwei Quellen idealer Erhebung so betrachtet und für sein persönliches Leben so daraus schöpft, wie unser Nationaldichter dies gethan, dem verklärt sich das Dasein trotz aller Unebenheiten immer wieder zu einem, wenn auch nicht wolkenlosen, so doch freundlichen Himmel, und so half ihm ein glücklicher Humor über die Klippen weg, an denen des Lebens Schifflein gerne scheitert. Er setzte sich mit allem Bittern und Unangenehmen schnell auseinander, grübelte nicht lange über Unabänderliches nach und erhob sich auf humoristischem Wege souverän über die Misere des Alltagslebens — die verzehrende Zweifelsucht, jene Krankheit, die Hader und Zwietracht unter dem Volke nährt, kannte er nicht: ein offenes Wort im kernigen Luxemburger Dialekte gesprochen, erschloß gleich das Herz des Dichters . . . . . Lentz war entschiedener Anhänger des Optimismus, und sollte er auch manche trübe Täuschung erfahren haben, seine ideal veranlagte Natur überwand in emsiger Schaffenslust den Eindruck einer bösen Stunde.

„In Lentz glühte nur die Liebe zu seiner Muse und in ihr die Begeisterung für's Vaterland." [1]) Citiren wir hier noch ein, aus competentester Feder geflossenes Urtheil über Michel Lentz: „Heimathsliebe war sein ganzes Leben; „Mir welle bleiwe wât mir sinn" sein einziger Gedanke. In diesen Worten gipfelte sein Streben, sein einziger Stolz. Mit dem ersten Gebete lehrte er seine Kinder, das Vaterland zu lieben. Er zeigte ihnen dessen Schönheiten, ließ sie dessen Freiheit schätzen und legte ihnen an's Herz die tiefe, unzerstörbare Hingebung an's theuere Heimathland."

1) Loc. cit. S. 16—17.

Diese Worte werden durch folgendes Urtheil nur bekräftigt: „Ein goldener Faden zieht seine schimmernde Wellenlinie durch alle Gedichte unseres Michel Lentz. Mag der Text seiner Schöpfungen ernsten oder heiteren Gesichtes sein; mag er seine Motive am Borne großer Dichter des Auslandes geschöpft oder sie an dem gleißenden Horte unseres reichen Sagenschatzes an's Tageslicht gefördert haben, — ein Gedanke ist es, der alle seine Dichtungen beseelt, ihnen jenen geheimnißvollen Zauber verleiht, der uns die Wunder altägyptischer Märchenwelt vorzaubert: Die Liebe, die unbegrenzte Liebe zum Vaterlande." [1])

Als Schluß unserer leider nur allzuspärlichen Notizen aus dem Leben von Michel Lentz wollen wir noch nachstehenden ergötzlichen Auszug aus der vortrefflich redigirten, echt luxemburgischen Zeitung von Chicago, der „Luxemburger Post", unsern Lesern mittheilen:

In einer umliegenden Ortschaft [2]) der Stadt Luxemburg war Michel Lentz von Jung und Alt, und besonders von der Kinderwelt unter dem Namen „das kleine Männchen" bekannt. Bekanntlich war unser Dichter als Büreaukrat bei der Regierung beschäftigt; dies ermöglichte es ihm, frei von allen Sorgen sich mit Lust und Liebe der Kunst zu widmen. Nach Schluß der prosaischen Dienststunden unternahm er täglich bei einigermaßen erträglichem Wetter einen Spaziergang über Hollerich nach dem Bahnhof hin. Seine Erscheinung mußte nach kurzer Zeit in dem stillen Alltagsleben des Dorfes auffallen. So kam es auch, daß die spielende Jugend gar bald von ihm Notiz nahm und ihm nach ihren kindlichen Begriffen die seiner Statur anpassende Bezeichnung, „Das kleine Männchen," anhängte. Der Dichter war ein Kinderfreund, was zur Folge hatte, daß Knaben und Mädchen reihenweise bei seinem Spaziergang sich ihm näherten und ihm die Hand drückten. Der charmante Herr, der leicht und kurzgemessenen Schrittes wie eine zimperliche Jungfer einhertrippelte, und auf seinem täglichen Erholungsgang mit sich selbst redete, hatte für die Kleinen immer ein munteres Wort, wie z. B.: „Wŏ wuônt dĕi Papp?" — „Gêst du an d'Schŏl?" — „Kanner, wann der e ganzen Dâg spilt, da kennt der nêischt lĕeren." — „Wŏ ass dĕi Nuôm?" u. s. w.

Die Eltern, denen ihre Sprößlinge vom lieben „kleinen Männchen" erzählten, kannten den Dichter auch meist nur diesem Namen nach; die Mehrzahl der Erwachsenen hatte gar keine Ahnung, daß der kleine Mann mit dem grauen Wilhelmsbart den „Feierwon" gedichtet hatte, dessen Refrain jedes Büblein zugleich mit seinem ersten Höschen sich aneignet.

„Der Dichter war die Pünktlichkeit selbst. Er war sozusagen die wandelnde Uhr der Dörfler. Um $5^1/_2$ Uhr passirte er, und manche

1) Loc. cit. S. 47.

2) Es ist die Ortschaft Hollerich gemeint.

Hausfrau richtete sich nach ihm, um's Feuer zur Abendsuppe anzuzünden. „Et as halwer sèchs, de klènge Männchen as schon erdûrch!“ [1])

Die Nachricht von dem Tode unseres Dichtees war eine Trauerbotschaft für das ganze Luxemburger Land und auch für alle dessen Kinder, die auf den weiten Erdenrund zerstreut sind.

Kaum war die Kunde von dem Hinscheiden des gefeierten Michel Lentz bekannt geworden, als auch schon am folgenden Nachmittage die Vorstände aller hauptstädtischen Vereine sich im Stadthause vereinigten, um sich zu beratschlagen, wie die Bestattungsfeierlichkeiten in der würdigsten Weise vor sich gehen könnten. Und wahrlich! Dieselben waren **großartig!**

Das ganze Land trauerte um Michel Lentz und aus allen Gegenden strömten die Einwohner herbei, um an seinem Leichenzuge, der demjenigen eines Fürsten glich, theilzunehmen. Alle Vereine der Stadt und Umgebung waren vertreten und sogar aus weiter Ferne waren vollzählige Vereine und Deputationen mit schwarzumflorten Fahnen herbeigeeilt. [2]) Die Großherzogliche Regierung hatte die Landesfahne über dem Sarge des Verstorbenen zum Zeichen der allgemeinen Trauer ausbreiten lassen. „Seit dem Hingange des seligen Erzbischofes Adames,“ schreibt Hr. Spedener, [3]) „hatte Luxemburg kein solches Begräbniß mehr geschaut. In die ernsten Weisen der Trauerlieder mischten sich die wehmüthigen Klänge der Trauermärsche und als der unabsehbare Zug durch die Straßen der Stadt zog, mit ehrfurchtsvollem Schweigen, begrüßt von einer nach Tausenden zählenden Volksmenge, da sah man in den Augen Vieler stille Thränen blinken. Am Grabe des Dichters neigten sich die Fahnen über dem Sarge desjenigen, der die Fahne glühender Vaterlandsliebe vier Jahrzehnte hochgehalten hatte . . . . . .“ [4]) Am offenen Grabe sang ein hauptstädtischer Verein die letzte Strophe der „Hémecht“ und die Feuerwehr der Unterstadt Grund spielte die Melodie dieses Liedes. Als das letzte Gebet der Geistlichkeit und des Volkes verklungen war, hielt Herr Staatsminister Paul Eyschen eine Grabrede, die merkwürdig genug ist, hier wiedergegeben zu werden, „nicht bloß weil sie an und für sich interessant und in sprachlicher Hinsicht ein Meisterwerk ist, sondern auch weil sie eine treffliche Charakteristik des Dichters und dessen Wirkens enthält.“ [5])

D'get ons all rècht schwèer fun desem Grâf hei fort ze gôn,

---

1) I. Jahrg. 1897. Nr. 6 vom 15. Mai, S. 5, Sp. 3 bis S. 6. Sp. 1.

2) Es wurden bis an die 30 verschiedene Vereine gezählt.

3) Loc. cit. S. 11.

4) Loc. cit. S. 11.

5) So Tony Kellen in der Beilage zur Allgemeinen (Münchener) Zeitung. Jahrg. 1894, Beilage-Nummer 262, S. 3 Sp. 1.

wèll dass e gudden, treie Frénd fun ons all, dé mer hei begrûowen hun. E wîrkléchen Dichter wor de Lèntz, an ê fun de bèschten fun alle Létzeburger.

Spâsz an Ièrscht huôt hî gesongen, fu Lêd a Fréd, wĕ d'Lîewen et gŏf, ower all dĕ wârem Lidder fum Familjelîewen, dĕ sŏ zârt sin an sŏ rèng, séng Kanner dĕ en esŏ gîer hât, an hîr Mamm, sî wesse wŏ se hîer kommen. An all dĕ feirég Lidder fun der Freihêt, séng âl Frénn, a mir âus der Gym, an dèr hîrem Nuôm éch hei d'Éer hun ze rîeden, mir wessen, dass dĕ Blumen all erwuôst, séng Hîerschblumen och, dĕ nach esŏ fresch waren, wĕ wann se am Frĕjôr fu séngem Lîewen geplékt wäre gin: sî sinn erwuôst dĕf, dĕf âus séngem Hîerz.

An de „Feierwôn", an „Ons Hémécht", an all dĕ Lidder, wŏ de Lèntz dra geschriwen huôt wât ons Follék während fofzég Jôr gelidden huôt a gefuôrécht, erhofft an erwenscht, hîen huôt ons sèlwer gesôt wŏhîr en se hât.

„Méi Land as méi Lîewen", sôt hîen.
„Méng Lĕft as méi Land.
„Méi Land as mêin Dènken,
„Mêin Drâm, méi Gebîed,
„Méi Land as mêin ênt a mêin alles."

A séngem lèschte Boch, op der lèschter Sêit, do stêt séi lèschte Wonsch:

„A wann emôl onser Hèrrgott méch
„Aus deser Wèlt hei rift zŏ séch;
„Dat éch an d'ĕwég Rŏ méch léen,
„Da schreift op d'Grâf mer op de Stên:
„Hei lêit e létzeburger Kand,
„Dém nêischt mĕ lĕf war wĕ séi Land,
„Wât hîen am Hîerz dûrch Frêd a Plô'n,
„Huôt allen Ènnen mat gedrôn".

Mîr welle fill mĕ schreiwen op séi Grâf.

Mîr schreiwen drop de Luôf an den Dank fun dénen dausend, dausend Létzeburger, dénen dem Lèntz séi Lidd haut Frêd, a muôrgen Trŏscht bruôcht huôt.

Mîr danken em fir dât rêicht Vermêchtnéss fun hèrrléche Gedanken an hĕge Gefiller, dât hî schon zu sénge Lîewzeiten dem Follék ze dêle gin huôt, an un dèm d'Hîerzer fun onse Kannskanner séch nach erfrêe sollen.

Mîr danken em och fir dât Stéck Arbécht fu fofzég Jôr, wĕ hîen, ewĕ den Dicks, un onser hârder Sprôch gehummert huôt a gefeilt, fir drâus en eisene Rêf ze schmîden em d'létzebufger Fol-

lék. Haut ass ons Sprôch, zenter dass se geschriwe get a gedrékt, dât Band, wât d'Létzeburger och fir d'Zŏkonft zesummen hèllt: Arem a Rêich hei am Land an och all dĕ dobaussen, dĕ zu Parêis schaffen a sangen an hîre Mansardskimmercher, an dĕ do schaffen a sangen an de Farmen an Nordamerika.

Fir haut gi mer em Blume mat an d'Grâf, a mîr lôszen him séng Stécker nach êmol spillen. Mîr hu séng Lêich an de létzeburger Fuôndel gewéckelt a fun allen Ècken an Ènnen âus dem Land hun se hîr Fîendel geschéckt, fir séch èng lèscht Kĕer firun em ze fernêipen an em Èddĕ ze sôen.

Ower ênt kenne mer haut nach mâchen: u séngem Grâf hei welle mer ons d'Hand an d'Wuôrt gin, fèst ze hâlen un onser Scholl, an trei zesummen ze stôn zum Trŏn an zum Land. A wann dann, wât Gott verhidde mîecht, den Dâg nêsz komme sollt, wŏ bâl nêischt mĕ bleift, wĕ ons fèst ze stêipen op onst Rèccht, da soll âus desem Grâf dem Lèntz séng Stemm erem schâlen dûrch d'Land, an da wêsz jidderên datt do erem d'Stemm as fum ganze létzeburger Follék!

Mîr hun elo ĕnescht gebîed, zum Bewêis, dass mer êns wâren mat dem Ferstuôrwenen a séngem Glâf, an a sénger Hoffnonk op en ânert Lîewen. Et as en ânere Glâf, éng Hoffnonk an èng Lĕft, an dénen mer och all êns wâren mat dem Lèntz: Fir onst hîerzécht Hêméchtsland welle mer bîeden, an dĕ Vateronser welle mer bîeden dèn de Lèntz ons gelĕert huôt:

„O dû, do uôwen, dèm séng Hand
Dûrch d'Wèlt d'Natiŏne lêt,
Behitt dû d'létzeburger Land
Fu frîemem Joch a Lêd!
Dû huôs ons all als Kanner schon
De frêie Gêscht jo gin,
Lôsz firu blénken d'Frêihêtssonn,
Dĕ mîr sŏ lâng gesinn."
„Onser Hèrrgott, hâl déng Hand,
„Iwer d'létzeburger Land!" [1])

Noch ein anderer langjähriger Freund und enthuſiaſtiſcher Verehrer unſeres Michel Lentz hatte die Abſicht gehabt, dieſem bei ſeinem Begräbniß einen recht herzlichen Nachruf zu widmen. Als derſelbe merkte, daß Herr Staatsminiſter Eyſchen eine Rede halten wolle, zog er ſich beſcheiden zurück. Gleichſam nur durch einen puren Zufall erhielten wir vor Jahren ſchon davon Kunde. Bereits damals wandten wir uns an jenen Herrn, mit der Bitte um eine Abſchrift des geplanten Nachrufes.

1) Gregor Spedener, loc. cit, S. 11—15.

Sie wurde uns ganz bereitwillig mitgetheilt. Nach Durchlesung desselben baten wir um Erlaubniß, denselben bei Gelegenheit der Veröffentlichung einer Biographie von Michel Lentz verwerthen zu dürfen, Erlaubniß, die uns schließlich auf unser anhaltendes Bitten und Drängen gewährt wurde. Nachfolgend nun dessen Wortlaut:

Dem Dichter fun der Hêmécht, dem idéale Papp fum **Follék**, gehéert zum Ofschêd an d'Éwégkêt en Nôklank âus dem Follék, **e lèschten** Èddě an der Hêmécheprôch.

Wât hîen ons wor, dât si' mer elo gewuôr gin bei **der trau**récher Nôrîcht fu séngem Dŏd. Et as èng Schudderéng dûrch d'Dèllten an îwer d'Bîerger fum ganze Létzeburger Land gângen an se huôt dûrch d'Brosch fun all sénge Kanner geschlôen. Esŏ ewě e gudde Familjepapp séng **Kanner kènnt** an an de gehêmste Fâle fun hîren Hîerzer ze lîese ferstêt: esŏ huôt hîen ons kaṇt an ons âus der Sěl eraûs ze sange gewoszt. Wě kên âneren huôt hîen et ferstânen, „d'Gewalt fun den donkle Gefiller", dě an den Hîerzer fu sénge Létzebûrger Landsleide geschlommert hun, z'erwèchen an se a séngen hèrrléche Liddern un d'Dâglîcht ze zěen, dass et a jidder Brosch hèll gŏf. *Dât* as dém **Maṇ**, dé mer hei an den Ièrdbuôdem **fersènken**, sêi grŏsze Ferdéngscht u séngem Land an u séngem Follék.

Den Himmel hât him d'Gnuôd fun de Lidder geschènkt. Bei him as nêischt wât gesicht as, nêischt wât gemâcht as — nên: ewě èng Kwèll dé klôer âus dem **Fîelz** eraûs sprudelt, esŏ kémmt et fun him an erfrescht Jidderên, dé **Létzeburgesch** fillt an dènkt, **Grŏsz** a Klèng, Jonk an Al. En huôt ons èng Ièrwschaft hanner**lôsz**, op dě as mer stolz sin an dě bis an dě **fèrenst** Zêiten onsen Nokommen zum Gléck as. Séng Lidder dě reihe séch déne bèschten un, dě fun de Poëten âus âneré Natiŏne gemâcht si gin! ewèll si sin dé richtéchen Ausdrock fum èchte Menschegefill. Hîe séngt fu Menschefrèd a fu Menschelêd, fun Allem wât èng Menschebroscht fillt, fun Allem wât schěn a grŏsz, gutt a brâf, idéal a nôbel an èngem Menschelîewe si kaṇ.

Ech **mîecht** bei dèr Geléenhêt de Wonsch âusdréken, dé **scho lâng bei fille Frénn** fun onser Follékesbildonk am Gehême bestânen **huôt; an dén as**: Dě Hèren dě iwert ons Follékesschŏl gesât sin, **a besonnesch dě** Hèren Autore fun de Lîesbicher fir ons Schŏlen **a Kollěschen**, mîechte séch dě Sâch zŏ Hîerz huôlen an onse Létzeburger Schreftstèller, fir Allem onsem Dichterpapp, em dém séng Rŏplâtz an der Éwégkêt mir hei foll Schmîerz ferênécht stin, dě Berickséchtéjonk schènken, dě hinne scho lâng mat Rècht zŏkoṇt wîer.

Et wièrft ên onser Zêit fir, dass se ze fill am Matérialissem op gĕng. Onse ferstuôrwene Frend huôt den Danz em d'gélde Kallef net matgemâcht. En huôt e bescheidend Lŏs gelîeft, e wor zefridden a grŏsz doann, an honnertfèltéch si séng Vèrsen, wŏ en dât dran âusdréckt. Sei Lîewen as opgângen a sénger Arbécht als Dénger fum Staat an a séngen Idéalen; an dât schĕnst, dât mèchtéchst fun all séngen Idéalen, dât wor d'Frêihêt an d'Gléck fu séngem Land, dè „Kepchen Iêrd", dén him îwer Alles gŏng, fir dén as hîe mat all sénge Krèfte gelîeft a gestrîewt huôt, sêin ênzéchen, sêin ĕschten a sêi lèschte Gedanken. Wĕ e rŏde Fuôdem zĕt séch dĕ Lĕft zŏ séngem Land dûrch all séng Wîerker an an dausende fu Vèrsen huôt en er en Ausdrock gin, dén ons all an hêlécher Begêschteronk mat fortgerass huôt:

„Mêi Land as mêi Lîewen, méng Lĕft as mêi Land,
„Ech rufen 't an d'Wèlt âus bei Stûrem a Wand.
„Mêi Land as mêm Dènken, mêm Drâm, mêi Gebîed,
„Dât dĕf âus dem Hîerz zum Allmèchtége rîed."

A glêich mat séngem Land huôt en och de Kanner all fun dém Land, dĕ ganzéch Létzeburger Familjen a sêi rêicht Hîerz âgeschloss a fir hïrt d'Gléck gewîerkt:

„An d'Leid an der Hêmécht wât hun éch se gîer,
„As wa fun en Allen e Brudder éch wîer.
„Méng Leier dĕ klénkt en am Liddchen entgĕnt:
„Onst Land îwer Alles, dât gléckléeht, dât schĕnt;"

Ech mîecht nach e Wuôrt un d'Familjen fun onsem Dichter rîeden, an ĕschter Rei d'Madamm Lèntz, dĕ trei Gefèrtin fu sénge Wîerker, dĕ him no Krèften de Lîeweswé ferschĕnert huôt; un d'Kanner an d'Kannskanner, dĕ hei mat ons em sêi Grâf fersammelt stin an e Ferlosecht ze beklôen hun, dén néischt hinnen ersètze kaṇ. D'ganz Land as hinnen Dank schélléch fir all dĕ Mĕ an all dĕ Suôrgen, wŏmat as se séngem Dichter den trauréche Lîewesowend [1]) esŏ wêit as Kannerlĕft et fîerdéch bréngt, fersĕszt a schĕ gemâcht hun. Se mĕge séch trĕschten, ewèll se stin net elèng. Mat hinnen trauert e ganzt Land, mat hinne bekloen zwêhonnertdausend Létzeburger hîen, dè jo Papp fun Alle wor an dè mer jo All mat glêicher Lĕft an ons Hîerzer geschlosz hâten. Se mĕge séch trĕschten, ewèll — dè Maṇ as jo nét dŏd! En huôt ons jo némme fir èng kûrz Zêit èddĕ gesôt, fir an e fill bèssert Land ze gôen, wŏ mir erem bei hîe kommen. Sêi Gêscht, sêin treit Hîerz, sêi rêicht Gemitt, dĕ si bei ons bliwen, a si blei-

1) De Lèntz wor dĕ 5—6 lèschter Ménd fu séngem Lîewe blann gin an as a rècht trauréchen Zŏstènn no an no âusgângen.

wen d'Ègentom fam Follék esŏ lâng as èng Létzeburger Brosch schlĕt, esŏ lâng ewĕ ons Fîelze stin, dûrch all Geschlèchter, an all Éwéckêt!

A nu schlôf rŏéch, Méchel Lèntz, dêi Fermîechtnész as ons Allen hêléch. Dè Sôm dèns dû gesĕt huôs, dèn drĕt séng Frîchten an aûs déngem Grâf erwuôssen dem Land nei Krèften, dĕ mat frésecher Begêschteronk déng Idéen an déng Lĕft zum Hêméchsland de folgende Générätiŏnen îwerdrôen Èng no der âner, a mîr haut fir, mîr lêschten den Êdschwuôr op déngem Gräf:

Fèst um Land!
Trei onsem Méchel Lèntz!
A'
Lĕwer zesuôume ferdîerwen a stîerwen,
Als onsem Land nét séng Frêihêt ferîerwen!

Unſeren bishergebrachten biographiſchen Notizen über Michel Lentz möchten wir noch einige Details hinzufügen, die uns erſt nachträglich bekannt worden ſind.

Wie geſagt, ſtarb Michel Lentz am 7. September 1893. Der Zufall wollte, daß am folgenden Tage eine Sitzung des Gemeinderathes der Stadt Luxemburg ſtattfand. Hierüber leſen wir in einer uns von Freundeshand zugeſtellten Zeitung folgenden Paſſus: „Zu Anfang der Sitzung beantragte Hr. Herriges, man möchte zum Zeichen der Trauer für den verſtorbenen Nationaldichter Lentz die Sitzung während fünf Minuten aufheben. Dieſem Erſuchen wurde willfahren und erklärte der Bürgermeiſter (Hr. Braſſeur) daß nach gepflogener Rückſprache mit den Präſidenten der Vereine dieſe in corpore an dem Begräbniß theilnehmen würden, daß die Stadt einen Kranz auf dem Grabe des Dichters niederlegen wolle und daß der Leichenwagen erſter Klaſſe auf Koſten der Stadt die Leiche zum Friedhof führen werde," [1])

Wie dieſe edle Handlungsweiſe von Seiten der Hinterlaſſenen des Verſtorbenen auch in ihrem vollen Werthe gewürdigt wurde, erſehen wir aus nachſtehendem Auszug aus dem offiziellen Berichte über die Gemeinderathsſitzungen.

Séance du vendredi, 6 octobre 1893.

A l'ouverture de la séance, M. le Président (Brasseur) donne lecture de la lettre suivante, adressée par la famille Michel Lentz à Messieurs les membres du Conseil communal:

Luxembourg, le 20 septembre 1893.

Monsieur le Maire,
Messieurs les Conseillers communaux, Luxembourg.

1) L'Echo. Organe du parti national démocratique luxembourgeois. Jahrg. 1893, Nr. 42, S. 2, Sp. 1.

La famille de feu Monsieur Michel Lentz, profondément touchée des honneurs insignes que vous avez bien voulu rendre à son regretté chef, et de la sympathie que vous lui avez montrée lors du décès de Monsieur M. Lentz, nous charge de vous en exprimer ses plus vifs remercîments. Elle en gardera un souvenir impérissable.

Veuillez agréer, Messieurs, nos civilités les plus empressées.

(signée :) Edmond Lentz,
V. Clement.

M. le Président croit se faire l'interprête de tout le Conseil, en déclarant que le souvenir de Michel Lentz, notre poète national, restera impérissable parmi nous.

Le Conseil, se joint aux sentiments exprimés par M. le Président du Conseil. [1])

Zu Betreff der nämlichen Gemeinderathssitzung lesen wir :

Hr. **Servais.** Die „Kölnische Zeitung" hat das Andenken an den Dichter Lentz auf eine abscheuliche Art in den Koth gezerrt. Ich glaube, daß wir es dem Andenken an den Todten schuldig sind, dagegen zu protestiren.

Hr. **Bürgermeister.** Wir können uns doch hier nicht mit Zeitungsstimmen abgeben.

Hr. **Servais.** Die „Köln. Ztg." hat eine große Verbreitung und liegt hierlands auch sehr zahlreich auf, und ich finde, daß es an uns ist, gegen die Verübung einer solchen That zu protestiren.

Hr. **Bürgermeister.** Ich schließe mich den Gefühlen an, welche der Protest des Hrn. Servais hervorgerufen. [2])

Hiermit begnügte sich Hr. Emil Servais nicht. Er wollte seine Gefühle über die niederträchtige Art und Weise, in welcher unser Nationaldichter in dem kaum über seiner sterblichen Hülle geschlossenen Grabe verunglimpft worden war, auch vor dem ganzen Lande zur Öffentlichkeit bringen. Deßhalb ließ er im „Echo" den besagten Artikel abdrucken und begleitete denselben (Eingangs und zum Schlusse) mit einigen Reflexionen, welche gewiß in dem Herzen eines jeden ächten Luxemburgers einen mächtigen Widerhall und ungetheilte Anerkennung gefunden haben. Wir erlauben uns deßhalb den betreffenden Zeitungsausschnitt unsern Lesern mitzutheilen, damit auch sie sich selbst ihr Urtheil bilden können :

La *Kölnische Zeitung* a toujours servi de dépotoir aux or-

---

1) Ville de Luxembourg. Bulletin communal. N° 19 de 1893. S. 185, Sp. 1 bis S. 186, Sp. 2.

2) L'Echo etc. Ibid. N° 46, S. 2. Sp. 4 bis S. 3, Sp. 1.

dures des renégats luxembourgeois. Voici un specimen qu'elle pourra ajouter à la collection de ses titres de gloire :

Ein luxemburgischer Dichter.

Luxemburg, 30. September.

Michel Lentz, der poëta laureatus der Luxemburger, ist mit fürstlichen Ehren begraben worden. Aus allen Teilen des Landes waren Kränze für den entschlafenen Sänger eingetroffen; dieselben Fahnen, die vor einigen Wochen dem in die Hauptstadt einziehenden erbgroßherzoglichen Paar entgegengeflattert hatten, senkten sich über seine Gruft, und der Sarg wurde in den Falten einer von der Staatsregierung gespendeten Landesfahne der Erde übergeben. Staatsminister Paul Eyschen, der schon vor Jahren unter dem Namen Paolo eine kleine Schrift über Lentz veröffentlicht hatte, hielt die Grabrede auf Luxemburger Deutsch und versetzte die ganze leidtragende Versammlung in eine wehmütig-patriotische Stimmung. Und kaum hat der ewige Schlummer für den Dichter begonnen, so ist schon die Rede davon, ihm ein Denkmal zu errichten, und in der Presse verlautet sogar, die Regierung beabsichtige, in der nächsten Kammertagung einen dahinzielenden Antrag einzubringen.

Wie ist der Mann nun zu all dem Ruhm bei einem Völkchen gekommen, das nur der Alltagsprosa lebt und das sonst für Poesie und überhaupt für literarische Dinge sozusagen nichts übrig hat?

Michel Lentz hat zwei Bändchen lyrischer Gedichte in luxemburgischer Mundart veröffentlicht, wovon das erste den Titel „Spaß und Ernst", das zweite den Titel „Herbstblumen" trägt. Man beleidigt niemanden, wenn man behauptet, daß sehr wenige Personen im Lande diese Bändchen von Anfang bis zu Ende gelesen haben.

Aber unter den Gedichten befand sich ein Gelegenheitsgedicht, das Ende der fünfziger Jahre bei der Eröffnung der ersten luxemburgischen Eisenbahn gesungen wurde und damals besonders wegen seiner ansprechenden Melodie gefallen hatte. Es führte den Titel „Feierwon" (Feuerwagen) und endigte im Kehrreim mit folgender Anrede an die bei jener feierlichen Gelegenheit in Luxemburg versammelten Ausländer: „Kommt her aus Frankreich, Belgien, Preisen, Wir wollen euch unsre Heimat weisen; Fraget nach allen Seiten hin, Wie wir eso zufrieden sin." Das ist die wörtliche Verdeutschung des Kehrreims, wobei wir des Reimes wegen für das Schlußwort jedes einzelnen Verses die luxemburgische Form beibehalten haben. Der Leser ersieht daraus, daß es sich dabei einfach um gereimte Prosa handelt, und daß auch die Prosa nicht einmal als blühend bezeichnet werden kann. Nichtsdestoweniger kamen die Verse zu hohen Ehren, und das ging folgendermaßen zu. In den politischen Krisen der Jahre 1867 und 1870/71 hatte sich eine unbändige Angst der Luxemburger bemächtigt, das böse Preußen gehe mit dem Gedanken um, Luxemburg zu verschlucken. Da erhoben sie einen gewaltigen Lärm und fanden eben nichts besseres, als ihre Angst in den Kehrreim des „Feierwon" einzukleiden. Sie griffen nicht zu den Waffen und zogen nicht an die Grenze. Sie setzten sich in die Cafés und sangen von morgens bis abends den „Feierwon". Kein Mensch kannte sämmtliche Strophen des Liedes. Die gescheitesten Köpfe wußten die erste Strophe auswendig, der Allgemeinheit aber kam es nur darauf an, immer wieder die Schlußverse zu singen und Europa Kunde davon zu geben, daß die Luxemburger jedem Wechsel ihrer Geschicke abhold seien.

Schließlich schien ihnen die Bekräftigung ihrer nationalen Gefühle in der Lentzschen Form nicht mehr kräftig genug, und nun entstand folgende tapferer klingende Lesart des Kehrreims des Schlußvers: „Mir welle jo keng Preise gin!" Zu Ehren des Dichters muß hervorgehoben werden, daß er sich gegen diese kriegerische Ausgestaltung des Kindes seiner Muse immer aus Leibeskräften gewehrt hat. Aber man hörte nicht

an ihn und fand es muthiger, Preußen die Zähne zu zeigen. Aus alter Gewohnheit that man das denn auch noch später, als die kritischen Zeiten, ohne irgendwelchen Schaden anzurichten, vorübergegangen waren. Weil aber der „Feierwon" dem nationalen Empfinden der Luxemburger Ausdruck verliehen hatte, wurde der Sänger des Liedes in allen Gauen des Landes ein beliebter und volksthümlicher Mann, und er wurde nicht anders mehr als der „Nationaldichter" genannt.

Er hatte den Gipfel des luxemburgischen Parnasses erklommen, aber der Weg hinauf war nicht durch die blühenden Gefilde der Dichtung, sondern durch das Strauchwerk der Politik gegangen.

Die Luxemburger verdanken Lentz ein anderes Nationallied, „Die Heimat", das nicht in den prosaischen Pathos des „Feierwon" verfällt und letztern dafür an Wert bedeutend übertrifft. Trotzdem geben die Französlinge sich Mühe, das Heimathslied nicht aufkommen zu lassen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil es ihnen die Gelegenheit nicht bietet, auf Preußen zu schimpfen.

Von den übrigen Liedern des Dichters ist wenig oder nichts ins Volk gedrungen, denn der luxemburgische Bauer kann nur hochdeutsch lesen, und die Lentzschen Gedichte sind ihm ebenso fremd wie dem niedersächsischen Bauer die Erzählungen von Fritz Reuter.

Den Gebildeten aber, der diese Gedichte zu lesen vermag, fesseln sie nicht, weil sie doch eine zu geringe literarische Ausbeute ergeben.

Der poetische Flug hält sich stets auf bescheidener Höhe, und das beste, was Lentz besitzt, ist nicht specifisch luxemburgisch, sondern deutsch: seine Gemütstiefe. Diese hat ihm manches goldene Wort und manchen rührenden Vers eingegeben.

Es war übrigens an und für sich ein kleines Kunststück, den rauhen holperigen luxemburgischen Dialekt sprachlich so zu bezwingen, wie Lentz ihn bezwungen hat. Aber er hat so lange und so liebevoll an dem ungefügen Gesellen herumgefeilt, daß er Glanz und Form bekam und sich schließlich in die Fesseln des Versmaßes schlagen ließ. Dazu bot der Dialekt noch eine andere Schwierigkeit: er war unendlich wortarm und besaß nur Ausdrücke für die täglichen Bedürfnisse des Lebens. Für über das Alltägliche Hinausragende und für die Welt der höhern Gedanken gab es keine Wörter in dieser Mundart, die dürftig war wie ein Negerdialekt. Viele Gebildete suchen die Lücken noch heute durch französische Wörter auszufüllen, und so kommt es, daß der Dialekt nur im Munde der ungebildeten rein erklingt, während er im Munde der meisten Gebildeten zu einem gräßlichen Wechselbalg wird. Für jeden, der Sprachgefühl besitzt, ist es eine wahre Qual, den hier zutage geförderten sprachlichen Mischmasch anhören zu müssen.

Michel Lentz erkannte, daß einer solchen Ausgestaltung des Dialekts kein poetisch verwerthbares Ausdrucksmittel übrig blieb, und daß es die rein deutsche Mundart der Luxemburger entweihen heißt, wenn man durch Vermengung mit einer fremden Sprache eine häßliche Zwitterbildung daraus macht. Der Lyriker der luxemburgischen Dialektdichtung wachte eifersüchtig über die Reinheit seiner Sprache.

Wenn ihm ein Wort fehlte, so griff er ohne Zagen in den unerschöpflichen Schatz der hochdeutschen Muttersprache und schmolz den hochdeutschen Ausdruck in die Dialektform um. So hat er seine Sprache stets keusch und fleckenrein zu erhalten gewußt, und nur auf diesem Wege war es überhaupt möglich, in luxemburgischer Mundart zu dichten.

C'est tout simplement abject. On ne discute pas avec l'auteur d'un pareil écrit. Disons seulement qu'au point de vue des sentiments nobles et élevés, les Luxembourgeois n'ont rien à envier aux enfants de la Grande Allemagne.

Quant à la mémoire de notre cher poète national, elle n'est pas atteinte

par les éclaboussures du rénégat, et *Spass an Erscht* et le *Feierwôn* continueront à faire vibrer dans nos cœurs les sentiments d'indépendance et de patriotisme qui, quoi qu'en dise le collaborateur de la *Gazette de Cologne*, sont plus nobles que l'esprit de servilité et de délation qu'on rencontre chez ses pareils. [1])

II. Litterarische Studie.

Noch bevor der Name von Edmund de la Fontaine (Dicks) als luxemburger Dialektdichter in die Öffentlichkeit gedrungen, war der Name Michel Lentz, wenigstens im vertrauteren Freundeskreise, in dieser Eigenschaft bekannt geworden.

Das erste von ihm verfaßte Lied, ist, wie uns sein Sohn, Herr Edmund Lentz mitzutheilen die Freundlichkeit hatte,[2]) betitelt: Eng Hèllécht um Duôref. (En Zwêgespréch. 1837),[3]) zu welcher er auch selbst die Melodie verfaßt hat. Es ist eine allgemein bekannte Thatsache, daß Lentz seine Gedichte, (wenn auch nicht alle, so doch einen großen Theil derselben), theils in Zeitungen, theils auf fliegenden Blättern veröffentlicht hatte, bevor er, auf das Drängen seiner Freunde hin, sich dazu entschloß, die von 1837 bis 1873 verfaßten Lieder und Gedichte in einer eigenen Sammlung erscheinen zu lassen. Dieselbe führte den Titel: Spâss an Iérscht. Liddercher a Gedichten fum Mich. Lentz. (Dem Letzeburger Land zŏerkant). Letzeburég. Drock a Verlag fum V. Bück. 1873. Dieser, 319 Octav-Seiten umfassende Band enthält außer der Widmung an das Luxemburger Land (S. 2), dem Vorwort (S. 3—4), einem Gedicht an den Leser (S. 5—6), dem kurzen luxemburger-deutschen Glossar (S. 309—315) und dem Inhaltsverzeichniß (S. 317—319) zwei genau abgetrennte Theile, nämlich: 1. Dêl. Liddercher (S. 7—196), und 2. Dêl. Gedichten (S. 197—307).

Die im ersten Theile veröffentlichten Lieder (84 an der Zahl) sind, mit Ausnahme eines einzigen[4]), alle in unserem Dialekte geschrieben und mit theils vom Verfasser componirten, theils anderen bekannten Melodien versehen. Auch ist bei manchen derselben (bei 25) das Datum angegeben, wann oder bei welcher Gelegenheit dieselben verfaßt worden sind.

Der zweite Theil enthält 79 Gedichte in luxemburger Mundart und 5 in deutscher Sprache. Auch unter diesen sind 29 mit Datum versehen.

Ueber dieses Werk schrieb Lentz vor Jahren selbst: „Aus Gelegenheitsliedern und Gedichten hat sich nach und nach das Bändchen gesam-

1) Ibid. N° 46, S. 1, Sp. 4 bis S. 2, Sp. 2.

1) Brief vom 13. August 1897.

2) Spâss an Iérscht, S. 16—18.

3) Mein Lieb, S. 130—131.

melt, das ich in die Welt hinausgeschickt habe und welches das Publikum und die hiesige Presse mit soviel Güte aufgenommen haben. Es ist der Nachklang meiner Empfindungen aus dem Leben und aus der Natur, die ich über alles liebe, und das Resultat meiner Erfahrungen unter den Menschen. Was mich bewog, die ganze Sammlung herauszugeben, das war der Wunsch, einen bescheidenen Beitrag zur Litteratur der deutschen Dialekte zu liefern, meinen sangesliebenden Landeskindern Lieder zu geben, und dem leider viel verbreiteten Vorurtheile als eigne sich unsere Mundart nur zur Bearbeitung von spaßhaften, selbst trivialen Themata's entgegen zu treten. Ob mein Vorhaben gelingen wird, darüber lasse ich die Zukunft entscheiden; ich glaube als **Luxemburger** meine Pflicht gethan zu haben."[1])

Das Werk fand beim Publikum gute Aufnahme und Absatz und die Presse fällte übereinstimmend volles Lob dem Manne, der unter schweren pecuniären Opfern die erste Sammlung vaterländischer Lieder dem Volke zugängig machte.[2])

Im Jahre 1887, also 14 Jahre später, veröffentlichte Lentz eine zweite Sammlung von Liedern und Gedichten. Da er damals bereits 67 Jahre zählte, gab er diesem Bande den bedeutungsvollen Titel: Hiérsecht-blumen. Liddercher a Gedichten fum Michel Lentz. Letzeburg. Drock fum Joseph Beffort. Verlag fum J. Heintzé, 1887. Er wollte mit dem Worte „Hiérsechtblumen"[3]) andeuten, daß die in diesem Bande enthaltenen Lieder und Gedichte, gleichsam im Herbste seines Lebens verfaßt worden seien.

Bezüglich dieses Titels schreibt Lentzen's begeisterter Biograph: „Die in diesem Bande enthaltenen Lieder **stehen mit dem Titel nicht in Einklang.** Keine Herbstzeitlosen, nein, duftende Sträußchen, farbige Kinder des Frühlings sind es, die der Dichter uns bietet und welche beredtes Zeugniß ablegen von der reichen Gedankenfülle, die ihm innewohnte, geschärft durch eine unbegrenzte Begeisterung für sein Vaterland. Da findet sich — wie denn überhaupt auch in „Spâss an Iérscht" — kein einziges Gedicht vor, das nicht strenge nach den aristotelischen Regeln aufgebaut wäre; der Stoff ist klar durchdacht und abgetheilt; lieblich ziehen die Bilder an unserem Geiste vorüber und wachsen stetig bis zur Schlußpointe, in welcher die leitende Idee oder die Moral, welche Lentz in seine Verse gelegt, zu Tage tritt, ganz objektiv, ohne daß die Person des Dichters sich auch nur ein einziges Mal dem Leser aufdrängt. Mögen die poetischen Edelsteine bald als zartlyrische, bald

1) Gregor Spedener. Michel Lentz. Ein Gedenkblatt an unsern Nationaldichter. Luxemburg. P. Worré-Mertens. 1895. S. 5—6.

2) Loc. cit. S. 5.

3) Loc. cit. S. 7—8.

als philosophische Gedanken in seinen Dichtungen schimmern, ihre metrische Form ist stets von musikalischem Wohllaute."[1])

Wie fruchtbringend Lentzen's Muse in diesem Zeitraum gewesen, wird bewiesen durch den Umstand, daß diese Sammlung nicht weniger als 200 Lieder und Gedichte im heimathlichen Dialekte und 10 in hochdeutscher Schriftsprache enthält. Auch ist bei 26 der luxemburgischen und bei allen hochdeutsch geschriebenen Stücken das Datum angegeben. Melodien sind in diesem Werkchen keinem Liede beigedruckt, bei den meisten aber eine oder die andere bekannte Melodie angegeben.

Bezüglich der Melodien, welche unsere beiden Nationaldichter Dicks und Lentz zu ihren Liedern componirt haben, erlauben wir uns das Urtheil eines in dieser Hinsicht großen Kenners hier einzuschalten:

„Wât soll éch Iéch îwer de musikalésche Wîert fun onsen zwê ferstûorwene Frènn sôen? De **Lentz** wôr kê Musikant. Hîe wosst fu' Musék némmen wât Jidrê wêss, dé Schöle' matgemâcht hûot. Èng Mélodie as ègentléch kèng Musék, oder, wan Der wélt, as d'Musék fun der Natur, dě Jiderê mâche kan, dén dât rècht Gefill hûot, besonnésch alsŏ en Dichter. A' wat hûot de Lentz schěner gemâcht!! *Hién huot mer dat oft gesôt, dass e guor kèng Vèrse firdèch briécht, unné se zŏ gleicher Zeit ze sangen.* Hîe' wôr ewě den Troubadour âus der Zeit fum Méttelalter „Der Bringer der Lust, der mit süssem Klang mir bewege die Brust". Séng Harmonien hûot hié fu' Frénn, ewě den âlen Ziller, den Zinnen, etc. gemâcht krit. D'Harmonie ôwer, besonnésch de Sâtz fum Bâss, dât as d'Musék fun der Konsecht; dôfun hât hîe kèng Idě. Den **Dicks** ôwer dat wôr e' Musikant dén d'Konsecht fun Haûs âus krit hât an dé' s'och stoděert hât. Dât gesi Der op den ěschte Bléck u' sènge Wîerker, dě kénstlerésch pèrfèkt sin. *Sei* Gêsecht wôr jědefals grěsser a' mèchtécher ugelûogt."

Seit Veröffentlichung dieser seiner „Hiérschtblumen" hat Michel Lentz noch eine bedeutende Anzahl von Gedichten und Liedern verfaßt, welche er unter dem Titel „Wantergréng" zu veröffentlichen gedachte. Es ist hier der Platz, einiges Nähere darüber mitzutheilen:

„Als das Jahr 1889 zur Rüste ging, stand auch schon ein zweites Kind der Lentz'schen Muse, ein zweites[2]) Nationallied „d'Hémécht" in silberschimmerndem Gewande vor uns. In der Hauptstadt dachte man nicht an ein Jubiläum der „Hémécht", dagegen veröffentlichte die zu Wiltz erscheinende „Ardenner-Zeitung" einen Festartikel zu Ehren des

1) Loc. cit. S. 7—8.

2) Das erste Nationallied ist, wie ja jedem Kinde bekannt, „De Feierwôn", dessen 25jähriges Jubiläum im Oktober 1884 festlich begangen worden war.

Lentz'schen Liedes. Diese Widmung schloß der Verfasser[1]) mit den Worten: Indem wir den Dichter und Componisten[2]) warm beglückwünschen, hoffen wir, daß es Lentz noch recht lange vergönnt sein möge, im friedlichen Glücke seines Vaterlandes sich zu sonnen und daß seinen „Hiérschtblumen" noch eine große Anzahl anheimelnder Poesien als unverwelkliches **Wintergrün** folgen werden.

In einem Dankschreiben äußerte sich der Dichter „. . . . Und wie sich die verwandten Geister begegnen. Am Ende Ihrer Widmung geben Sie den Titel zu einer dritten Sammlung von Liedern und Gedichten „**Wintergrün**" an. Dadurch haben Sie den Titel erraten, unter dem ich an einem dritten Werke arbeite. Schon im Oktober letzthin habe ich die Widmung desselben an meine Frau „**Wantergréng**" überschrieben und sogar zwei Projekte zum Einband mit Blättern von Immergrün gezeichnet".

Die angekündigte dritte Gedichtsammlung unterblieb jedoch aus verschiedenen Ursachen. Die Geistesschätze existieren jedoch in Gestalt zahlreicher anheimelnder Poesien, und es wäre sehr zu bedauern, sollten diese im Lebensherbste unseres Dichters geschriebenen Lieder dem Volke vorenthalten bleiben.[3]) In diesen hinterlassenen Manuscripten leuchtet zu der Ungebrochenheit seiner schöpferischen Kraft, zu der Rüstigkeit und Frische seines Geistes immer noch der dichterische Funke in seinem ruhigen Abendsonnenglanze hervor. Die Jahre schienen den Dichtergreis nicht zu drücken . . ."[4])

Ueber Lentzens poetisches Wirken ist bereits so Vieles veröffentlicht worden[5]), daß bei uns der gewiß gerechtfertigte Zweifel aufstieg, ob wir

1) Gregor Spedener, Postbeamter zu Luxemburg, der erste Biograph von Michel Lentz.

2) Anton Zinnen, früherer Direktor des Conservatoriums (Musikschule) von Luxemburg.

3) Wie es scheint, soll denn doch der Wunsch der zahlreichen Freunde und Verehrer von Michel Lentz in dieser Hinsicht in Erfüllung gehen. Herr Edm. Lentz schrieb uns nämlich (loc. cit.): „Die hinterlassenen Gedichte meines Vaters werde ich unter dem Titel **Wantergréng** seiner Zeit veröffentlichen."

4) Greg. Spedener, loc. cit. S. 8—10.

5) **Wir verweisen** hier nur auf folgende Schriften:

a) Nikolaus Steffen. Das Vaterland. Wochenblatt für Luxemburgische National-Literatur. Luxemburg. Michel Bourger. Erster Jahrgang Nr. 4 vom 27. Juni 1869. S. 1. Sp. 1, bis S. 2. Sp. 2.

b) Dr. Paul Eyschen, Dem Foiorwon zu seinem fünfundzwanzigjährigen Jubiläum. (Von Paolo.) Luxemburg. V. Bück. 1884.

c) Luxemburger Dichter. Von Tony Kellen. (In „das Magazin für Litteratur, herausgegeben von Otto Neumann-Hofer. Berlin. 63. Jahrgang, Nr. 29, vom 21. Juli 1894, S. 5, Sp. 2 bis S. 6 Sp. 1.)

d) Luxemburger Dichter und Schriftsteller. Von Tony Kellen. II Michel Lentz. (In „Beilage zur [Münchener] Allgemeinen Zeitung. München. Jahrgang 1894. Beilage-Nummer 262 vom 13. November 1894. S. 1 Sp. 1 bis S. 4 Sp. 1.)

überhaupt noch weiter darauf zurückkommen sollten. Da bot sich ein Freund, mit dem wir uns hierüber besprachen, aus freien Stücken an, eine eingehende Arbeit über Lentzen's poetische Arbeiten uns zustellen zu wollen. Da dieser Herr eine sehr gewandte Feder führt und überdies in der luxemburger Litteratur sehr bewandert ist, nahmen wir mit Freuden diesen Vorschlag an. Nach Durchlesung der uns zugesandten Notizen drängte sich uns die Ueberzeugung auf, daß das Urtheil unseres Freundes im großen Ganzen mit dem unserigen übereinstimme und wir nehmen deßhalb keinen Anstand, in den nachfolgenden Seiten, wortgetreu diese Arbeit abzudrucken.[1])

1. Spâss an Iérscht.

Diese Sammlung beginnt mit einer Widmung des Dichters „Un d'Liëser", die er mit den schönen Worten schließt:

Hun éch êmol, êmol nemmen
An der Brosecht Iéch Trŏscht erwâch,
Kont éch êmol frŏ Iéch stemmen
An dem drĕwen Onglécksdâg,
Fir mein Dènken, fir mei Strîewen
Hun éch dan de rêichste Lŏn,
Well Èr Fréd tĕnt a mei Lîewen
Wĕ e goldne Leiertŏn.[2]

Sodann beginnt der erste Theil, welcher eine Sammlung von Liedern enthält. Unter diesen sind der „Feierwôn", der hier noch die ursprüngliche Ueberschrift „Letzeburger" trägt[3]) und „Ons Hémecht"[4]) natürlich am bekanntesten. Im übrigen findet man wenige Lieder darin, die in weiteren Kreisen Verbreitung gefunden hätten. Manche davon

---

e) Das bereits öfter citirte und mit überaus großer Wärme und Begeisterung geschriebene Werk von Gregor Spedener.

f) Ueber luxemburgische Dialekt-Dichtung von Dr. Nikolaus Sevenig (In: Deutsche Dichtung, herausgegeben von Karl Emil Franzos. Berlin. XXII. Band, 12. Heft vom 15. Dezember 1897, S. 293—299. (Treffliche Charakteristik der Werke vnn Lentz und Dicks.)

1) Wir heben diesen Umstand ganz besonders hervor, weil wir nicht gewöhnt sind, uns mit fremden Federn zu schmücken. Gerne hätten wir den Namen des Verfassers dieser Arbeit mitgetheilt; aber er hat es uns ausdrücklich verboten. Wir wollen jedoch diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne ihm, der ein gar begeisterter Anhänger unserer Sache und ein sehr eifriger Leser der „Hémécht" ist, andurch unseren herzlichsten Dank auszusprechen.

2) S. 6.

3) S. 10—12.

3) S. 32—33.

haben auch gar nicht **das Zeug**, volksthümlich zu werden. So z. B. gipfelt das Lied „Dĕ schĕnst Blum“[1] in dem Vers:

„Dĕ Blum dĕ net verblĕe wîerd
Dâs d'feirég Frêihêtsrŏs.“

Das ist nicht die Sprache des Volkes „D'feirég Frêihêtsrôs“ ist ein Bild, welches dem Empfinden der gewöhnlichen Menschen durchaus fern liegt.

Natürlich und ungezwungen klingen dagegen die Lieder „E glécklécht Bauremédchen“,[2] „De Lompekrĕmer“,[3] „De Kaprol fum Kontingènt“,[4] „De Zinikléschen“,[5] und ganz besonders „D'Wokanz as do“[6] (ein prächtiges Studentenlied) u. s. w.

Auf dem Gebiete der Kleinmalerei zeichnet Lentz sich wirklich aus: kleine hübsche Scenen, Genrebilder und dgl. schildert er mit wenigen Worten ganz anschaulich. Wie gemüthlich liest sich das Gedicht „De Klîefchen“,[7] welches leider durch eine Geschmacklosigkeit am Schlusse entstellt ist. („An déng Wol'ke sollen droen, Fort meng Sĕl an d'ĕweg Rŏ.“)

Sehr gelungen ist die bekannte Fabel vom Raben und vom Fuchs „De Kuob an de Fox“,[8] die nach einer einfachen, dem Stoffe gut angepaßten Melodie gesungen werden kann. Dagegen kann ich mich mit einem Liede, wie „d'Mimmchen bei der Schlofdréppchen“[9] nicht befreunden. Daß eine alte Frau ihr „Dréppchen“ ansingen soll, ist doch eine gar zu sonderbare Idee.

Humor und Satire sind Lentz keineswegs fremd, obschon er auf diesem Gebiete nicht an Dicks heranreicht. „De schĕne Jong“[10] ist eine prächtige Satire auf die neumodischen Stutzer, welche sich geckenhaft kleiden und mit französischen Ausdrücken um sich werfen, wahrscheinlich um einen Beweis ihrer feinen Bildung zu geben und — sich selbst Weihrauch zu streuen.

Sehr gut weiß Lentz auch manchmal die Moral anzubringen. So sagt er z. B. am Schlusse der Fabel „De Frèsch an den Ox“[11]

„Aus deser Fabel helt d'Moral séch lîcht eraûs:
Den nemmen ĕ Su huôt, dé géf kèng zwê Su aus,
A bleif bei sénger Schip, wann hê kê Frak kann hun,
An dé kên Hut kann dro'n, dé soll êng Kâp un dun.“

Sehr bissig hebt das Lied d'Wèschmédchen“[12] an:

Sêi Bleilchen, sêi Bleilchen, an séng leschtèg Meilchen
Seng kikeléch Lâch, sêi Bleilchen, séng Meilchen
Dĕ man dat keng Weilchen him lang get den Dâg.“

---

1) S. 12—13. 2) S. 14—15. 3) S. 56—58. 4) S. 66—67. 5) S. 120—121. 6) S. 178—180. 7) S. 170—172. 8) S. 30—31. 9) S. 34—36. 10) S. 46—48. 11) S. 49. 12) S. 180—183.

Es ist dieses eines der hübschesten Lieder, welche Lentz gedichtet hat.

Die Gedichte sind in Bezug auf Inhalt und Stoff von den Liedern kaum verschieden. Eigentliche Gefühlslyrik findet man wenig darin. Es sind meist Stimmungsbilder, kleine humoristische Scenen, Gelegenheitsgedichte u. s. w. Ein hübsches Sinngedicht, worin Lentz so recht den Nagel auf den Kopf getroffen hat, und welches wir gar manchem unserer hochblasirten Gelehrtseinwollenden recht warm zur Beherzigung empfehlen möchten, ist der „Bicherwîert“[1]:

„*Dén ên:* Dat Boch, wat kascht et, so?
Den âner: Ech hal'n e Frang er féer.
Dén ên: Ma duorfir krit mer jo
Séng zwanzég Glîeser Bĕer.“

Tiefempfundene Nachrufe hat Lentz den beiden Schriftstellern Felix Thyes[2] und Peter Klein[3] gewidmet, die beide in der Blüthe der Jahre gestorben sind.

Ein Muster Lentz'schen Humors ist das dem ehemaligen, heute verschwundenen Rothen Brunnen von Luxemburg gewidmete Gedicht „Den élste Spĕssbirger“,[4] welches beweist, daß der Dichter, auch wo er kein Vorbild hat, Treffliches zu Stande bringt und einem anscheinend sehr trockenen Thema manche schöne Seite abzugewinnen weiß.

Andere Gedichte vermögen mir wenig zu gefallen. Der Monolog „Ferzweiw'lonk fun èngem Stomp Zigar“[5] klingt doch sehr gekünstelt, unnatürlich, und nicht einmal die in der letzten Strophe enthaltene ganz zutreffende Moral:

„Do kuck wĕ d'Menschen haut et ma'n!
Sie weisen nemme frendléch A'n
'Sŏ lang se dénger nĕdég;
Dach huôs du aus dem Pèch se brûocht,
Ges dû wĕ éch op d'Sêit geluôgt,
A bas d'am Wé, dan zĕ dèch!“

vermag den Leser mit dem Gedicht zu befreunden. Es ist kein richtiger Humor darin, weil überhaupt das Thema zu unbedeutend ist. Man gewinnt überhaupt oft den Eindruck, als sei Lentz mit dem Stoff in Verlegenheit gewesen und als habe er gedichtet, obschon er keinen passenden „Vorwurf“ hatte. Hier kann man sagen: „Etwas weniger wäre mehr“. Aber das ist ja bei allen Dichtern der Fall: man muß ja oft geringere Waare mit in den Kauf nehmen.

Einen Vorwurf können wir Lentz nicht ersparen, nämlich den, daß er manche Wörter gebraucht hat, die gar nicht luxemburgisch sind, oder

1) S. 210. 2) S. 218—220. 3) S. 226—227. 4) S. 243—244. 5) S. 252.

doch so wenig gebraucht werden, daß sie dem Volke eigentlich ganz fremd sind. Ich kann mich z. B. nicht erinnern, je das Wort „Sei Schâtz“ gehört zu haben; man sagt doch allgemein „Séng Freiesch“. Das Wort „d'Kommèren“ (commères) dürfte wohl auch nur selten gebraucht werden. Ob „Pockétchen“ wirklich Luxemburgern geläufig ist, möchte ich bezweifeln; dagegen ist das Wort „Buckĕ“ (bouquet) Jedermann bekannt.[1])

Auch läßt sich nicht leugnen, daß Lentz viele Wörter in's Luxemburgische herübergenommen hat, die gar nicht in der Mundart existiren und auch nie volksthümlich werden. Manche klingen gradezu gezwungen, wie „Weltakord“, „Habsucht“, „Eidelkét“, Gleisnereien“ u. s. w.

Zu hohem poetischem Fluge eignet sich eine Mundart nicht und besonders passen abstrakte Wörter nicht hinein. Daß ein Turnverein sein Lied beginnen soll mit den Worten:

„Komm, Musa, sètz déch un den Desch“[2])

klingt doch — gelinde gesagt — sehr sonderbar.

Mit den Schimpfwörtern geht Lentz — und das müssen wir zu seinem Lobe hervorheben — ziemlich selten und gelinde um, auch sucht er das Allzuderbe zu vermeiden. „Du bas en domme Krŏ“ und ähnliche Scherze kann man sich wohl gefallen lassen, doch einige andere Ausdrücke, wie z. B. „Fateronserknaen“[3]) sind unschön und unpassend.

Diesen paar Kritiken gegenüber verdient aber auch hervorgehoben zu werden, daß die Form der Lentz'schen Gedichte im Allgemeinen eine tadellose ist und daß speziell die Reime fehlerfrei sind. Auch hat der Dichter es verstanden, manchen echt luxemburgischen Ausdruck in der Poesie zu Ansehen gebracht zu haben. So sagt er z. B. von einem Mädchen:

„Him lûssen d'Hèrren emmer no.“[4])

Einem Kinde singt er:

„Duckel du déch an dêi Kessen.“[5])

Ferner gebraucht er Wörter wie „Eng Dun“ (ein Cylinderhut) „bejipst“ (betrunken) u. s. w., Ausdrücke, welche beim Volke ganz gang und gäbe sind, und welche auch in der Dialektlitteratur nicht dürfen übergangen werden.

Was man bei Durchlesung der Lentz'schen Lieder und Gedichte

---

1) Wenn wir auch mit dem geehrten Recensenten in Betreff dieser seiner These einverstanden sind, so müssen wir aber doch eingestehen, daß er mit den drei angeführten Beispielen nichts weniger als glücklich gewesen ist. Er hätte können und müssen ganz andere Beispiele anführen. Einen besseren Griff that er mit den nachfolgenden Beispielen. (Anm. von M. Blum.)

2) E Leiertŏn, S. 108—110.

3) D'Séche fun der röder Gêss. S. 64—66.

4) Dem Schneider sêi Schâtz. S. 36—37.

5) Schlôf mai Kénnchen. S. 38—39.

nicht außer Acht lassen darf, ist, daß er ein Stadtkind war (e Stĕts) und daß er auch trotz aller seiner poetischen Gesinnung doch etwas spießbürgerlich war. Deßhalb finden wir bei ihm manche Gefühle und Empfindungen, die der großen Masse des Volkes, insbesondere den Landbewohnern, fremd sind, oder ihnen gekünstelt klingen. Wohlthuend aber berührt uns überall die Liebe zum Vaterlande, die Anhänglichkeit an die Heimath.

Lentz hat unstreitig auch viele deutsche Gedichte und Lieder benützt; manche hat er sogar nur frei übertragen, von anderen diesen oder jenen Gedanken entlehnt. Das ist unstreitig durchaus statthaft, und, wenn es auch vom litterarischen Standpunkte aus interessant wäre, seinen Text mit den Vorbildern vergleichen zu können, so kann man es ihm doch nicht verargen, daß er seine Quellen nicht genannt hat. Seine Hauptarbeit bestand ja eben darin, etwas Luxemburgisches zu schaffen, und dabei ist es ja von wenig Belang, wo er seinen Stoff hergenommen hat.

2. Hiérschtblumen.

Die im Jahre 1887 in einem prachtvoll ausgestatteten Bande erschienenen „Hiérschtblumen“ enthalten, wie die erste Sammlung, ebenfalls „Liddercher a Gedichten“. Sie sind denjenigen aus „Spâss an Iérscht“ durchaus ebenbürtig, wenn sie allerdings auch keinen Fortschritt aufweisen. Er hat sie „Méngem Héméchsland zŏerkant“ in einfachen, anspruchlosen Worten, wie es des Dichters Charakters entsprach:

„Éch hun dĕ Blumen hei gesicht,
Zum Lidche bal, bal zum Gedicht,
Fir déch, mĕin Héméchsland;
Op dengen Héchten an am Dal,
Do hun éch font se iweral
An dir se zŏerkant.“[1])

Auch in dieser Sammlung hat der Dichter wieder unsere Mundart mit Fremdwörtern bereichert. Wörter wie „Mei Pégas“ (Mein Pegasus) werden dem Luxemburger Volke immer fremd bleiben. Wenn auch unsere Sprache nicht übermäßig reich ist, so tragen doch solche Ausdrücke gewiß nicht bei zu deren Bereicherung. Es liegt auch viel mehr Kunst darin, alle, ja selbst die gewöhnlichsten Ausdrücke des Volkssprachschatzes in Gedichten anzuwenden, als aus anderen Sprachen alle möglichen Wörter herüberzunehmen und ihnen scheinbar eine luxemburgische Form zu geben.

Im Allgemeinen verrathen übrigens auch diese Gedichte und Lieder Innigkeit und Gefühlswärme. Man sieht, daß Lentz, im Gegensatz zu manchen andern Dichtern, ein ruhiges, geordnetes Leben geführt hat

1) S. 2.

und sich nicht von Leidenschaften hinreißen ließ. Das muß ihm auch hoch angerechnet werden.

Es ließe sich eine ganze Anzahl schöner Gedichte aus dieser Sammlung auswählen; aber sie ist ja noch im Buchhandel zu haben, und jeder Luxemburger sollte es sich zur Ehre anrechnen, dieselbe zu besitzen. Ich möchte deßhalb nur auf einige wenige derselben ganz besonders hinweisen z. B.

„Wîen as dat Kand?“[1])

„Firsicht.“[2])

„De Prénz aus China op der Hŏchzeitsrés.“[3])

„Am Prisong.“[4])

„Aus der Schŏl geschwât“,[5]) und andere mehr.

Wie einfach und doch wie rührend weiß der Dichter das Erwachen der Natur zu schildern in dem Gedicht „D'Margrĕtchen.“[6]) Der Schluß:

„Dach fun all dé Blumen
Am Gard an um Fèld
As d'Margrĕtchen dĕ mir
Am bèschte gefèllt;
Et si wûol mĕ prèchtég
Mĕ schĕ wûol dĕ méscht.....
Ma éch hun èng Freiesch
Dĕ Margrĕtchen hêscht“

der etwas an die spöttische Manier Heine's erinnert, thut dem Werth des Gedichtes aber doch keinen Eintrag. Der Dichter liebt den Humor und er ist den gesunden Regungen des menschlichen Herzens nicht abhold.

Obgleich Lentz keine eigentlich „fromme“ Lieder gedichtet hat, verfehlt er doch nicht, öfters auf Gottes Walten hinzuweisen. Ihm ist ja auch die Natur „dât hélégt Gotteshaûs“[7])

Der Dichter versteht es auch sehr gut, die Schwächen seiner Landsleute zu geißeln die sich lieber an einem Krug „Löwenbrän“ und „Schweinswurst“ ergötzen, als an Gedichten und Kunstwerken. In diesem heiteren Humor liegt eine bittere Satire und das Gedicht ist heute noch eben so wahr — ja vielleicht noch viel wahrer — als im Jahre 1882. Man höre nur:

En Idealist fun haut (1882).[8])
Hun éch e Pèttche Lĕwebrei
Firu mir op dem Desch,
Mat ènger décker Wurscht derbei
De appetitléch fresch

1) S. 6—8. 2) S. 42. 3) S. 61—64. 4) S. 105—107. 5) S. 315. 6) S. 45—46. 7) Nom Wanter, S. 54—55. 8) S. 138—140.

An d'Nuos mir fun dem Tèller richt
Dât as mĕ schĕn wĕ all Gedicht;
Wèll wât hêscht all dĕ Drémerei,
Et gét neischt iwer Lĕwebrei.

„D'schĕnst Bild dât ê mir mole kann
Dâs èng Sardineschmîer,
E Patt mat seffég Bĕer dran
Rècht fresch aus Beiern hîer.
Molt Bescher, Fèld an Owessonn
Wât as dât gĕnt èng Bĕertonn?
Dât as e lauter Schmîererei:
Ma schwètzt dir mir fu Stefansbrei."

„Da sin der och dĕ schwèrmen nach
Fir onst frêit Hémechsland!
Dât as och alles, alles Brach,
An d'Frêihêt dât as Wand;
Hun éch ké Bĕer an dem Patt.
Sin éch am frêiste Land net mat,
An d'Hémechslĕft, das Gèckerei,
De Schaum net wîert fu Lĕwebrei."

In dem Gedichte: „Sangt wĕ en as",[1]) erſucht Lentz ſeine Landsleute, den „Feierwôn" zu ſingen, wie er ihn gedichtet hat:

A wât mir woren si mer bliwen,
Da sangt och wĕ en as geschriwen
De Feierwôn mat senger Weis,
A sètzt nêischt drâ fun èngem Preis.

Die „Hîerschtblumen" ſowohl, wie auch „Spâss an Iérscht" enthalten eine kleine Anzahl hochdeutſcher Gedichte, meiſtens Gelegenheitsgedichte, die aber weder inhaltlich noch der Form nach beſonders hervorragend ſind. Sie verrathen eine löbliche Geſinnung und geben den patriotiſchen Gefühlen des Volkes Ausdruck, aber einen bleibenden Werth haben ſie im Übrigen nicht.

Man kann zuweilen ein ſehr ſcharfes Urtheil über Lentz hören. Manche meinen außer dem „Feierwôn" und der „Hémécht" habe er überhaupt nichts Bemerkenswerthes gedichtet. Es wird ihm Gedankenarmuth u. ſ. w. vorgeworfen. Wer das thut, hat ſeine Gedichte entweder gar nicht oder nur äußerſt ſchnell und oberflächlich geleſen. Lentz iſt gewiß kein ſo genialer Dichter, daß er die Welt mit neuen und hohen Gedanken bereichert hätte, aber wer ihm die Erfindungskraft abſpricht,

1) S. 195—197.

der beurtheilt ihn falsch. Es gehört viel poetisches Gefühl, viel dichterische Gestaltungskraft und eine keineswegs alltägliche Auffassungsgabe dazu, so viele und verschiedenste Gegenstände zu besingen, wie er es gethan hat. In diesen seinen beiden Gedichtbänden ist die Arbeit seines nahezu ganzen Lebens enthalten, und die, welche verächtlich von ihm reden, mögen es nur einmal versuchen, ihm gleichzukommen; sie werden dann merken, daß es leicht ist zu kritisiren und daß man nicht zwei Bände von Gedichten in Zeit von acht Tagen aus dem Ärmel schütteln kann.

Obschon wir an den beiden Sammlungen Manches zu kritisiren hatten, können wir doch Lentz die Anerkennung nicht versagen, daß er ein wirklicher Dichter war und daß er unsere Litteratur um eine so große Anzahl kleiner poetischer Werke bereichert hat, wie es nach ihm wohl nicht leicht mehr Einer thun wird. Lentz ist selbstverständlich kein Dichter, welcher in der Weltlitteratur genannt werden wird, aber er ist ein Dichter, der sich neben den besten Dialektdichtern anderer Stämme sehen lassen kann. Er hat mit Dicks wesentlich dazu beigetragen, daß unsere Mundart von den wirklichen Luxemburgern in Ehren gehalten wird. Ihm schulden wir Dank für den kräftigen Ausdruck, den er unserm Nationalbewußtsein verliehen hat und sein Name wird mit demjenigen unseres Dicks hoffentlich so lange genannnt werden, als es Luxemburger gibt.

Inhaltsverzeichniß.

Zur Litteratur unſeres heimatlichen Dialektes. — Einleitendes. 3
I. Was iſt **über** unſern Dialekt geſchrieben worden? 3
II. Was iſt **in** unſerm Dialekte geſchrieben worden? 8
III. Anton Meyer. 17
IV. Jakob Diedenhoven. 22
V. Gangler Johann Franz. 25
VI. Knaff Karl Joſeph Philipp. 31
VII. de la Fontaine Edmund. 34
1. Biographiſches. 36, 67
De Wellefchen an de Fîschen. Éng âl Sêchen, nei a Reimen gesât fum Dicks. 37
T'Vulleparlament am Grengewald. 42
Èng Épisôd aus dem Dicks sèngem Liéwen. 47
Gedichte aus dem Nachlaſſe de la Fontaine's 65
Holiver. 65
Am Wanter. 66
Hamebritt 66
De Santmènnchen. 67
De Meisjut, ... 67
2. Litterar-Hiſtoriſches. — Aufzählung der von Edm. de la Fontaine im Druck erſchienenen Werke. 69
I. D'Vulleparlament am Grengewald. 72
II. De Scholtschein. 74
III. De Koséng, oder Schwârz oder Blont. 81
IV. D'Mum Sés oder De Gêscht. 85
V. D'Kirmesgèscht. 89
VI. De Ramplassang. 94
VII. Op der Jûocht. 99
VIII. De Gréngor. 102
IX. Den Hèr an d'Madame Tullepant. 105
X. En as rosen. 108
XI. Eng Stemmonk. 111
XII. De Schöster Böbö. 112
XIII. Die übrigen poetiſchen Erzeugniſſe Edmund de la Fontaine's. . 114
VIII. Lentz Michel. 117
I. Biographiſche Studie. 117
II. Litterariſche Studie. 141
1. Spâss an Iérscht. 145
2. Hiérschtblumen. 149